

RUND UMS KRANTOR

MAREK ANDRZEJEWSKI

RUND UMS KRANTOR

DIE FREIE STADT DANZIG IN ERINNERUNGEN
AUSGEWÄHLTE ASPEKTE DES ALLTAGSLEBENS

Für Hans Fuchs

WYDAWNICTWO
UNIwersYTETU GDAŃSKIEGO
GDAŃSK 2015

Umschlag- und Titelseitengestaltung
Andrzej Taranek

DTP
Marek Smoliński

© Copyright by Uniwersytet Gdański
Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego

ISBN 978-83-7865-323-3

Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego
ul. Armii Krajowej 119/121, 81-824 Sopot
tel./fax 58 523 11 37, tel. 725 991 206
e-mail: wydawnictwo@ug.edu.pl

www.wyd.ug.edu.pl
Księgarnia internetowa: www.kiw.ug.edu.pl

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	9
----------------------	---

I. BRIEFE

Ernst Marquardt (1995–1996) an den Verfasser	27
--	----

II. ARCHITEKTUR, KUNST, THEATER

Otto Klöppel, Danzig und sein Wolkenkratzer „Ostdeutsche Monatshefte. Kunst und Geistesleben“ 1920, H. 6, S. 252–254	32
Wolfgang Deurer, Der Alt-Danziger Stil, Mythos, Fiktion oder Realität, „Danziger Hauskalender“ 2007, S. 29–32	35
Ingrid Geyer. Laatz. Die Zeughaus-Passage, „Danziger Hauskalender“ 1990, o.S.	40
Wolfgang Drost, Eine Kindheit im Klosterhof, „Danziger Hauskalender“ 2005, S. 14–16	42
Anneliese Dorits, Saisonbeginn in Danzig, „Danziger Hauskalender“ 1996, o.S.	45

III. ÄRZTE

Hans Runge, Erinnerungen an Danziger Ärzte, „Danziger Hauskalender“ 1996, o.S.	50
---	----

IV. FESTE

Wolfgang Bein, Weihnachtsmärchen, „Danziger Hauskalender“ 2005, S. 59	57
Silversterpuk in Danzig, „Der Westpreuße“ 1973, Nr. 24, S. 31–32.	58

V. INFLATION, GULDEN

Alfred Kasanowski, Inflation in Danzig, „Unser Danzig“ 1994, Nr. 9, S. 33	61
Kurt Endrigkeit, Alles für ein Dittchen, „Danziger Hauskalender“ 1964, S. 43–45	62
Woher stammt das Wort „Dittchen“? „Danziger Hauskalender“ 1971, O. S.	66

VI. GASTRONOMIE, LOKALE, HANDEL

Traudl Wittkopp, Zu Gast in Danzig. Gastronomische Erinnerungen an die Stadt in den Jahren 1935 bis 1939, „Danziger Hauskalender“ 1995	67
Wo wir zu Gast waren „Danziger Hauskalender“ 1990, o.S.	70
Bodo Kutzke, Damenkonfiserie in Danzig, „Danziger Hauskalender“ 2003, S. 18	73
Marktbericht vom 22. März 1937. „Danziger Hauskalender“ 1987, o.S.	73
Günther Strahl, Unser Kolonialwarenladen. Altstädtischer Graben, „Danziger Hauskalender“, S. 65–66	74
Paul Kreisel, Eine Erinnerung an das Café Brunies, „Unser Danzig“ 1975, Nr. 14	76

Vom guten Danziger Marzipan. Das Geheimnis seiner Herstellung aus Mandeln, Zucker und kandierten Früchten, „Danziger Hauskalender“ 1987, o.S.	78
--	----

VII. VERKEHRSWESEN

Jürgen Pinnow, Zu den Omnibus-Linien im Freistaat Danzig, „Danziger Hauskalender“ 1996, o.S.	80
Ulrich Engler, Einmal: „Heubude Strand!“, „Unser Danzig“ 1992, Nr. 12, S. 12–13	85
York Wosegien, Erinnerungen. Als unser Freistaat Autozeichen noch „DZ“ hieß und man Straßenverkehr als erholsam pries, „Danziger Hauskalender“ 2002, S. 61–63	88
Hans-Joachim Dyck, Erinnerungen eines Fahrschülers, „Danziger Hauskalender“ 1999, S. 15	90
„Zeppelin über Danzig“, „Unser Danzig“ 2006, Nr. 7, S. 22	91

VIII. PRESSE

Oscar Bechtle, In Danzig von 1928 bis 1945 (1–3), „Unser Danzig“ 2005, Nr. 1, S. 15–22, 25; Nr. 2, S. 19–25; Nr. 3, S. 30–33	94
Dieter W. Leitner, 100 Jahre Rentier Poguttke. Zum Gedenken an Fritz Jaenicke und seine Stammtischgespräche in den Danziger Neuesten Nachrichten, „Unser Danzig“ 2008, Nr. 2, S. 22	111
„Netteste Nachrichten“, „Danziger Hauskalender“ 1994, o.S.	113
Hildegard Semmler, Der Zeitungsjunge, „Danziger Hauskalender“ 1994, o.S. . . .	114

IX. SPORT

Robert Sander, Die Sportstadt Danzig, in: Die Kongreßstadt Danzig, Danzig (nach 1928), S. 24	117
Alfred Kasanowski, Mit „Radaune voll auf Sieg. Ein Fußball- Idol aus Danzig, „Unser Danzig“ 1995, Nr. 4, S. 37	118
Carl Lange, Zoppot als Sportmittelpunkt, „Unser Danzig“ 2001, Nr. 7, S. 24. . . .	118
„Olympische Spiele in Zoppot“?, „Danziger Hauskalender“ 1991, o.S.	120
100. Jahre Zoppoter Turnverein von 11890, „Der Westpreuße“ 1990, Nr. 19, S. 19–20.	121

X. ZOPPOT, SPIELKASINO, KARNEVAL

Arthur Lenz, Zoppot als Monte Carlo des Ostens. 25 Jahre rollte die Roulettekugel, „Danziger Hauskalender“ 1953, S. 98–101	123
Edith Boy, Das Karnevalshütchen am Menzelbach, „Unsere Heimat“ 1961, S. 108–113	128
„Heiße Musik“ auf „kalter Platte“. Kasino-Hotel-Weltbad Zoppot. „Danziger Hauskalender“ 1996, o.S.	128
Vorklänge zum Zoppoter Karneval. Vor fünfzig Jahren – Februar 1936 – Danziger Zeitungen berichteten: Der Kleine Rat begrüßt den Prinzen und die Prinzessin, „Danziger Hauskalender“ 1986, o.S.	130

Lothar Wegner, Peter. Eine Erinnerung an den Zoppoter Kasinostrand, „Danziger Hauskalender“ 1964, S. 72–73	131
---	-----

XI. SCHULWESEN, STUDENTEN

Gertrud Bornholdt, Der Leidensweg einer Linkshänderin, „Unser Danzig“ 2006, Nr. 7, S. 19–21	134
Alfons Klatt, Das bestandene Abitur. Der Tag, an dem der „Stürmer“ getragen wurde, „Unser Danzig“ 2007, Nr. 2, S. 13–15.	137
Manfred Krutein, Ein Abend in der Machandeltreppe, „Danziger Hauskalender“ 1990, o.S..	141
25. Jähriges Hochschul-Jubiläum. Ein unvergeßliches Ereignis im Juli 1929, „Danziger Hauskalender“ 1954, o.S.	143

XII. ERINNERUNGEN VON VERTRETER DER DANZIGER ELITE

Horst Ehmke, Mein Elternhaus, in: Mein Elternhaus. Ein deutsches Familienalbum. hrsg. Von Rudolf Pörtner, Würzburg 1993	146
Ulrich Sahn, „Diplomaten taugen nichts“. Aus dem Leben eines Staatsdiener. Mit einem Vorwort von Karl Dietrich Bracher, Düsseldorf 1995, S. 13–17, 20.	155

XIII. MEIN ZUHAUSE

Jutta-Karla Wiens, Eine kleine Erinnerung (nicht nur) für ehemalige Langgarter, „Danziger Hauskalender“ 2006, S. 12–17.	159
Heinz Foß, Vom Fischereiunternehmer zum Karussellbesitzer. Meine Reise durch den Freistaat Danzig mit der Schaustellerfamilie Erna und Albert Foß, „Unser Danzig“ 2007, Nr. 10, S. 22–24	162
Georg Szarafinski, Jugendjahre eines Mottlauspuckers aus der Abegg-Gasse. „Unser Danzig“ 2001, Nr. 6, S. 27–29.	166
Ralph Wiese, Danziger Originale, „Danziger Hauskalender“ 2007, S. 14–15.	171
Alfred Kasanowski, „Gedanken an Danzig laufen mir immer nach „Unser Danzig“ 1995, Nr. 2, S. 29–31	173
York Wosegien, So war’s. So wird’s nie wieder sein- Freistaat-Jugenderinnerungen und Abschie auf Hela Reedee, „Danziger Hauskalender“ 1998, S. 120–122	177
Eva-Maria Franke, Abschied Mein Zuhause, „Unser Danzig“ 1995, Nr. 4, S. 30.	179
Hildegard Semmler, Rund ums Krantor..., „Danziger Hauskalender“ 1994, o.S.	180

ABBILDUNGEN	184
-----------------------	-----

EINLEITUNG

Es gibt Städte, über die schon viel geschrieben und gesagt wurde. Es gibt auch Städte, die ihren *genius loci* besaßen. Danzig ist und bleibt eine der interessantesten und schönsten Städte Europa. Zweimal in seiner über tausendjährigen Geschichte, von 1807 bis 1814, und von 1920 bis 1939, hatte Danzig den Status einer Freien Stadt. Eben in der Mottlaustadt nahm am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg seinen Anfang. Über 40 Jahre später, im August 1980, entstand in Danzig nach den Streiks auf der Werft die Organisation „Solidarność“, die große antikommunistische Bewegung in Mittel-Osteuropa. Danzig wurde in der achtziger Jahren zu wichtigster Stadt in Polen und gerade in Danzig begann der Zerfall des Kommunismus.

Danzig gehört neben Warschau, Krakau und Breslau zu den polnischen Städten, die einen sehr hohen Bekanntheitsgrad in Europa haben. Ich schreibe bewusst von polnischen Städten, denn genau so, wie die Polen sich bewusst damit abfinden müssen, dass die einst polnischen Städte Lemberg und Vilnius nicht mehr polnische sind, so sind genauso Danzig, Breslau oder Stettin keine deutschen Städte mehr. Die deutsch-polnische Grenze, die gewissermaßen eine Konsequenz der völkermörderischen Politik des Dritten Reichs ist, bleibt, nicht nur meiner Meinung nach, unantastbar.

Doch sollten Polen nicht vergessen, dass die erwähnten Städte über Jahrhunderte unter dem Einfluß des deutschen Kulturkreises standen, auf den Straßen und Gassen hörte man häufiger die deutsche als die polnische Sprache. Und die schönen Häuser, die gotischen Kirchen oder berühmte Gemälde und Kunstwerke sind Ergebnis der Arbeiten deutscher Bauherren, Architekten, Handwerker. Der Einfluß der Deutschen auf die dynamische Entwicklung Danzigs oder auch Breslaus ist nicht oft genug zu schätzen. Es lässt sich nicht leugnen, dass, wie Peter Oliver Loew mit Recht schrieb, „ansonsten sich in Danzig nur wenige polnische Bezüge auf die Lokalgeschichte“ finden¹.

Und so sollten auch die Litauer und Ukrainer sich bewusst sein, dass die Geschichte von Lemberg und Vilnius im großen Maße die Geschichte Polens ist. Daß die Polen keine Ansprüche auf diese Städte erheben können, bedeutet jedoch nicht, dass sie das moralische Recht nicht haben zu behaupten- so wie es noch vor einigen Jahrzehnten die Polen taten-, dass jeder Stein in Vilnius nur Litauisch spricht, genauso wie in Danzig nach 1945 plötzlich alle Steine nur Polnisch sprachen. Man kann also nur hoffen, dass die Litauer und Ukrainer, so wie es heute die Mehrheit der Polen sieht, die früheren polnischen Städte als gemeinsames Kulturerbe eines gemeinsamen Europas erachten.

¹ P.O. Loew, *Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen*, Osnabrück 2003, S. 210.

Die Geschichte Danzigs ist zu facettenreich und auch zu komplex, um sie nur auf polnische oder deutsche Einflüsse zu beschränken. Die historische Wahrheit ist nicht die vereinheitliche und „bequeme“ Darstellung der Vergangenheit. 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und 76 Jahre nach dem Ausbruch des Weltkrieges auf der Westerplatte sollte man die volle und von mitunter tief sitzenden Komplexen und Ängsten freie Wahrheit anstreben. In den zwanziger Jahren zwischen den beiden Weltkriegen war die Geschichte Danzig, Zoppots und dreier Landkreise überwiegend eine deutschgeprägte Geschichte. Die deutschen Einflüsse in Danzig selbst waren eindeutig vorhanden. Aber im öffentlichen Bewusstsein der Polen war lange Zeit die Überzeugung tief verwurzelt, dass Danzig länger ein polnisches als deutsches Antlitz hatte.

1939 wurde die Mottlaustadt vor allem in Frankreich wegen der Artikel von Marcel Déat „Mourir pour Dantzig“ berühmt. Es ist auch kein Zufall, dass gerade in Danzig im August 1980 die „Solidarność“ gegründet wurde. Seit 1945, also schon genau seit 70 Jahren, gehört Danzig zum polnischen Staat und der überwiegende Teil Einwohner der Stadt, ca. 96–99 Prozent denkt, spricht und fühlt auch Polnisch.

Wenn vor Gründung der Freien Stadt Danzig die polnische Frage in der lokalen Presse nur sporadisch mehr Platz findet², so änderte sich die Situation in der neuen politische Konstellation nach 1918 beträchtlich. Zwar dominierte in der Mottlaustadt weiterhin deutlich das Deutschtum und die deutsche Seite „sollte keine Angst vor einer Polnisierung Danzigs“ haben, aber nicht selten machte man den Leser auf die „polnische Gefahr“ aufmerksam. Beispielsweise das Presseorgan der Deutschnationalen, die „Danziger Allgemeine Zeitung“, war sehr empfindlich für die polnischen Bestrebungen, ihre Einflüsse in der Freien Stadt zu vergrößern. Deshalb formulierte die deutsche Seite ein Offensivprogramm. Um ein negatives Bild der Polen zu kreieren, schrieb man nicht zufällig über von Polen verübte Verbrechen, Diebstähle, Raubüberfälle usw. Ein besonders Zielobjekt dieser antipolnischen Veröffentlichungen waren die polnische Staatsbürger. An dieser Stelle nur ein Beispiel für einen Artikel der „Danziger Allgemeine Zeitung“ vom 29. Juni 1931: „Im März d. Jahres war der polnische Staatsangehörige Josef Szczukowski wegen mehrfacher nicht wiederzugebender sittlicher Beleidigung dreier Danziger junger Mädchen mit 3 Monaten Gefängnis bestraft“.

Es fehlt heute nicht an Erinnerungen über die Freie Stadt Danzig. Schon vor fast 50 Jahren verfasste Stanisław Mikos den Übersichtsartikel *Die Freie Stadt Danzig (1920–1939) in Memoiren, Tagebücher, Erinnerungen*³, jedoch ist dieser Aufsatz nicht auf dem Laufenden und wirkt etwas enttäuschend. Außerdem sieht man hier eine ganz andere Betrachtung der deutsch-polnischen Beziehungen. Fünfzig Jahre sind doch eine lange Zeit. Es ist nur zu bedauern, daß den Erinnerungen

² Vgl. P.O. Loew, *Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997*, S. 170–172.

³ S. Mikos, *Wolne Miasto Gdańsk (1920–1939) w dziennikach, pamiętnikach i wspomnieniach*. „Gdańskie Zeszyty Humanistyczne” 1975, Nr. 22.

an die Freie Stadt Danzig von Seiten jüngerer Forscher so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Brunon Zwarra's Buch bietet eine Fülle an Material und seine Erinnerungen sind mit Sicherheit von großem Wert⁴. Ihr Verfasser, Jahrgang 1919, zeigte den Danziger Alltag in allen seinen Schattierungen und bringt viel Neues. Brunon Zwarra, ein Danziger Pole, versuchte aber nicht nur aus der polnischen Perspektive die Problematik der Freien Stadt dem Leser näher zu bringen. Aus seinen Erinnerungen folgen auch Fragen, wie die Einwohner von Danzig, Zoppot und aus den drei Landkreisen tatsächlich lebten, welche kleinen und großen Freuden und auch Sorgen sie hatten. Zwarra's Buch bietet eine Fülle an Material.

In einer etwas anderen, eher „Vertriebenperspektive“ geschrieben sind die Erinnerungen des aus einer reichen Familie stammenden Christiane Grüning⁵. Doch auch hier, vielleicht nicht so häufig, finden wir interessante Informationen darüber, wie in den reichen Danziger Familien Musik gepflegt oder wie auch Feste in der Mottlaustadt begangen wurden.

Sehr hoch sind die Erinnerungen von Hans Fuchs zu schätzen⁶. Der Autor (Jahrgang 1926) präsentiert seine Umgebung, seine Nächsten und auch das Klima der Freien Stadt, ihr Kolorit und ihren Geist. Das zu zeigen ist keine leichte Aufgabe. Auch über Danzig schreibend, muß man diese Stadt gut fühlen. Hier sehe ich die große Bedeutung der Erinnerungen für professionelle Historiker. Nur Quellen, Fachliteratur und Presse sind zu wenig, um die wirkliche Seele einer Stadt wie Danzig gut kennen zu lernen.

Ein Kapitel für sich bildeten die Erinnerungen von Roman Wodzicki⁷, der in den Jahren 1928–1934 eine Stelle im polnischen Generalkommissariat hatte. Seine Beobachtungen sind vielgestaltig und mitunter ist ihr Ton sogar etwas böseartig. Dies hat seinen Grund, wenn man bedenkt, dass Roman Wodzicki über einen Besuch eines türkischen Diplomaten in der Vertretung Ankaras in Danzig schrieb, wo niemand türkisch sprach und niemand imstande war, sich mit dem Diplomaten zu verständigen. Dieser sprach nicht Deutsch und die im Konsulat beschäftigten Personen sprachen nur Deutsch.

Leider bringen die Erinnerungen von Rudolf Gamm⁸, einer der deutsch-nationalen Politiker, nichts Neues und man sieht, dass der Verfasser nach Diktat der polnischen Seite schrieb. Rudolf Gamm blieb bis zu seinem Tod 1961 in Zoppot, was für einen Deutschen aus der ehemaligen Freien Stadt ungewöhnlich war. Doch bringen solche hagiographischen Arbeiten nicht viel Neues. Insbesondere denke ich in diesem Sinne an die Biographie, genauer gesagt- Hagiographie des polnischen Volkstagsabgeordneten, Erazm Czarnecki⁹.

⁴ B. Zwarra, *Wspomnienia gdańskiego bówki*, Bd. 1, Gdańsk 1984.

⁵ Ch. Grüning, *Die Nixe im Kischbaum. Eine Kindheit in Danzig*, Frankfurt a.M.–Berlin 1898.

⁶ *Erinnerungen von Hans Fuchs Junior*, in: M. Andrzejewski. *Vor dem Vergessen bewahren*, Gdańsk 2015.

⁷ R. Wodzicki, *Wspomnienia. Gdańsk – Warszawa – Berlin 1928–1939*, Warszawa 1972.

⁸ R. Gamm, *Swastyka nad Gdańskiem*, Gdańsk 1960.

⁹ T. Bolduan, *Syn ziemi gdańskiej. Opowieść o Erazmie Czarneckim*, Gdańsk 1989.

Einen mehr sachlichen Gesichtspunkt zeigt Harry Siegmund¹⁰ in seinen Erinnerungen. Der Verfasser war seit 1936 Referent des Danziger Senats und, was Aufmerksamkeit verdient, schrieb u.a. über den Besuch des Filmstars Zarah Leander, die zur Uraufführung ihres Films „Heimat“ in Danzig war.

Über verschiedenartige Erscheinungen des Alltagsleben in Danzig schreibt auch Mieczysław Jałowiecki¹¹. Gewisse neue Fakten bringen Arbeiten, die auf Anregung von Studenten des Instituts für Sprachwissenschaften gemeinsam mit der Gemeinschaft zur Förderung von Studienaufenthalten in Deutschland entstanden¹².



Abb. 1. Marienkirche

In den meisten Erinnerungen klingt vorrangig der Ton eines deutlichen Märtyrertums und somit ist festzustellen, dass die konkreten Angaben in diesen Erinnerungen recht wenig nützlich sind bei der Zeichnung eines vollen Bildes von Danzig in der zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts.

¹⁰ H. Siegmund, *Rückblick. Erinnerungen eines Staatsdieners in bewegter Zeit*, Kiel 1999.

¹¹ M. Jałowiecki, *Wspomnienia, raporty i sprawozdania z Gdańska (1919–1920)*. Wstęp i opracowanie Zbigniew Machaliński, Gdańsk 1995.

¹² Danzig. *Gdańsk 1945. Erinnerungen nach 50 Jahren*, Gdańsk 1997; *Danzig Gdańsk 1944. Gespräche nach 50 Jahren*, Gdańsk 1995; G. Müller, *Gute, schlimmste Zeiten ... Gespräche mit Danziger Polen*, Gdańsk 1996.

Verhältnismäßig oft bringen viele Erinnerungen fast dieselben Informationen. So schreibt Gertrud Bornholdt¹³ über den „schluckernen Bruno“ oder „dummen Bruno“. Auch Sigmund Warminski widmete dieser Person etwas Platz, in dem er erwähnt¹⁴: „Fast alle Städte haben ihre eigenen seltsamen, komischen Figuren. Danzig hatte den „schuckernen Bruno“. „Schucker“ war das Danziger Wort für „doof“. Er spazierte auf der Langgasse, immer «elegant» in weißen Handschuhen und tat allerhand meist unschuldigen Unfug. Gerne fiel er auf und dirigierte den Straßenverkehr“.

Kennzeichnend für die Mehrheit, doch sicher nicht für alle Erinnerungen, ist, dass politische Fragen von den Verfassern auch unter dem Aspekt deren Nützlichkeit bei der Darstellung des Alltagslebens behandelt werden. Doch bringen diese Arbeiten nicht viel Neues. Insbesondere denke ich in diesem Sinne an die Erinnerungen von Ernst Ziehm¹⁵, Heinrich Sahn¹⁶, Guy de la Tournelle¹⁷, Carl J. Burckhardt¹⁸ und Stanisław Knauff¹⁹. Auch die Arbeiten von Alojzy Pilarczyk und Henryk Sonnenburg²⁰, Erhard Gülzow²¹, Erwin Lichtenstein²², Gerhard Jeske (Jahrgang 1929)²³, Kazimierz Wilkomirski²⁴, Gabriela Danielewicz²⁵, Zygmund Kurek²⁶, Vera Ratzke-Jansson²⁷, Hanna Domańska und Leon Lifsches²⁸ bringen zwar etwas Neues, obgleich sie keinesfalls eine Wende in der Geschichte der Freien Stadt sind. Ganz am Rande soll erwähnt sein, dass auch in dem Roman von Günther Grass *Die Blechtrommel* und im gleichnamigen Film von Volker Schlöndorff dieser Thematik berührt wird.

¹³ S. Warminski, *Danzig-Heimatland. Lustige und wehmütige Erinnerungen eines Wanderers zwischen dem alten Europa und der Neuen Welt*, Frankfurt a.M. 2000.

¹⁴ *Ibidem*, S. 24.

¹⁵ E. Ziehm, *Aus meiner politischen Arbeit in Danzig 1914–1939*, Marburg/Lahn, 1957.

¹⁶ H. Sahn, *Erinnerungen aus meinen Danziger Jahren 1919.1930. Bearbeitung und biographische Einleitung von Ulrich Sahn*, Marburg/Lahn 1958.

¹⁷ G. de la Tournelle, *À Danzig de decembre 1934 a septembre 1939*, „Revue d'Histoire Diplomatique“ 1978, Nr.3/4.

¹⁸ C.J. Burckhardt, *Meine Danziger Mission 1937–1939*, Zürich 1960. Vgl. P. Stauffer, *Zwischen Hofmannsthal und Hitler. Carl J. Burckhardt. Facetten einer außergewöhnlichen Existenz*, Zürich 1991.

¹⁹ S. Knauf, *Wojna zaczęła się w Gdańsku*, Warszawa 1946.

²⁰ H. Pilarczyk, H. Sonnenburg, *Z gdańskich tradycji rewolucyjnych 1918–1921. Wstęp i przypisy Bolesław Hajduk*, Gdańsk 1972.

²¹ E. Gülzow, *Kirchenkampf in Danzig 1934–1945. Persönliche Erinnerungen*, Leer (Ostfriesland) 1968.

²² E. Lichtenstein, *Bericht an meine Familie. Ein Leben zwischen Danzig und Israel. Nachwort von Günter Grass*, Darmstadt 1985.

²³ G. Jeske, *Engel mit Trompete. Danziger Meoritaten bis 1945*, Hamburg (o. D.).

²⁴ K. Wilkomirski, *Wspomnienia*, Kraków 1971.

²⁵ G. Danielewicz, M. Koprowska, M. Walicka, *Polki w Wolnym Mieście Gdańsku. Wstęp Józef Borzyszkowski*, Gdańsk 1985.

²⁶ Z. Kurek, *Trzy lata w Wolnym Mieście Gdańsku 1936–1939*, Bydgoszcz 1987.

²⁷ V. Ratzke Jansson, *Często myślę o Gdańsku*, Gdańsk 2005.

²⁸ H. Domańska, L. Lifsches, *Żydzi znad gdańskiej zatoki*, Warszawa 2000.

Manche Erinnerungen streifen wegen des Alters ihres Verfassers vor allem die Zeit nach 1939. So ist es auch bei den Erinnerungen von Hans-Georg Peukert²⁹. Jahrgang 1935 und teilweise Horst Ponczek³⁰, Jahrgang 1929. Es ist auch kein Zufall, daß in vielen Erinnerungen häufig die Wendung „Wir Kinder“ vorkommt. Selbstverständlich ist es erforderlich, auch sie kennen zu lernen, weil man von Zeit zu Zeit ganz unerwartet auf interessante Informationen treffen kann.

Bis 1945 hatte aber die Mottlaustadt deutlich einen deutschen Charakter. Besonders um die Wende des 19. und 20. Jahrhundert erinnerte Danzig an eine typische deutsche Stadt. Die Situation änderte sich auch nicht nach der 1920 erfolgten Gründung der Freien Stadt Danzig. Weiterhin war die Sprache der Straße Deutsch und alle leitenden Stellen im Leben der Stadt waren den Deutschen zugeschrieben.

Danzig, Zoppot und drei ländliche Kreise hatten eindeutig deutsche Prägung. Dass ein Teil der Bevölkerung der Freien Stadt polnische Wurzeln hatte, war meines Erachtens, nicht entscheidend. Dazu ein Beispiel: Während der offiziellen Gespräche vertraten die Danziger Seite Franz Kurowski, Anton Sawatzki, Julius Jewelowski und Franz Arczynski: die polnische Seite repräsentierten dagegen Henryk Strasburger, Alfred Siebeneichen und Felix Hilden. Es versteht sich von selbst, dass alle „echte Deutsche“ oder „echten Polen“ waren³¹.

Obwohl einige Hundert Bücher über die Freie Stadt Danzig erschienen, sind weiterhin bestimmte Bereiche nur in sehr geringer Umfang betrachtet. Es bedarf keines besonderen Scharfblicks, um festzustellen, dass z.B. Forschungen zum Sport der Danziger Deutschen eine wichtige Aufgabe für die sich mit Sport befassenden Deutschen wie auch Polen ist. Das Wissen über den Sport in der Freien Stadt ist recht bescheiden. Die Situation „retten“ teilweise die Erinnerungen von Robert Sander³². Aber er ist, oder präziser gesagt, er war hier oft „einsam“. Dabei ist äußerst bemerkenswert, dass die sportliche Aktivität der Danziger Polen verhältnismäßig groß war. Als Beispiel kann hier Zygmunt Chychła dienen. Vor dem Krieg trainierte er Boxen im polnischen Club „Gedania“ Nach 1945 machte er bei „Gedania“ weiter und während der Olympischen Spiele 1952 in Helsinki gewann er als einziger Sportler der polnischen Mannschaft eine Goldmedaille. Dann wurde er von den polnischen kommunistischen Behörden als „nationalistisch unsichere“ Person sogar schikaniert. 1972 verließ Zygmunt Chychła Polen und 2009 starb in Hamburg. An seinem Beispiel sieht man, dass die Grenze zwischen dem Deutschtum und dem Polentum in Danzig manchmal sehr dünn sein konnte.

²⁹ H.-G. Peukert, *Erinnerungen 1935–2005. Autobiographie Dr. Hans-Georg Peukert*, Hamburg–Bergstedt 2005.

³⁰ H. Ponczek, *Eine Jugend in Danzig*, 2003.

³¹ R. Wodzicki, *op.cit.*, S. 147–148.

³² R. Sander, *Das sportliche Danzig bis 1933*, „Unser Danzig“ 1962, Nr. 16–19; *Die Sport Stadt Danzig*, „Unser Danzig“ 1984, Nr. 7. Siehe auch C. Lange, W. Hewelt, *Vom Danziger Fussball. Aus den Erinnerungen von Hemmig Ruhnke*, „Unser Danzig“ 1981, Nr. 3.

Es ist hier nicht der Ort, auf einzelne Aspekte des Sports genauer einzugehen, aber es scheint sinnvoll mindestens einige Beispiele zu geben. Hans Fuchs, ein begeisterter Segler. Er nutzte „jede Gelegenheit, an Wettfahrten teilzunehmen. Das große Segelereignis fand jeden August während der sogenannten „Grünen Woche“ auf Höhe des Zoppoter Seesteg“ statt³³. Sein ein Jahr jünger Kollege, Horst Ehmke, „spielte Fußball im Verein „Preußen 04“, ging boxen und reiten. „Im Winter“, wie er sich erinnert, „liefen meine Schwester Ruth und ich eifrig Ski. Mangels Bergen kam nur Langlauf in Betracht“.³⁴



Abb. 2. Blick vom Kurgarten auf den Seesteg

Das Bild des Alltagsleben in der Freien Stadt wäre wohl unvollständig, würde man Zoppot nicht berücksichtigen. Es ist bemerkenswert, welche Anziehungskraft diese Stadt, auf Deutsche aus dem Reich, Polen aus der Republik Polen sowie auf das internationale Publikum ausgeübt hatte. Dank der Waldoper, dem Karneval, verschiedenen Sportveranstaltungen und dem langen Seesteg und auch Wettbewerben wie „Die Dame und ihr Hund“ oder „Blumencorso“ hat Zoppot die Attraktivität der Freien Stadt zusätzlich bereichert. In der vorliegenden Arbeit ist die Rede von dem „Monte Carlo des Ostens“, dem „Bayreuth des Osten“ und der „Riviera des Nordens“, aber in Zukunft wird es mit Sicherheit erforderlich sein, noch mehr Aufmerksamkeit der „Zoppoter Zeitung“ zu widmen. Vieles, oft unbekanntes Material kann man in den Jahrgängen der „Zoppoter Zeitung“ finden.

³³ *Erinnerungen von Hans Fuchs*, S. 146.

³⁴ *Ibidem*, S. 305.

Es ist nur zu hoffen, dass eine weit angelegte Durchsicht eine Antwort auf die Frage geben kann, worin eigentlich das Geheimnis Zoppot besteht.

In der Zeit zwischen den Weltkriegen herrschte in Danzig ein überaus reges geselliges Leben. Ein wichtiges Problem, das übrigens ebenfalls weitere und ausführliche Erforschung verdient, ist z.B. die Frage des Nachtlebens in Danzig. Wie bekannt ist, war Danzig auch in der Zeit zwischen den Weltkriegen eine Hafenstadt mit allem, was dazu gehört. Auch sollte nicht vergessen werden, dass die Schiffe länger als es der Fall heute ist, in einem Hafen festmachten. Es gab damals noch keine Container und die fremden Matrosen hatten mehr Zeit, die Stadt in ihren allen ihren Schattierungen kennenzulernen. Es klingt vielleicht auf den ersten Blick wie eine Selbstverständlichkeit, dass Quellenmaterial über die Prostitution in Danzig in großem Maße für die Forscher zugänglich ist. Leider sind jedoch die Polizeiakten sowohl in deutschen als auch in polnischen Archiven nicht aufbewahrt und somit nicht verwertbar. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass sie sich weiterhin in Moskau befinden. Natürlich ist das nur eine Vermutung. Um diese Frage dem Leser näherzubringen, muß man auf Erinnerungen zurück greifen. Doch hier stoßen wir auf nächste Hindernisse: ehemalige Prostituierte sind zumeist nicht bereit, ihre reichen und oft sehr farbigen Erlebnisse zu Papier zu bringen. Auch für die „Gentlemen“ sind die Erinnerungen an Danziger Freudenhäuser eine heikle Sache. Zum Glück findet diese Problematik etwas Platz in manchen Erinnerungen. Besonders interessant sind einige Stellen in den Erinnerungen von Ernst Loops. Hierzu ein Zitat: „Auch die Prostitution floriert. Aufdringlich und elegant im Zentrum der Stadt. Früher (d.h. vor 1919 – M.A.) hausten in den Straßen der Altstadt einige Dutzend eingeschriebener Weiblichkeiten vom horizontalen Gewerbe, zumeist äußerlich wenig verlockende Gestalten, ähnliche Typen, wie sie Zille von der Berliner Unterwelt gezeichnet hat. Aber wehe sich eine von diesen Weiblichkeiten erdreistete, auf dem Langen Mark oder der Langgasse ihrem lockenden Gewerbe nachzugehen, ein Sittenpolizist hätte sie sofort am Schlafittchen gehabt“³⁵.

Der Erste Weltkrieg brachte bekanntlicherweise beträchtliche Veränderungen in der Position der Frau in der Gesellschaft mit sich. Es gab aber weiterhin große Unterschiede im Rollenverständnis und der Alltag einer Frau in einer gut situierten Bürgerfamilie war ein ganz anderer als in einer typischen Arbeiterfamilie. Deutlich machen dies einerseits die Erinnerungen von Lisa Barendt³⁶ und andererseits von Gertrud Dworetzki³⁷. Übrigens sind die von Lisa Barendt sehr interessant und es ist zu bedauern, dass diese Erinnerungen weder in Deutschland noch in Polen die verdiente Aufmerksamkeit fanden.

Im Vergleich mit der Zeit vor dem „Großen Krieg“ hatte sich, meiner Meinung nach, die Lage der Dienstmädchen etwas verbessert, aber nicht selten war

³⁵ Biblioteka PAN in Gdańsk, MS 5060, Bd. 2, S. 133, E. Loops, *Meine Lebenserinnerungen der Jahre 1914 bis 1934*.

³⁶ *Danziger Jahre. Aus dem Leben einer jungen Frau bis 1945/46*, Oldenburg 1994.

³⁷ G. Dworetzki, *Heimatort Freie Stadt Danzig*, Düsseldorf 1985.

deren Arbeitszeit weiterhin unbegrenzt. Es soll an dieser Stelle nur erwähnt werden, dass die jungen Mädchen oft aus der armen Kaschubei stammten. Sie zogen nach Danzig, um „in Stellung gehen“. Über das Schicksal von Dienstmädchen schreibt, wie es scheint objektiv und sachlich neben Horst Ehmke, Maria Kurecka auch Hans Fuchs. Der Enkel des Gründers der DNN schrieb u.a. „Wir hatten immer Hilfe im Haus: eine Köchin, ein Kindermädchen oder eine Haushaltshilfe. Mein Vater warnte uns Kinder, dass wir sie (Margarete Korsch – M.A.) ja nicht beleidigen und damit möglicherweise aus dem Haus treiben durften“³⁸.

Im Unterschied zu ihren Kolleginnen in Polen waren die Dienstmädchen in der Freien Stadt materiell besser gestellt. Es scheint, dass sie gut behandelt wurden. In den Erinnerungen von Horst Ehmke finden wir Antwort auf die Frage: „Wie stand es mit dem Hauspersonal? Wir hatten eine kaschubische Küchenhilfe, Cäcilie, meine Mutter kochte selbst, und ein polnisches Kindermädchen, Isabella. Sie wurden, soweit ich das erlebt habe und beurteilen kann, fair behandelt. Isaschwarzhaarig, klein und sehr hübsch – war meine erste Liebe, eine Tatsache, mit der ich häufig aufgezogen wurde. Andererseits will es mir rückblickend unglaublich erscheinen in welch einer kleinen Kammer die beiden „Mädchen“ in unserem großen Haus gewohnt haben“³⁹.

In den unlängst veröffentlichten Erinnerungen aus der Feder von Hans Fuchs sind sogar einige Seiten dem Hauspersonal gewidmet. Weil die Familie Fuchs verhältnismäßig wohlhabend war, ist es kein Wunder, dass im Haus mindestens eine Köchin, oft auch ein Kindermädchen angestellt war. Man kann vermuten, dass es sich beim Kindermädchen nicht um eine Hauslehrerin, sondern eher um eine Person, die nur die Kinder hüten sollte. Jedenfalls handelte sich nicht um eine Fremdsprachlehrerin, deren Hauptaufgabe es war, sich mit den Kindern in französischer oder englischer Sprache zu unterhalten.

Der durchschnittliche Danziger Deutsche wusste wenig oder gar nichts über die Republik Polen und meistens war für ihn eine typisch polnische Eigenart nicht sichtbar und gar unverständlich. Jedenfalls solchen Eindruck hinterliess die Lektüre der schon oben erwähnten Erinnerungen von Lisa Barendt. Recht knapp wird auch in den anderen Erinnerungen Polen behandelt. Nur selten stoßen wir auf Erinnerungen, die ein. Das betrifft neben dem schon früher erwähnten Brunon Zwara auch das Buch von Sigmund Warminski⁴⁰, der aus einer polnischen Familie stammte; auch er bekam die Einberufung zur deutschen Kriegsmarine. Die Arbeit macht Eindruck einer sachlichen und recht objektiven Autobiographie. Sigmund Warminskis Bemerkungen über das Alltagsleben „der kleinen Leute“ in Danzig sind, meines Erachtens, bescheiden und sachlich.

³⁸ *Ibidem*, S. 115, 118.

³⁹ H. Ehmke, *Mein Elternhaus*, in: *Mein Elternhaus. Ein deutsches Familienalbum*, Würzburg 1993, S. 306–307.

⁴⁰ S. Warminski, *op. cit.*

Ein weiterer Moment, der hier eine Unterstreichung verdient, ist die Bescheidenheit sowie von Hans Fuchs, Horst Ehmke (Jahrgang 1927)⁴¹ als auch Ulrich Sahm (Jahrgang 1917)⁴². Auch ihr Taschengeld konnte nicht imponieren und diese aus wohlhabenden Häusern stammenden Jungen waren wie ihre Altersgenossen erzogen. Sie waren nicht geneigt mit dem Geld herumzuwerfen

Das geringe Interesse, das die Republik Polen in den Schulbücher der Danziger Kinder findet, zeugt davon, dass dies ein bisher fast unerforschtes Gebiet ist und einige hier zitierte Beiträge können den aktuellen Stand der Dinge nicht ändern. Zu hinterfragen wäre beispielsweise nun, ob das Niveau der Danziger Lehre ohne Vorbehalt akzeptieren konnte und ob es einschneidende Unterschiede zwischen den Lehrprogrammen der Schulen in der Freien Stadt und in Deutschland gab. Nützlich und interessant wäre es auch, zu untersuchen, welche Fremdsprachen in den Danziger Schulen unterrichtet wurden und ob die Vermittlung von Lehrern (Professoren oder eher durch Hauslehrer erfolgte).

Leider ist über das Alltagsleben der Studenten in Danzig ist uns wenig bekannt. Um so mehr sollte man jede Information kritisch sammeln. Dasselbe betrifft Schulen und Jugendorganisationen, sowohl deutsche wie auch polnische. Ich möchte hier als Beispiel Piotr Pacynka⁴³ anführen. Dieser junge Historiker konzentriert sich vorrangig auf Konflikte, als ob diese das Leben an der Danziger Technischen Hochschule bestimmten. Der Titel der erwähnten Veröffentlichung *Das Recht von Stock und Faust. Vorfälle zwischen polnischen und deutschen Studentenverbänden* scheint davon zu zeugen, dass einige Autoren in ihrer wissenschaftlichen Entwicklung stehen geblieben sind.

Sehr typisch für den Geist der Zeit war es, dass es unter den gut situierten Einwohnern der Freien Stadt eine Gewohnheit war, in Zoppot eine Wohnung oder sogar ein Haus in den Sommermonaten zu mieten. Die günstige Lage und herrliche Umgebung machten Zoppot zum Villenvorort von Danzig. So wie die Familie Dworetzki⁴⁴ auch der Redakteur Oskar Bechtle und Hans Fuchs, der in seinen Erinnerungen schreibt⁴⁵: „Wenn unsere Eltern im Sommer gemeinsam wegfuhrten, verbrachten wir Kinder manchmal einige Wochen bei unserer Oma, Clara Fuchs, in der Bülowallee⁴⁶ in Zoppot ... Das Haus war ganz aus Holz gebaut und mit hellgrauen Schellack gestrichen. Es passte sich schön in die Umgebung ein.

Das Areal war so groß und vielseitig (Wald, Wiese und kultivierter Garten)... Nach Verlust der Zeitung mussten wir die Breitgasse-Wohnung Anfang 1940 räumen. Wir zogen zunächst ins Ostseebad Zoppot in unsere dortige Sommerresidenz in der Stolzenfelsallee. Dieses Haus hatten meine Eltern 1932 erworben. Seitdem

⁴¹ H. Ehmke, *op. cit.*

⁴² U. Sahm, „Diplomaten taugen nichts“. *Aus dem Leben eines Staatsdieners*, Düsseldorf 1995.

⁴³ P. Pacynka, „Prawo kija i pięści“ – zająścia między polskimi a niemieckimi korporantami w Wolnym Mieście Gdańsku (1920–1939), in: *Nietolerancja. Redaktor naukowy tomu Anna Łysiak-Łątkowska*, Gdańsk 2013.

⁴⁴ G. Dworetzki, *op. cit.*, S. 117–122.

⁴⁵ *Ibidem*, S. 117–118.

⁴⁶ Heute ulica Mickiewicza.

hielten wir uns dort jeden Sommer auf. ... Es war nicht nur eine Sommerbleibe, sondern ein vollwertiges Haus, das das ganze Jahr über bewohnbar war. Tatsächlich blieben wir dort während des Winters 1940/41 bis wir, nach Verlassen der Danziger Wohnung, eine neue ständige Bleibe in Langfuhr gefunden hatten“⁴⁷.

Aber nicht die Zoppoter Sportwoche war die wichtigste Veranstaltung in Zoppot und auch in der Freien Stadt. „Die erste Geige“ spielte hier ohne Zweifel die 1909 gegründete Waldoper. Wenn auch in den ersten Jahren ihre Bedeutung als künstlerische Hochburg noch in weiter Ferne lag, so liess doch in der Zwischenkriegszeit ihr Spielplan viele anspruchsvolle Richtlinien erkennen. Eine sehr wichtige Zäsur war das Jahr 1922, als Hermann Merz die Leitung der Waldoper übernahm. Ziemlich schnell macht er aus dem Zoppoter Kurtheater eine Bühne mit europaweiter Berühmtheit.

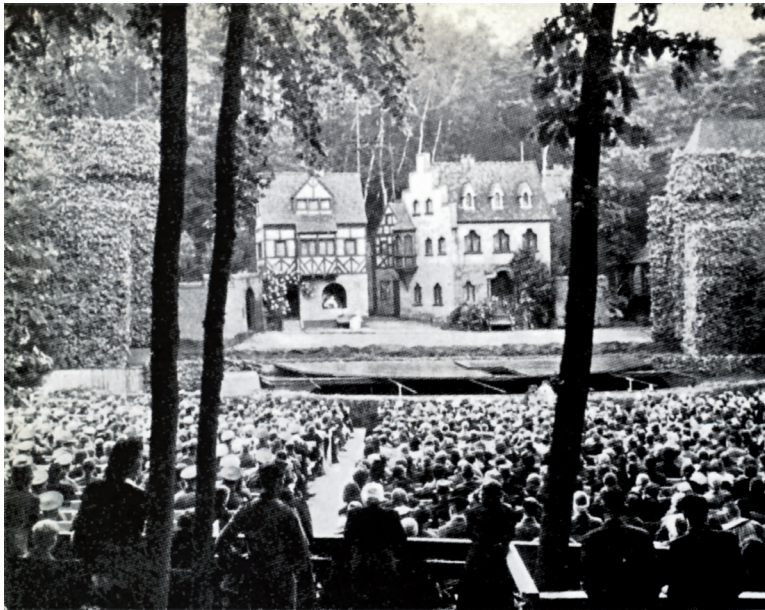


Abb. 3. Die Waldoper, eine Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg“

Der Spielplan wurde durch Wagner Aufführungen beherrscht und von 1922 bis 1939 wurden in Zoppot mit drei Ausnahmen nur die Werke von Richard Wagner präsentiert. Die Zoppoter Waldoper brachte insgesamt 9 Werke Wagners zur Aufführung. 1938 erreicht die Waldoper ihren Höhepunkt und der 125. Geburtstag Richard Wagner wurde auch in Zoppot besonders gefeiert. Damals bewältigte die Waldoper zum ersten Male die zyklische Gesamtaufführung des „Ring der Nibelungen“.

Die Aufführungen der Wagner-Opern finden ihren Ausdruck in vielen Erinnerungen, aber vor allem in denen, deren Verfasser aus gut situierten Familien

⁴⁷ *Die Erinnerungen von Hans Fuchs*, S. 110–114.



Abb. 4. Gustav Fuchs

stammten. So z.B. erinnert sich Hans Fuchs, Enkel des Gründers der DNN: „Zusammen mit Eltern und Schwester saß ich in der Waldoper auf einem Klappstuhl, der mir mit jeder Minute härter vorkam. Trotzdem ich in eine Decke eingehüllt war (um die „Nieren“ zu schützen, wie es hieß), fror ich mit jeder Note mehr. Stillsitzen musste ich auch. Glücklicherweise gab es eine Unterbrechung durch Regen und zwei Pausen. Ich verstand überhaupt nicht, was da vor sich ging, außer, dass von Zeit zu Zeit von einem Graf die Rede war. Nehmen vor also an, es war „Parsival“. Das Martyrium schien ewig zu dauern, war danach aber auch bald wieder vergessen. Außer den drei anderen Stücken des „Rings“ und dem

„Rienzi“ habe ich alle Wagner-Opern in Danzig gesehen und noch heute höre ich sie hin und wieder gern“⁴⁸.

Es war eine unbestreitbare Tatsache, daß die Teilnahme von Kindern an einer lange dauernden Wagner-Aufführungen den Schein von Snobismus hatte. Jedoch oft fanden die kleine Hörer so den Kontakt mit der Musik, was gerade bei Hans Fuchs der Fall war. Mit der Begeisterung für Musik war die Sache jedoch nicht so einfach. Aus der Lektüre u.a. der Erinnerungen von Christiane Grüning, die eine Klavierlehrerin bekam, war nicht immer entzückend ? Kein Wunder. Wenn man bedenkt, dass Fräulein Waldersee „blitzschnell“ ein Lineal hervorzog. „Die Angst vor dem Lineal“ war keine Motivation, „zu Hause intensiver zu üben. Das war vermutlich kein Einzelfall und u.a. schrieb über solche „Torturen“ seiner Schwester auch Hans Fuchs, über „Stunden, die nur selten ohne Tränen abliefen“⁴⁹.

Mit Sicherheit hatte die Waldoper einen großen Einfluß auf das Alltagsleben in Zoppot im Sommer. Nach „Bayreuth des Nordens“ fuhren Tausende Opernliebhaber aus dem Deutschen Reich oder aus Polen, zumeist Angehörige der deutschen Minderheit. Auch die Vertreter der lokalen Elite besuchten mit ihren Familien die Konzerte. Man kann behaupten, dass die Wagner-Aufführungen Zoppot und Danzig bereicherten. Im großem Maße waren es gerade die Wagner-Aufführungen mit ihrer sehr guten Besetzung, die dazu betrogen, dass die Freie Stadt etwas vom Stereotyp eine Provinzstadt zu sein, verlor.

⁴⁸ *Ibidem*, S. 90–91.

⁴⁹ *Ibidem*, S. 97.

Kennzeichnet, und das nicht nur für Danzig, war, das einige der sozialen Schichten überhaupt keine tägliche Berührung zueinander hatten. Wenn es jedoch zu Kontakten kam, so waren diese sporadisch und öfters nicht beabsichtigt. Dies illustriert auch die „Bekanntschaft“ von Horst Ehmke, dem Sohn eines bekannten Danziger Arztes, mit einem aus einer kindereichen Familie stammenden Gleichaltrigen. Der „Freund“, der spätere Minister der Bundesrepublik Deutschland, gefiel der Familie nicht und sein Dialekt brachte die Tante von Horst Ehmke sogar in Verwirrung.

Die soziale Struktur des derzeitigen Danzigs verstärkte noch die bestehenden Unterschiede. Der Charakter Danzig als Hafenstadt bewirkt zwar ein größere Weltoffenheit, doch es ist kaum zu behaupten, dass in der Freien Stadt jeder Bürger „seinen Platz kannte“. Danzig in der Zeit zwischen den Weltkriegen kannte solche zwischenmenschliche Beziehungen, wie sie gerade zu dieser Zeit in den USA eingeführt wurden, überhaupt nicht.

Naturgemäß können beim heutigen Forschungsstand nur vereinzelte Aspekte des Alltagsleben betrachtet werden. Auch das schon erwähnte Schulleben, das Verbringen der Freizeit, Sport, Straßenbild, Schmuggeln, Lokale, Danziger Küche usw. wurden präsentiert.

Unter vielen Forschungsdesideraten erscheint mir sehr wichtig, die Geschichte der DNN näherzubringen. Für die Jahre 1894–1944 läßt sich ohne die DNN kein quellengesichertes Bild von Danzig präsentieren. Schon Anfang der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts zeichnete sich die Danziger Zeitungslandschaft durch eine Vielzahl von Titeln aus. Daß die DNN den Höhenpunkt der Danziger Journalistik bildete, war in großem Maße das Verdienst des in Heilbronn geborenen Gustav Fuchs (1857–1929). Zu betonen wäre hier noch, dass DNN fast 50 Jahre lang die größte Danziger Zeitung war. „Der Name Fuchs umschließt die Geschichte einer Danziger Verlegerfamilie, die sich um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts für den Ausbau der dortigen Presse außerordentlich verdient gemacht hat“⁵⁰.

Auffällig ist hier, dass es trotz aller Bemühungen der Danziger NSDAP nicht gelungen ist, ihr Presseorgan „Der Danziger Vorposten“ zur größten Zeitung in Danzig zu machen. Auch nach der Machtübernahme blieb der DNN das größte Blatt in der Mottlaustadt. Man kann hier behaupten, dass die nationalsozialistische Propaganda in Danzig trotz der Arbeiten von Herbert S. Levine⁵¹ und Dieter Schenk⁵² noch nicht gänzlich erforscht ist.

Wie man sich leicht vorstellen kann, spielte im damaligen Danzig der Strassenbahnverkehr eine bedeutende Rolle. Im Vergleich mit der jetzigen Situation war der Busverkehr zweitrangig und im Grunde genommen beschränkte er sich vor allem auf die Vororte. Bei dieser Gelegenheit noch einige Worte über den Kraftverkehr.

⁵⁰ M. Andrzejewski, *Vor dem Vergessen bewahren*, S. 38.

⁵¹ H.S. Levine, *A History of the Nazi Party In Danzig, 1925–39*, Chicago and London 1973.

⁵² D. Schenk, *Hitler Mann in Danzig. Gauleiter Forster und die NS-Verbrecher in Danzig-Westpreußen*, Bonn 2000.

Tabelle Nr. 1 Die Kraftfahrzeuge in der Freien Stadt Danzig nach dem Stande vom 10. Mai 1928

Staatsgebietsteile	Personen- kraftwagen	Lastkraft- wagen	Motorräder	Zusammen
Stadt Danzig	1 017	481	615	2 113
Stadt Zoppot	74	28	47	149
Kreis Danziger Höhe	99	54	94	247
Kreis Danziger Niederung	45	19	66	130
Kreis Großes Werder	170	27	142	339
Insgesamt	1 405	609	964	2 978

Quelle: *Danziger Statistisches Taschenbuch 1930/31*, Danzig 1930, S. 44.

Tausend und über tausend Danziger begrüßten begeistert Adolf Hitler, doch ist hier zu hinterfragen, ob der Status der Freien Stadt Danzig für sie nicht der bessere war? Waren sie wirklich bereit, ihren relativ hohen Lebensstandard für die Abschaffung der Freien Stadt zu opfern? Die deutschen kulturellen Einflüsse würden doch so oder so erhalten bleiben. Die Haltung der Danziger stand nicht selten im Widerspruch zu ihren offiziellen Erklärungen. Hier ist nun allerdings eine äußerst bemerkenswerte Feststellung zu treffen. Die damalige (Ende April 1939) Stimmung in der Freien Stadt schildert der Schweizer Konsul „Zur Frage der Rückgliederung Danzigs an das Deutsche Reich glaube ich sagen zu dürfen“, schrieb Sebastian Regli: „dass die Mehrheit der Danziger Bevölkerung, wenn sie sich frei aussprechen könnte, den Status quo vorziehen würde. Auf jeden Fall besteht keine Begeisterung für den Anschluss, angesichts Mangels an gewissen Lebensmitteln und Rohstoffen in Deutschland, aus währungs- und devisenrechtlichen Gründen, aus Erwägungen politischer und weltanschaulicher Natur usw. von der öffentlichen Verkündung des Anspruchs auf Danzig durch Reichskanzler Hitler am 28.4.1939 wagten viele Danziger bis in höchste Beamtenkreise ihre Bedenken gegen die Rückgliederung, besonders im jetzigen Augenblick, offen auszusprechen“⁵³.

Im Gegensatz zur Euphorie des Sommers 1914 war die Stimmung in Danzig und natürlich auch im Reich 25 Jahre später mehr zurückhaltend. Viele Danziger erinnerten sich sehr wohl daran, was ihnen der Erste Weltkrieg gebracht hatte und befürchteten den Ausbruch eines neuen Krieges. Für viele pragmatisch denkende Danziger schien die Zeit bis September 1939 eine gute Periode zu sein. Trotz allem war Danzig kein Pulverfaß und die meisten Menschen hatten alltägliche Probleme und die „große Politik“ berührte sie nur sporadisch.

Noch einige Worte über die Stimmung 1939 in Danzig. Stephan H. Pfürtners, Jahrgang 1922, der 1943 einen Prozess vor dem Volksgericht hatte und natürlich kein Nazi war schrieb in seinen Erinnerungen⁵⁴: „Für meine Familie,

⁵³ Erich Brost, *Wider den braunen Terror. Briefe und Aufsätze aus dem Exil*. Bearbeitet von Marek Andrzejewski und Patrik von zur Mühle, Bonn 2004, S. 140.

⁵⁴ S.H. Pfürtners, *Nicht ohne Hoffnung – erlebte Geschichte 1922 bis 1945*, Stuttgart 2001, S. 228–229.

meine Freunde und mich war, schrieb damals eines undiskutierbar, nämlich dass Danzig eine deutsche Stadt war und das Recht hatte, zum Deutschen Reich zu gehören. Der Status des „Freistaates Danzig“ erschien uns künstlich und aufgenötigt. Der Anteil der polnischen Bevölkerung war nach unserer eigenen Wahrnehmung minimal. Er belief sich auf 6–7 Prozent. Aber nirgendwo in meiner Umgebung wurde die Auffassung vertreten, dass für die Rückeingliederung ein Krieg nötig oder gerechtfertigt wäre. Die Danziger Bevölkerung war in ihrer Mehrzahl nicht für eine Kriegstreiberei zu gewinnen. Unsere Lebensbedingungen in dem kleinen Staatsgebilde waren keineswegs existenziell bedrängend. Es gab bisweilen Reibereien mit Polen, so schätzten wir die Konflikte in Sachen Zoll, Bahn und Hafen ein. Aber im gesamten Kulturleben, in der Innenpolitik, im Schul- und Bildungswesen waren die Danziger autonom und konnten ihr Deutschtum ungehindert praktizieren.“



Abb. 5. Auto-Omnibus

Hier sei auch erwähnt, dass Friedrich von Wilpert glaubte: „Die einheilige Meinung der Danziger war damals: «Lieber Freie Stadt bleiben, als um den Preis eines Krieges zum Reich zurückzukehren». Und doch kam der Krieg! ... und diesmal konnte man nicht sagen, man sei in ihn «hineingeschlittert», wie in den ersten Weltkrieg“. Die Einwohner der Freien Stadt „erlebten wie durch einen Schleier, gewebt aus halber Begeisterung und halber Sorge⁵⁵. Es muß auch gesagt sein, dass für viele Danziger Deutsche die Zeit bis September 1939 unproblematisch und schön war. Ob sich ihre Mehrheit mit Politik im eigentlichen Sinne aktiv befasste, ist schwer zu sagen. Jedenfalls, wie es oft im Leben

⁵⁵ F. von Wilpert, *Einer in fünf Zeitaltern. Meilensteine an einem wechselvollen Lebenswege*, Bonn 1977, S. 115.

der Fall ist, gaben die aktiven NS- Anhänger den Ton an und waren deutlich sichtbar. Es erhebt sich die Frage, ob die Danziger Deutsche wirklich bereit waren, ihren relativ hohen Lebensstandard für die Abschaffung der Freien Stadt zu opfern?

In einigen Erinnerungen wird der hohe Lebensstandard in Danzig hervorgehoben. So schrieb auch Sigmund Warminski: „Der Lebensstandard der Bevölkerung der Freien Stadt Danzig war auf einem hohen Niveau, vielleicht hatte das Land den höchsten oder nahezu den höchsten Standard in Europa“⁵⁶. Ich glaube, dies ist nicht völlig überstimmend mit der derzeitigen Wirklichkeit. Wahrscheinlich war der Lebensstandard eines durchschnittlichen Bürgers der Freien Stadt höher als der in Deutschland, von Polen nicht zu reden. Also ein Danziger hatte viel zu verlieren.



Abb. 6. Jopengasse

Mit der Berufung auf von über 50 Erinnerungen verschiedener Länge möchte ich die Aufmerksamkeit auf den inhaltliche Reichtum solcher Druckschriften wie „Danziger Hauskalender“, „Unser Danzig“ oder „Ostdeutsche Monatshefte“ lenken. Solche Schriften werden recht selten von professionellen Forschern oder auch von Freunden der Städte Danzig und Zoppot herangezogen. Die zumeist im Ganzen angeführten Erinnerungen zeigen, meiner Meinung nach, die Freie Stadt „in ihrem Alltag“.

Das Bild von Danzig und Zoppot ist in den meisten Erinnerungen aus einer anderen als gewöhnlich eingesetzten Perspektive gezeichnet und zeigt die Städte als pulsierender und lebensfroh. Die angeführten Erinnerungen bereichern mit Sicherheit auch die Auseinandersetzung mit der Geschichte von Danzig und Zoppot.

Ziel meiner Arbeit ist es, die Aufmerksamkeit der Historiker und Freunde der Geschichte Danzigs und Zoppots auf bisher recht unbekannte

Aspekte der Städtegeschichte zu lenken. Und dabei auch eine etwas andere Optik bei der Betrachtung der Mottlaustadt und des „Bayreuth des Nordens“ aufzuzeigen. Danzig, das Lackmuspapier der deutsch-polnischen Beziehungen, war eine Stadt, in der viel passierte. Doch nicht alles drehte sich um politische Fragen, im Gegenteil.

⁵⁶ S. Warminski, *op.cit.*, S. 63.

Besonders bis 1933, gewissermaßen sogar bis zum Herbst 1938, lebten die Danziger in und mit ihren kleinen Problemen, lebten ihr eigenes Leben, wie Danzig und Zoppot auch.

Die Lektüre von zumindest einigen Teilen der vorliegenden Arbeit trägt mit Sicherheit dazu bei, die einst sehr verworrenen Zeiten besser kennen zu lernen. Wer weiß zum Beispiel, was ein „Dittchen“ war? Wissen alle, die sich für die Danziger Geschichte interessieren, dass in der Zeit zwischen den Weltkriegen Marzipan sehr beliebt war und Danzig sehr auf die Produktion dieser Nascherei setzte? Die Forderung an die Forschung kann man leicht erweitern. Deshalb möchte ich hier nur erneut betonen, dass es noch eine Menge Lücken in unserem Bild von der Freien Stadt Danzig gibt. So wissen wir zum Beispiel recht wenig über die Auftritte des Zirkus in Danzig, der sich in den Zwischenkriegsjahren größerer Popularität erfreute als es heute der Fall ist.

Ich bediene mich hier eines anderen Beispiels, um den Wert des vorliegenden Buches zu unterstreichen. Wenn jemand von den Pressehistorikern sich entscheidet, die größte Danziger Zeitung, die DNN, näher zu betrachten, wird auf die Erinnerungen von Oskar Bechtle treffen und zurückgreifen müssen. Genauso wird man bei der Betrachtung der Anfänge des Danziger Kinos sich auf die Erinnerung von Hans Naporra berufen müssen⁵⁷.

Zur Erweiterung des Wissens über die Freie Stadt Danzig entschied ich mich, mit einigen Ausnahmen zwar, in extenso sehr verstreute Erinnerungen heranzuziehen, die als bisher erscheinende Veröffentlichungen in Polen nur in einigen Fachbibliotheken zugänglich sind. Solche Schriften wie der „Danziger Hauskalendar“ oder „Unser Danzig“ waren zwar revisionistischer Färbung, doch sind sie wahre Fundgruben für Informationen über ganz unterschiedliche Aspekte der alltäglichen Geschichte Danzigs und Zoppots zwischen den Weltkriegen.

Die vorliegende Arbeit versteht sich als Beitrag zur Geschichte Danzig, besonders zum Alltagsleben. An dieser Stelle soll mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Dieser kurze Überblick hat sowohl die Stärke wie die Schwächen der bisherigen Forschung hervorzuheben versucht und kann keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Er soll lediglich als Beitrag zur Frage des Alltagsleben in der Freien Stadt Danzig angesehen werden. Der deutsche Historiker Peter Oliver Loew, Jahrgang 1967, schreibt im Schlusswort seines Buches *Gdańsk Literacki (1793–1945)* (Das literarische Danzig (1793–1945)), daß das Jahr 1945 das Ende der Stadt bedeutete und erst in den achtziger und neunziger Jahren allmählich ein neues Antlitz von Vertreter der polnischen Elite gestaltet wurde.

⁵⁷ H. Napora, *Danzigs Kinos und Filmpaläste*, „Unser Danzig“ 2006, Nr. 9 Siehe auch: B.G. Vorbusch, Jahrgang 28. Erinnerungen an Danzig. Ein Neufahrwasseraner plaudert aus seiner Jugendzeit, 1994, S. 108 „Nicht alle Filme konnte man sehen, aber bei manchen half dann ein zweiter Ausweis mit einem anderen Jahrgang. Für besonders interessante Filme hatte ich einen besonderen Trick, um den Film besser kennenzulernen. Wenn die Nachmittagvorstellung beendet war und die Seitentüren aufgingen, begab ich mich zur Toilette, und kam erst bei erneutem Dunkelheit und Beginn der Abendvorstellung wieder zum Vorschein. Was tut man nicht alles für die Bildung“ S. 46.

Es erscheint dem heutigen Betrachter merkwürdig, dass auch unter den Danziger Emigranten am Ende des Krieges die Idee der Freien Stadt Danzig an Bedeutung gewann. Die Frage der staatlichen Zugehörigkeit der ehemaligen Freien Stadt Danzig war für die Polen kein geringster Zweifel. Die meisten glaubten, daß die Mottlaustadt dem polnischen Staat eingegliedert wird. Erich Brost blieb aber dabei, dass sich der polnische Sozialist, Adam Ciołkosz, „an ihn gewandt und ihm vorgeschlagen habe, dem Polnischen Nationalrat anzugehören. Dieser Vorschlag war aber inoffiziell und trug zudem ziemlich nebelhaften Charakter, so dass Erich Brost und andere Danziger Emigranten „nicht auf das Thema einging“⁵⁸.

Die Danziger Gegner der NSDAP konnten nicht im schon polnischen Gdańsk auf „eine gewisse kulturelle Autonomie“ rechnen. Die polnische Seite war 1945 nicht daran interessiert, den multikulturellen Charakter der Stadt und die Danziger Identität zu betonen, was sicher nicht verwunderlich ist. Die Zeit, als Danzig mit Beibehaltung eines deutschen Charakters zur Republik Polen gehörte, ist endgültig vorbei und es gab keinerlei Voraussetzungen dafür, dahin zurück zu kehren. Die zwanzig Jahre zwischen den beiden Weltkriegen waren ein zu kurzer Zeitraum für die Herausbildung einer Danziger Identität. Das heutige Selbstverständnis ist ein anders als das von 1945, als man befürchtete „die Deutschen kommen wieder“. Diese Angst gehört der Vergangenheit an und die meisten polnischen Danziger verstehen auch die deutschen Touristen, die ihre „alte Heimat“ besuchen. Ich bin der Meinung, dass es wert ist, Forschungen zu Danzig noch mehr als bisher aufzunehmen, denn die Stadt ist wie kaum eine andere eine Brücke zwischen den Deutschen und den Polen. Danzig ist eine Stadt, die offen ist für andere Nationalitäten, politische Ansichten, Konfessionen. Eine Stadt, die die Geschichte Europas bereichert und einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der europäischen Kultur, Wissenschaft und Zivilisation geleistet hat.

In der Arbeit wurde die originelle Schreibung beibehalten. Dasselbe betrifft die Großbuchstabe (besonders im Kapitel III.).

Das Buch möchte ich einem gebürtigen Danziger, Herrn Hans Fuchs, widmen, der viel Verständnis für meine Danzig betreffende Vorhaben hatte.

⁵⁸ Vgl. M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig*, S. 215.

I. BRIEFE

Ernst Marquardt (1995–1996) an den Verfasser

11. April 1996

„Cafe und Restaurants gab es in Hülle und Fülle, die auch durchweg gut besucht waren¹. ... Stammkneipen waren mehr kleinere Gaststätten, die unterschiedlich genutzt wurden, wozu also solche in der Innenstadt, in den Vororten und im Hafengebiet rege genutzt wurden, wobei meist Grog, Machandel und viel Bier getrunken wurde, zumal wir ja mehrere Brauereien hatten. Außerdem waren ja in den Studentenhäusern auch meist studentische Kneipenabende, wie ich sie selbst während des Studiums erlebt habe. In Danzig gab es zu meiner Zeit nur ein Cabaret, das zuerst „Wilhelm-Theater“ hieß. Der spätere Name war „Scala“ auf Langgarten, was meine Eltern mit mir oft besuchten. ... Was trugen Männer, Frauen, Beamte und Arbeiter? Allgemein wurde auf Kleidung insofern Wert gelegt, dass sie sauber, ordentlich und nicht übertrieben war. Die Männer und Beamte trugen meist einen streifen Kragen und Krawatte, aber auch die „Fliege“ war sehr beliebt, z.B. bei meinem Onkel Richard Teclaw². Die lockere Bekleidung kam erst etwa Mitte der dreißiger Jahre auf. Die Jungen trugen, so oft sie nur konnten, kurze Hosen und Kniestrümpfe. Da ja Kleidung in Danzig finanziell erschwinglich war, wurde auch vom Arbeiter auf gute Kleidung geachtet.

23. August 1995

... Mein Vater war außerordentlich fleißig und leistete Hervorragendes nach seinem Studium im Bauwesen. Zudem war er künstlerisch begabt ... Die Siedlung Oliva-Mühlenhof war sein dankbarstes Werk, dort baute er einige Dutzend Häuser ... Künstlerisch war er ebenfalls tätig, so stammt die Weinkarte aus dem Ratskeller von ihm ... Meine Mutter hatte den Beruf einer Schneiderin erlernt, war jedoch nicht hauptberuflich tätig. Ich war der einzige Sohn. Unser Familienleben war sehr harmonisch und verwandtschaftlich bestanden herzliche Familienverhältnisse. Wir wohnten in einer 3-Zimmerwohnung ...

¹ Leider war der Verfasser nicht imstande alle Namen ausführlich zu präsentieren.

² Richard Teclaw (1896–1956). Journalist, Drogist. Mitglied der Danziger SPD. 1933 emigrierte er nach Österreich, 1934 in die Tschechoslowakei. Als nach der Sudetenkrise der Pressedienst sein Ende fand, reiste zuerst Richard Teclaw und später seine Frau Elisabeth durch Polen nach England. An Richard Teclaw erinnert sich Erich Brost in einem Brief vom 23. März 1993 an den Verfasser; „Richard Teclaw war ein von mir bevorzugter Freund. Er fing bei der „Danziger Volksstimme“ als Gerichtsberichterstatte an, war aber ursprünglich Drogist. Er zeichnete sich als Redakteur durch glänzenden Stil, sehr viel Humor, der manchmal etwas zu weit ging, aus und ist in London vor etwa 20 Jahren gestorben“.

Wir hatten ein gutes Auskommen, meine Mutter kochte vorzüglich, der Speiseplan war sehr abwechslungsreich. Es gab alle Danziger Gerichte, wir mochten sehr gern Fisch, Geflügel, Wildbraten und viel Obst und Gemüse. Alle Feste wurden zusammen mit den Großeltern gefeiert, ebenso die Geburtstage, an die ich mich heute immer noch gern erinnere. ...

Wir alle liebten sehr die Musik. Meine Mutter spielte ausgezeichnet Klavier. Mein Vater spielte Zither und sang sehr gut. Ich lernte Klavier spielen, dazu dann später die Orgel. Theaterbesuche und der Besuch der Waldoper waren die Regel.

Richard Teclaw und seine Frau Lisel Teclaw geb. Busch wohnten lange Zeit bei der Mutter Hulda Teclaw in der Sandgrube 20³ ... Sie emigrierten 1933 über Polen, CSSR, nach London. Richard war in der Emigration mit Egon Erwin Kisch⁴ und Oskar-Maria Graf⁵ zusammen. Er schrieb nach der Emigration für mehrere Blätter. In Danzig war er als Redakteur der „Danziger Volksstimme“ tätig. Seine Artikel erschienen unter „Ricardo“ und oft hatte Herr Keßling dazu Skizzen gemacht. Er hat zwei Bücher geschrieben: *Ich bin reeller Dieb* und *Diskretion Ehrensache*, die ich im Original besitze. Er war allen Dingen gegenüber sehr aufgeschlossen... Immer hatte er Humor und ein Hobby von ihm war die Zauberei. ... Ich weiß nur, dass er schriftstellerisch in England tätig war und für westdeutsche Zeitungen schrieb. In der Londoner Gesellschaft gab er aber auch Zauberauftritte, wovon ich einige Bilder besitze.

16. September 1995

... Fest steht, dass allgemein viel Fisch gegessen wurde, vor allen Dingen Aal, Flundern und Pomuchel. Dazu war der Fischmarkt an der Mottlau und die Markthalle mit den offen Ständen rechts und links von dieser ein Anziehungspunkt, wo alles frisch, gut und billig war- Leute mit wenig Geld gingen meist gegen Ende des Marktes einkaufen, weil alles noch billiger war, weil ja die Händler keine Ware mehr zurück nach Hause nehmen wollte. Fisch wurde meist gekocht, dann mit weißer Soße, in brauen Butter, oder geräuchert gegessen. Geflügel war eben so beliebt. Spickgangs wurde sehr gern gegessen. Dann wurde gern überall Kohl, Erbsen, Bohnen und Kohlrüben – genannt Wrucken – gegessen. Hinzu kam, dass durch die Straßen der Vororte Pferdewagen mit Klingeln und Ausrufen fuhren, die Fisch, Obst und Gemüse, ganz frisch, anboten. Im Herbst boten sie Kartoffeln zum Einkellern an. Jeder Haushalt hatte schon sicher seine Lieferanten. Kartoffelgerichte waren beliebt. Obstsuppe mit Kartoffelmus und ausgelassenen Speck schmeckte auch sehr gut. Linseneintopf war auch sehr beliebt. Nudelgerichte waren auch beliebt. Plinsen mit Apfelmus wurde auch gern gegessen. Auch Milchsuppen fehlten nicht.

³ Heute ulica Księdza Rogaczewskiego.

⁴ Egon Erwin Kisch (1885–1946), Journalist. Sein Verdienst ist es, die Reportage „lesenfähig“ gemacht zu haben.

⁵ Oskar Maria Graf (1894–1967). Schriftsteller. Die NS Machtübernahme zwang ihn zur Emigration.

Nun zum „Graf Zeppelin“. Er war mehrmals in Danzig. Der Hagelsberg war voller Menschen, wenn er kam. Er landete auch einmal auf dem Langfuhrer Flugplatz, wo ich ihn mit meinem Onkel Richard Teclaw begeistert aus der Nähe betrachten konnte. Jedenfalls war dann die ganze Stadt auf den Beinen, zumal ja auch ein Rundflug stattfand. Einmal war auch das Luftschiff „Hindenburg“ dabei. Interessant war auch der Besuch des 12-motorigen Wasserflugbootes „DO X“ in Östlich-Neufähr und Besuch des Großflugzeuges – zweistöckig-Junkers G 38 auf dem Langfuhrer Flugplatz. Leider weiß ich nicht mehr die genauen Daten ...

Nun zu den Straßenbahnen. Es gab 10 Linien, wovon jede Linie mit einem besonderen Typ befahren wurde. Überfüllt waren im Sommer die Linien 4 nach Heubude⁶ und die Linie 10 nach Glettkau⁷. Aber niemand führt jemals auf dem Trittbett, das war streng verboten und gab es auch nirgendwo! In jedem Wagen waren Schaffner, also sowohl in Motorwagen, als auch in den Anhängern. Die Straßenbahnen waren damals die besten in Europa, stabil gebaut – sie schaukelten nie so wie die jetzt eingesetzten Leichtbauwagen. Sie waren sehr sauber und zum größten Teil auf der Danziger Waggonfabrik gebaut. Auf Wunsch könnte ich die Linien aufzählen und auch die Wagennummern noch angeben.

Nun zu den Kinos. Die Kinos waren stets gut besucht. Sowohl die kleinen Kinos. Der Eintrittspreis war stets erschwinglich. Die Filme waren modern, neu und gut. Das Publikum war interessiert, außerdem war es billige Unterhaltung. In der Stummfilmzeit war oft eine persönlich Klavierbegleitung dabei. Neben den U.T.ß Lichtspielen⁸ wurde ja in der Töpfergasse⁹ der wunderbare Ufa-Palast¹⁰ gebaut, daraus kann man das damalige Bedürfnis ersehen. Auch der Tobis-Palast¹¹ in der Langgasse¹² war stets sehr gut besucht. Es gab viel Filmprogramme ... es wurde streng darauf geachtet, dass Jugendliche einige Filme nicht sehen durften, die Kassen achtete sehr darauf¹³.

Über das Rauchen wurde nicht so viel gesprochen und diskutiert. Pfeife rauchten meist Fischer und Seeleute. Jedenfalls war die „Sucht“ damals nicht so groß wie heute. Jugendliche rauchten „heimlich“, in den Schulen evtl. auf der Toilette, nur durfte man sich nicht erwischen lassen.

⁶ Heute Stogi.

⁷ Heute Jelitkowo.

⁸ In den Jahren 1919–1945 geöffnet, befand sich auf der St. Elisabeth-Kirchengasse (heute ulica Elżbietańska) und hatte 823 Plätze.

⁹ Heute ulica Garncarska.

¹⁰ 1931 eröffnet, befand sich auf der St. Elisabeth-Kirchengasse.

¹¹ 1939 in der Lange Gasse (ulica Długa) geöffnet: Der Tobias Filmpalast hatte 950 Plätze.

¹² Heute ulica Długa.

¹³ Auch in Danzig und Zoppot gehörte das Kino zu den Attraktionen der Stadt und es war, sowohl in der Stummfilmzeit wie auch später, bei allen Schichten äußerst beliebt. Die bestbesuchten Kinos befanden sich in der Danziger Innenstadt. Im Jahre 1934 hatte die Freie Stadt 18 Lichtspielhäuser mit etwa 7 600 Plätzen. Im März 1936 wurde der Ufa-Palast mit 1 200 Plätzen eröffnet. Die Kinos waren in der Regel sehr gut besucht. So gab es 1934 2 390 000 Zuschauer.

26. Oktober 1995

... Es gab Karnevalsgesellschaften. Der Hauptkarneval war im Bürgerschützenhaus, im „Danziger Hof“¹⁴ und im Zoppoter Kasino-Hotel¹⁵. Kleine Feiern fanden überall statt, doch im Rheinland ist der Karneval ja zu Hause. Richard Teclaw war immer dabei und trat einmal, das weiß ich noch genau, als «Rasender Reporter» (Erwin Kisch) auf. Karnevalsstimmung gab es wohl, aber nicht auf den Straßen.

Ostern und Weihnachten wurde allerseitig gefeiert, besonders waren natürlich diese Feste für die Kinder vorbereitet- Zu Ostern gab es auf dem Lande den Osterbrauch Osterwasser und Ostereisuchens in den Garten und Wohnungen. Ostersträuße waren überall üblich uns auch Osterfeuer. Dazu viel Spaziergänge und Familie, wo dann überall Eier und kleine Geschenke vorher versteckt wurden, die gesucht werden mussten- Karfreitag gab es Fisch zu essen und die Kirchen wurden besucht und die Gräber mit Blumen geschmückt. Osterglocken läuteten Um diese Zeit fand auch die Konfirmation statt, wozu ein Jahr die Konfirmation durch Unterricht der Pfarrer vorbereitet wurde. Birkengrün wurde an Geschäften befestigt. Nun zu Weihnachten Schon vorher in der Adventszeit gab es in den Familien Adventskränze, auch z.Zt. auf öffentlichen Plätzen und Kaufhäusern. Vom Katharinenkirchturm gab es Advents- und Weihnachtslieder gab es auch, ich kann mich daran erinnern, dass er sogar in der Messehalle, nahe Hansaplatz¹⁶, stattfand. Ich habe als kleiner Junge bei einer Gänseverwürfelung einmal eine Gans gewonnen. Kleine Kinder standen in Straßen, besonders aber an der Danziger Passage mit Krippen und hatten Lichtlein brennen, sangen dazu, und es war eine Freude, wenn die Vorbeigehenden eine kleine Spende gaben. ... Überall wurden Weihnachtslieder geübt und gesungen. Die Bescherung war am Heiligen Abend in den Familien und in den Straßen war es sehr ruhig. Bei uns war es so: Die Großeltern kamen am Heiligen Abend zu uns, am 1. Feiertag waren wir bei den Großeltern meiner Mutter und am 2. Feiertag bei den Großeltern meines Vaters. Am 3. (!) Feiertag waren wieder alle bei uns, da meine Eltern Hochzeitstag hatten. Wir hatten einen Weihnachtsbaum bis an die Decke, mit echten Kerzen und wunderbar geschmückt. Jeder hatte einen vollen bunten Teller mit Nüssen, Süßigkeiten, Gebäck und Marzipan. Die Geschenke waren auf dem Tisch ausgebreitet, meine waren unter dem Weihnachtsbaum auf einem kleinen Tischchen. Jeder beschenkte jeden Dabei bekam ich als Kind immer reichlich viel. Neben schönen praktischen Sachen für den Winter war Spielzeug die Hauptsache oder 1 × ein Schlitten, einmal einen sogenannten „Holländer“ (mit 4 Rädern und steuerbaren Vorrädern, die Hände bewegten durch Hin- und Herbewegen das Fahrzeug. Einmal war es ein großer Teddybär, den ich immer mit ins Bett nahm. Mein Vater hat auch dazu viel gebastelt, so einen Feuerweherschuppen, Autos, Flugzeuge u.ä. So ging es auch bei allen mir bekannten Familien vor sich. Jedenfalls war die Freude über die Weihnachtsgeschenke überall

¹⁴ Hotel Danziger Hof.

¹⁵ Heute Grand Hotel 1927 eröffnet.

¹⁶ Der Hansaplatz existiert nicht mehr. Dieser Platz befand sich in der Nähe vom heutigen Solidarność Platz.

riesengroß, zumal diese eine längere Lebensdauer hatten. Über die Weihnachtsfeiertage war überall eine gewisse Ruhe und Stille bei allen Menschen zu spüren! Auf den Danziger Straßen konnte man den Nikolaus bzw. den Weihnachtsmann seltener treffen, hingegen in den Warenhäusern Sternfeld oder Freymann u.a. war er in den letzten Wochen vor Weihnachten ständig vor Ort.

Zwischen den evangelischen und katholischen Einwohnern sind mir keine Konflikte bekannt. Da die Zahl der Evangelischen größer war als die der Andersgläubigen war es so, dass alle Konfessionen Kirchen besaßen, besonders in der Stadt, aber auch auf dem Lande. Es ist wohl daher zu erklären, dass Danzig getrennt von Deutschland sich mehr des Deutschtums bewusst war, als das westliche Deutschland, daher auch tunlichst Konflikte vermieden wurden, man hielt besser zusammen. Ähnlich soll es auch in Ostpreußen gewesen sein. Dazu meine eigene Feststellung und Bemerkung: Die Deutschen waren von Ost nach West fleißiger als z.B. im Rheinland. Das hat sich bis in die heutige Zeit erhalten. Das Wissen, Können und Arbeiten nimmt von Ost nach West immer mehr ab, ich begründe das damit, dass die Abtrennung vom Mutterland dazu führte, dass man sich kaum noch für die Ostgebiete interessierte, und sie dem eigenen Schicksal überließ, was sich ja zum Teil heute noch in den 5 neuen Bundesländern leicht feststellen lässt. Wir kannten die westlichen Verhältnisse besser und Westlichen kennen heute noch nicht die Verhältnisse unter denen die DDR leben mußte. Genug davon!

Nun zur Konfirmation, über die Kommunion kann ich nur aussagen, dass diese bei meinen Jugendfreunden und -freundinnen harmonisch im Kreise der Familie verlaufen sind. Nach einem Jahr Vorbereitungsunterricht fand meine Konfirmation in der Lutherkirche in Langfuhr statt, heute ist dort in der Kirche ein Kino in der Hohenfriedberger Straße¹⁷ – Langfuhr-Kurve, die Eltern waren anwesend. Der Pfarrer war Herr Luntowski, der sich dann als Pfarrer Lundt umschreiben ließ. Glaubensfest war er, aber als Mensch wusste er nie richtig, wohin er gehörte. Die weitere Feiern fand dann im Kreise der Familie statt. Der Pfarrer besuchte kurz zu Hause jeden Konfirmanden, nur kurz allerdings. Wenn es sich örtlich ermöglichte, besuchten doch auch die Konfirmanden sich kurz gegenseitig.

... die Friedhöfe waren die größten in der Größen Allee. Auf dem Wege von Danzig nach Langfuhr begannen auf der linken Seite hinter der Dellbrückallee¹⁸ ... Die Beerdigung fanden in einem Leichenzug auf den entsprechenden Friedhöfen bis zur Grabstelle statt, zuvor war eine Trauerfeier in den Friedhofshallen auf den Kirchhöfen. An der Grabstelle fand man sich dann zur Beisetzung zusammen und sprach den Angehörigen das Beileid mit Handschlag aus, legte Blumen ins oder auf das Grab und drei Handvoll Erde fügte man auf das Grab hinzu. Die Leichenrede hielt der Pfarrer, aber auch bei besonderen Fällen ein prominenter Redner zusätzlich. Totenmahl war meist in einer Gaststätte oder auch im Hause der Toten.

¹⁷ Heute ulica Szymanowskiego.

¹⁸ Heute ulica Marii Curie-Skłodowskiej.

II. ARCHITEKTUR, KUNST, THEATER

Otto Klöppel¹, Danzig und sein Wolkenkratzer. „Ostdeutsche Monatshefte. Kunst und Geistesleben“ 1920, H. 6, S. 252–254

Der Weltkrieg wurde durch das Eingreifen der Amerikaner gegen uns entschieden mit dem Erfolge, dass wir zur Zeit weiter nichts mehr bedeutend, als ein Ausbedeutungsobjekt für das verbündete englisch-amerikanische Großkapital. Dauert dieser Zustand politischer wie wirtschaftlicher Versklavung länger an, so besteht die größte Gefahr, dass dabei wie bisher trotz allem treu bewahrte Eigenart der deutschen Kultur verloren geht. Nichts ist daher zur Zeit notwendiger, als auf der Hut zu sein, uns wenigstens diese Selbständigkeit zu erhalten. Leider gibt es heute in Deutschland nur schon Zuviele, die sich auf den Boden der Tatsachen stellen zu müssen glauben und das Heil unserer Zukunft nicht mehr anders als in einem bewussten Anschluss an englisch-amerikanische Weltanschauung und Weltleitung zu erblicken vermögen. Ein gewissermaßen äußerer Ausdruck dieser Inneren Stimmung ist die zur Zeit typische Wolkenkratzer-epidemie in Deutschland. In den Tagen glänzendster Hochkonjunktur vor dem Weltkriege hat bei uns kein verständiger Mensch an die Errichtung solcher Ungeheuer gedacht und heute, wo unsere wirtschaftliche Lage jeder Beschreibung spottet, scheint, wenn man den unsere Vorschlägen gewisser Kreise Glauben schenken soll, in Berlin, Breslau, Düsseldorf, Leipzig und auch Danzig nichts so notwendig zu sein, als die Errichtung eines Geschäftshäuser von mindestens 25 Stockwerken. Und die Beweisführung, deren man sich dabei bedient, hat zunächst etwas Bestehendes. Ihr Gedankengang ist folgender: Wir haben heute einen großen Mangel an Wohnungen. Die Herstellungskosten neuer sind aber so hoch, dass so gut wie niemand in der Lage ist, entsprechende Mieten zu zahlen. Für Geschäftsräume dagegen wird heute eigentlich jeder Preis bezahlt, die Aufwendungen hierfür spielen gegenüber den anderen Geschäftsunkosten zur Zeit eben eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Folglich, baue ich heute keine neuen Wohnhäuser, sondern in erster Linie Geschäftshäuser, so lassen sich deren Kosten trotz der gegenwärtigen Preisentwicklung durch die Mietererträge verzinsen. Dadurch werden aber in der alten Bebauung andere Räume frei, die ursprünglich zu Wohnzwecken erbaut, jetzt wieder hierzu eingerichtet und entsprechend billig vermietet werden können².

So weit scheint die Sache ganz schön in Ordnung zu sein. Tatsächlich sind dabei aber einige sehr schwerwiegende Gesichtspunkte unbeachtet geblieben. Zunächst liegen die auf diese Weise gewonnenen Wohnungen in den Gebieten engster

¹ Kloeppel Otto (1873–1942), Architekt, Rektor und Professor Technische Hochschule Danzig.

² Siehe auch, „Danziger Neueste Nachrichten (weiter: DNN) 29 VII 1920.

Bebauung und entsprechen so keineswegs den heutigen Zielen für die Gestaltung unseres Wohnungswesens. Bekanntlich ist für das Innere unserer Großstädte seiner Zeit eine viel zu dichte Bebauung zugelassen worden, und, war es bisher in der Weiterentwicklung sehr erfreulich, dass bei dem natürlichen Vorgang der immer weiteren Citybildung diese für Wohnzwecke ungeeigneten Quartiere allmählich als solche außer Gebrauch kamen, womit gewissermaßen von selbst eine Sanierung unseres großstädtischen Wohnungswesens gegeben war. Dieser erfreuliche Vorgang würde also jetzt unterbunden werden und gerade die für Wohnzwecke ungeeigneten Stadtteile hierfür wieder auf Dauer Verwendung finden. Außerdem könnten die so gewonnenen Wohnungen wohl kaum sehr billig werden, einmal schon ihrer Lage wegen und dann auch durch die sicher nicht unerheblichen Kosten ihrer Wiederherstellung für reine Wohnzwecke. Aber wenn sie auch wirklich wesentlich billiger als unter heutigen Bedingungen neu errichtete Wohnungen sein sollten, glaubt denn wirklich jemand ernsthaft, dass diese billigen Wohnungen den Mietern von den Geschäftsfirmen, die jetzt die teuren Mieten in den neuen Wolkenkratzen zahlen würden, geschenkt werden möchten? Sie werden diese Unkosten doch selbstverständlich auf ihre Preise aufschlagen und damit sind sie doch wieder von den Mietern, wenn auch auf ihre Gesamtheit verteilt, aufzubringen. Wäre es darum vielleicht nicht viel verständiger, die Gesamtheit der Mieter nicht auf diesen Umwegen, sondern direkt durch eine Abgabe zu belasten und diese dazu zu verwenden, um modernen Anschauungen entsprechende Wohnungen in dazu geeigneter Lage errichten und entsprechend billig vermieten zu können? Von dieser Seite aus betrachtet möchten die Wolkenkratzer doch als recht schlechte Helfer zur Lösung der heutigen Wohnungsfrage erscheinen.

Aber ganz abgesehen hiervon, wenn jetzt die Errichtung neuer besonderer Geschäftshäuser erforderlich ist, müssen es gerade Wolkenkratzer sein? Auf diese Frage antwortet man uns heute, ja, denn nur so ließe sich ein Minimum an Baukosten und ein Maximum an Konzentrierung des Geschäftsbetriebes erreichen. Nun, was das Minimum an Baukosten betrifft, so kann hiervor doch höchstens die Rede sein, wenn man bei den Wolkenkratzen auf das bisher übliche, der Höhe angepasste Abstandsmaß von der benachbarten Bebauung verzichtet. Denn sonst würde die bei dem einheitlichen großen Baukörper allenfalls vorhandene Verbilligung des umbauten Raumes durch die Grundstückskosten doch reichlich wieder ausgeglichen oder man müsste für die Errichtung solcher Bauten in Gebiete billigsten Baulandes gehen, womit sie aber etwas weitab vom übrigen Geschäftsverkehr zu stehen kämen. Und was die durch die Häusung der Stockwerke ermöglichte Konzentrierung des Geschäftsbetriebes betrifft, so fragt sich doch sehr, ob diese von so großer Bedeutung, und damit andere schwerwiegende Nachteile mit in Kauf nehmen zu wollen.

Dazu gehört neben der Schädigung der näheren Nachbarschaft in Licht- und Luftzufuhr besonders auch die ästhetische Seite der Sache, die doch gerade in Danzig bei seinem einzigartigen alten Stadtbild von größter Bedeutung sein muß. Und so spielte denn die Rücksichtnahme auf dieses in dem jetzt zur Entscheidung gelangten Preisausschreiben eines bis zu 25 Geschossen hohen Geschäftsgebäudes auf dem alten Wallgelände westlich der Trinitatiskirche eine ausschlaggebende

Rolle. Die Bedingungen des Wettbewerbes enthielten die Forderung, dass die Entwürfe so gestaltet sein müssten, dass mit ihrer Verwirklichung keine Beeinträchtigung des alten Danziger Stadtbildes verbunden sein dürfte. Diese Aufgabe bedeutete bei Licht betrachtet für den einsichtigen Architekten ungefähr das gleiche wie für den Mathematiker die Quadrat des Zirkels. Und wie letzterer sich für diese bis heute mit der Zahl begnügt hat, so war es klar, dass das Ergebnis dieses Wettbewerbes schon als ein glänzendes hätte bezeichnet werden können, wenn es gelungen wäre, für die gestellte Aufgabe ein architektonisches zu finden. Nun, ich glaube, auch dieses architektonische wurde kaum von einem der Wettbewerber gefunden, zum mindesten aber ist es nicht prämiert worden. Von den eingegangenen 20 Entwürfen weisen etwa 6 architektonische Qualitäten auf, diese haben aber durch das Preisgericht fast keine Berücksichtigung gefunden. Dies erklärt sich wohl aus folgendem Vorgang. Die Preisrichter sind zunächst nicht unbefangen an die eingegangenen Arbeiten herangetreten um zu vergleichen, was der Einzelne zur Lösung der Aufgabe beigetragen, sondern sie haben sich von vorneherein eine bestimmte Vorstellung geschaffen, wie der Aufbau des in Frage kommenden Baukörpers gestaltet sein müsste, um unter Einhaltung der übrigen Bedingungen ein Minimum von Schädigung für das alte Danzig zu bedeuten. An der Hand dieser Vorstellung haben sie dann die eingelaufenen Arbeiten gesichtet und ihre Wertung ganz darauf abgestimmt, wie weit sich die einzelnen ersterer näherten. Daß eine solche a priori gefasste einseitige Entscheidungsgrundlage unter Umständen zu den merkwürdigsten Ergebnissen führen kann, ist allen im Wettbewerbswesen Erfahrenen längst bekannt. Trotzdem könnte man sich mit der Entscheidung des Preisgerichts zufrieden geben, wenn die dieser zugrunde gelegte Aufbaulösung des Gebäudes wirklich eine für den vorliegenden Fall besonders oder die allein in Frage kommende wäre und damit die sich ihr nähernden preisgekrönten Entwürfe wenigstens in dieser Richtung etwas Überzeugendes hätten. Hierzu vergleiche man nun die beigegebenen drei Stadtsilhouetten. In die erste ist eine der drei preisgekrönten Arbeiten der Kontur des alten Stadtbildes eingefügt, die also ungefähr einen Aufbau zeigt, wie ihn das Preisgericht als allein möglich ansieht und mit den Worten charakterisiert hat: „weitgehende Gliederung der Baumaße in Grund- und Aufriß unter Zugrundelegung eines auftreibenden Architektursystems“. Das zweite Bild zeigt eine ganz gegensätzliche Lösung aus der Reihe der Wettbewerbsarbeiten, vollkommene Geschlossenheit der Maße, wie sie sich bei restloser Ausnutzung der zugelassenen Höhenentwicklung ergibt. Aus beiden Bildern geht zunächst ganz das Gleiche hervor, nämlich, dass eine derartige Maße, wie sie nun auch gegliedert sein möge, im Hintergrunde des alten Danziger Stadtbildes aufgetürmt, eine schwere Schädigung für dieses bedeuten muß. Fragt man dann aber weiter, durch welche der beiden Aufbaulösungen der Schaden größer werden möchte, so kann die Antwort angesichts der beiden Silhouetten kaum zweifelhaft sein. Je unruhiger das im Hintergrunde erscheinende Ungetüm sich gebärdet, desto stärker wird von ihm auch die alte charakteristische Stadtkontur gestört werden. Dadurch, dass die große Maße des Wolkenkratzers künstlich aufgelöst wird, verliert sie im Gegensatz zu den verhältnismäßig zarten Gliedern, aus

denen sich das alte Bild zusammensetzt, doch keineswegs an erdrückender Schwere der Gesamtwirkung. Indem aber jetzt ihre Auflösungsteile in den Abmessungen und Gestaltungsgrundlagen der Wirkungshöhenpunkten der alten Stadtsilhouette ähnlich werden, treten sie in den ganz unerwünschten Wettbewerb mit diesen, wobei eine gleich viertürmige obere Auflösung besonders störend wirken müsste. Nun hat ja das Preisgericht noch insofern etwas modifiziert, als es hinzufügte, sie dürfte die Höhe des Marienkirchturms nicht ganz erreichen. Ob damit allein der Sache aber schon geholfen, muß bezweifelt werden. Denn falls nicht eine ganz wesentliche Einschränkung des geforderten Raumbedarfs eintritt, bedeutet eine solche Höhenverringerung eine ausgesprochene Breitenlagerung der Anlage, so dass von „einem aufstrebenden Gedanken des Baues“ überhaupt nicht mehr die Rede sein könnte. Etwas ähnliches ist von einem der Wettbewerber ja versucht worden, der auf die eigentliche Wolkenkratzer-Erscheinung mit Absicht verzichtete, um die alte Stadtkontur möglichst zu schonen und vor allem der Marienkirche ihre beherrschende Wirkung nicht zu nehmen. Die dritte Silhouette zeigt aber deutlich, zu welcher Breitenentwicklung dies führt und wie solch eine wandartige Masse trotz starker Höheneinschränkung ebenfalls eine schwere Störung des alten Bildes bedeuten muß, selbst wenn der Baukörper in so klarer ruhiger Weise, wie das hier geschehen, gegliedert wird.

Die drei Stadtsilhouetten dürften also im Gegensatz zur Entscheidung des Preisgerichts beweisen, dass je ruhiger die Behandlung der einmal geforderten Masse, desto geringer auch die Schädigung des alten Bestandes ausfallen wird.

Ist nun aber der geplante Wolkenkratzer ohne eine schwere Beeinträchtigung unseres schönen alten Stadtbildes überhaupt nicht möglich, muß sein Nutzen für das Wohnungswesen mehr als fraglich erscheinen und lässt sich seine Ausführung wirtschaftlich nur gestalten, wenn man über das Licht- und Luftrecht der näheren Umgebung einfach zur Tagesordnung übergeht, warum in aller Welt denn mit einem Male diese ganz zwecklose freiwillige Amerikanisierung.

Wolfgang Deurer, Der Alt-Danziger Stil. Mythos,
Fiktion oder Realität, „Danziger Hauskalender“ 2007, S. 29–32

Meisterleistungen der Architektur sind identitätsstiftend; meist auch sofort zuzuordnende Wahrzeichen: der Eiffelturm, der Kölner Dom oder das Krantor in Danzig, um nur drei von einer Vielzahl der Beispiele zu nennen. Gibt es keine solche bestimmenden, einmaligen Gebäude, wird die Identifikation einer Stadt, ohne auf Bahnsteigschilder zu sehen, schwierig. Da gibt es Barockanlagen, Renaissancestädte, Fachwerkquartiere oder Docklands; wiederum wahllose Beispiele, deren Synonyme aber kaum einer ganz bestimmten Stadt zuzuordnen sind.

Ausnahmen sind dünn gesät. Hier herausragend das grachten-charakteristische Amsterdam, Soest mit seinen Grünsandstein-Mauern und aus diesen und vielen anderen Beispielen absolut hervorstechend das Stadtbild von Danzig pberelasse

dem Löser sich seine Zeitdefinition hierzu vorzustellen). Eine sich im seltener Geschlossenheit entwickelnde Metropole von Gewerbe, Handel und Kunst. Dies insbesondere im 15. Jh. der Gotik, dem 16. Jh. der Renaissance niederländischer Färbung und im 17./18. Jh. des Barock unter dem Einfluss italienischer Künstler.

Die napoleonischen Kriege und ihre Folgen unterbrachten zwangsläufig die bauliche Entwicklung; freilich mit Kreuzung der Straßen Silberhütte Elisabethwall (li) und Dominikswall (re), im Hintergrund der Holzmarkt mit dem Kriegerdenkmal, dem erzwungenen „Vorteil“ einer Bewahrung des Baustatus quo bis in die Zeit der Entfestigungen, nachfolgenden Stadterweiterungen und der stetigen Beschleunigung industriellen Fortschrittes.

Hatte der Baumeister und Architekturtheoretiker Heinrich Hübsch³ das entstehende Dilemma (hier im Bezug auf den neuen Kirchenbau) 1828 im Resümee eines seiner Bücher auf die Kernfrage gebracht: „In welchem Style sollen wir bauen?“, so stellte sich diese Frage aller Orten und natürlich auch für die Profan-Architektur. So in einer Danziger Veröffentlichung (*Danzig und seine Bauten*, 1908⁴) jene Zeit, dass man sich fragte: „Wie zwänge ich die neuen Baugedanken und Aufgaben am besten in einen der vorhandenen Stile ein?“.

Einhergehend mit der Tatsache, dass weitestgehend der Staat Entwicklungs-, Planungs und Erstellungsaufträge öffentlicher Bauten vergab, entstanden in einem Zeitraum von knapp 30 Jahren neue Verwaltungsgebäude, Schulen, Verkehrs- und Militärbauten. Dies in einer beispiellosen Gestaltungsvision, die sowohl mit dem vorhandenen Stilkanon der Stadt korrespondieren, wie auch den zeitgerechten Bedürfnissen entsprechen sollte.

Meiner Meinung nach werden die unterschiedlichen Bezeichnungen dieser Bauepoche (bis zum Ersten Weltkrieg) den innewohnenden Gedanken den Detailbemühungen und dem Resultat nicht gerecht. Es fallen Ausdrücke wie „eklektisch, repetiert oder wilhelmisch“.

Dabei ist gerade die Bezeichnung „Alt-Danziger Stil“ genau im Zusammenhang der Plangenehmigung für die Technische Hochschule in Langfuhr durch Kaiser Wilhelm II.⁵ gefallen (Entwurfsbeginn im Mai 1888 und Einweihung am 6. Oktober 1904). Es heißt „Der Kaiser hätte an den Gestaltungsbaupläne in künstlerischer Hinsicht persönlichen Anteil genommen und es sei sein Wunsch gewesen, dass Äußere der Hochschule dem Stil des Danziger Zeughauses anzupassen“.

Arthur Linder⁶ (1913) spricht vom „Reiz des Danziger Stils“, als wenn es denn je Danziger Stil gegeben, den es zu rezipieren gegolten hätte. Und doch umfasst dieser Begriff die alte und neue Architekturphilosophie“ der Stadt und unterscheidet sich von anderen Stiladaptionen, in dem z.B: die Neogotik sich als Vollendung der mittelalterlichen Gotik verstand: Fehler, Ungereimheiten und Proportionschwächen verbessernd zur Idealform ergänzen, steigern und zu idealisieren.

³ Heinrich Hübsch (1795–1863). Architekt.

⁴ hrsg. vom Westpreussischen Architekten und – Ingenieur-Verein zu Danzig, Berlin.

⁵ Wilhelm II. (1859–1941). Der Kaiser und König von Preußen (1888–1918).

⁶ A. Linder, *Danzig* 1913.

Genau das hat der Alt-Danziger Stil nicht mit der Übernahme von Renaissance-Details und einfließenden Anklängen von Gotik und Barock gemacht. Planung, Konzeption und Ausführung entwickelten sich aus den zeitgerechten Funktionen. Räume, Treppenhäuser und Fenster ergaben den Korpus; Verblendziegelsmauerwerk das Äußere mit Natursteingliederungen, Verzierungen und Ornamentform des Beschlagwerkes. Als Vorbilder galten das neue Zeughaus (1600–1609) von Jan Strakowski⁷ erbaut, nach Plänen von Hans Vredemann de Vries⁸ auf den übrigens Beschlagwerk, Schweifwerk und Rollwerk im Dekor zurückgehen): das Altstädtische Rathaus (1587–1595) von Anton van Obbergen) und der Turm des Rechtstädtischen Rathauses (1561). Letzterer war übrigens entferntes Vorbild (zusammen mit einer Anlehnung an St. Katharinen) für die Turmbekrönung des neuen Empfangsgebäudes am Hauptbahnhof (Inbetriebnahme des Bahnhofes 1896; Einweihung des Empfangsgebäudes 1900).

Weitere dieser Bau und Stilperiode zuzuweisende Gebäude sind das Landeshaus (1880–1882), das Städt. Krankenhaus in der Sandgrube (1885–1886), das Hauptpost und Telegrafamt (1895–1899), das Dienst-Wohngebäude des Generalkommandos (1898–1901), das Staatsarchiv (1900–1902), das Polizei-Dienstgebäude (1903–1905), die Landesversicherungsanstalt (1903–1905) und das Land- und Amtsgericht auf Neugarten⁸ (1906–1910).

Hier seien von den genannten Hauptbeispielen einige, den *Danziger Stil* erläuternd, nebeneinander zu stellen. Ausgangspunkt oder „großes Vorbild“ das neue Zeughaus- aber nicht die Stadtseite zur Jopengasse⁹ mit ihren bestimmten Treppentürmen, sondern die Rückansicht zum Kohlenmarkt¹⁰ hin. Vier sehr reich gegliederte, ornamentierte und mit sehr viel Fensterfläche versehene Giebel erheben sich über zwei vergleichsweise einfachen Geschossen mit auffällig betonten Portalrahmungen. Der Blick sei hier auf die ins Mauerwerk eingebundenen Fenstergewände, Ziegelstein- Entlastungsbögen darüber und die natursteinernen selbstständigen sowie eingebundenen Formen der Giebel gelenkt. Danziger Renaissance pur!

Das Auge verliert sich an den liebevollen Details, ermüdet vielleicht auch, aber nimmt einen unvergessenen Eindruck auf. Das ist eben Danzig. Und genau dies sollte überkommen in dem Bauboom des ausgehenden 19. Jh innerhalb öffentlich repräsentativer Gebäude als einer Art „zweiter goldener Zeit Danzigs“ vor dem Ersten Weltkrieg.

Nehmen wir die Technische Hochschule als charakteristischen Bau jener Zeit, der auch gleichzeitig über die Hälfte der genannten Bauperiode im Gespräch, in der Planung und Ausführung verblieb. Es werden sicherlich Vorveröffentlichungen, Diskussionen und Planänderungen gegeben haben. Das Resultat war überzeugend und gute Beispiele können keine Fehlentwicklungen darstellen. Davon zeugen die drei Giebel über vier aufgehende Etagen mit werksteinerner Umfassung.

⁷ Jan Strakowski (1567–1642). Danziger Architekt und Fortifikator.

⁸ Heute ulica Nowe Ogrody.

⁹ Heute ulica Piwna.

¹⁰ Heute Targ Węglowy.

Beschlagwerk und Bekrönung des Hauptportals. Deutlich erkennbar, dass „von innen nach außen gebaut wurde“, dem inneren Zweckbau ein äußeres repräsentatives Kleid angelegt wurde, in deutlichem Bezug zur Baukunstwende vom Mittelalter in die Neuzeit. Das große Zeughaus wurde Bewußt nicht kopiert, keine Neo Renaissance angelegt und auf deren Ausschmückungsdetails verzichtet. Vergleichen wir Fenstergewände, Fensterteilungen oder Giebelgliederungen.

Ein zweites Beispiel das Gebäude des Generalkommandos auf der Ecke Silberhütte/Elisabethwall¹¹. Eine strengere Giebelformation (als an der Technischen Hochschule), aber deren Dreistufigkeit übernehmend. Dies bei sparsamer Fensteranordnung und Gewändeausführung. Ebenfalls den Dekor weiter zurücknehmend; bei einer interessanten Spielerei mit Kleeblattblenden, Kämpfer und Schlusssteinen.



Abb. 7. Senatsgebäude

Und zum Dritten noch das Polizeigebäude an Karrenwall¹². Hier wird deutlich, dass man „nur noch aufzeigen will, in Danzig zu sein“. Darstellend im Verzicht auf Ausschmückungen der Fenster des reinen Verwaltungsgebäudes oder aufwendiger Eingänge. Nur noch Eckquaderungen und die Giebelform, aber hier deutlich, sollen den Bagedanken anklingen lassen. Zu nennen seien noch die Markthalle von 1886, Schulgebäude und in Begleitung dieser „neuen Bauweise des *Alt-Danziger Stils*“ eine Vielzahl von Wohnhäusern, „die ein solches Übermaß an Türmchen, Erkern und Balkonen geschaffen haben, dass man scherzweise schon auf den Gedanken gekommen ist, diese Bauexzesse mit einer Steuer

¹¹ Heute ulica Hucisko und Wały Jagiellońskie.

¹² Heute ulica Okopowa.

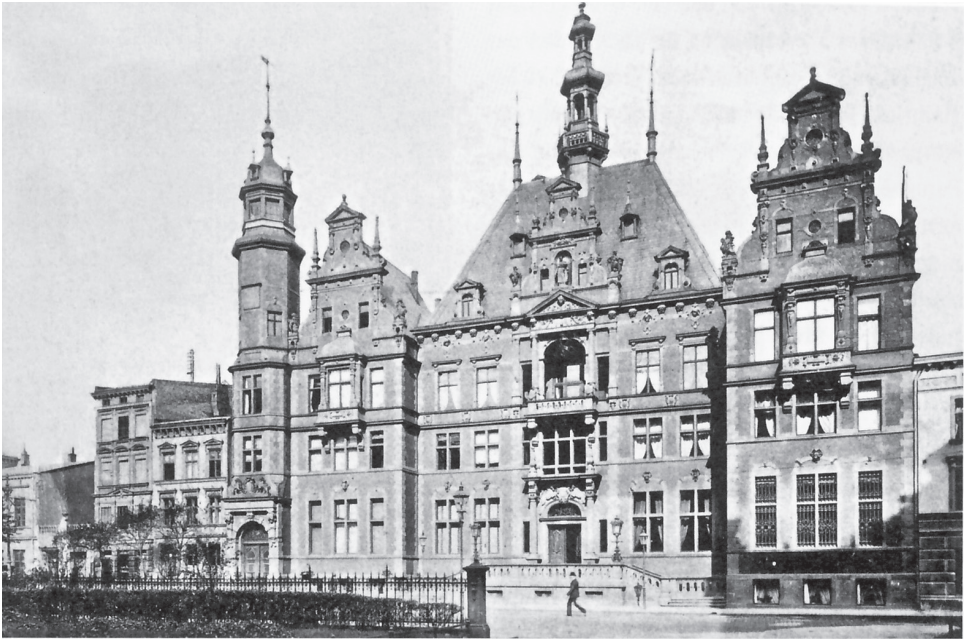


Abb. 8. Volkstagsgebäude

zu belegen“. Aber diese Wohn- und Geschäftshaus-Architektur war keineswegs die Charakteristik von Danzig jener Zeit und schon gar nicht eine Definition des *Alt-Danziger Stils*. Diese Gebäude am ehemaligen Dominikswall¹³ hätten auch in Berlin, Hamburg oder München stehen können, wobei allerdings allein diese Aufzählung doch wiederum einen gewissen Rang ausweist. Aber das war nur eine Facette der Bauwirtschaft nach der Entfestigung. Es bleibt die unverwechselbare Identität des Kernbezirks mit seinen (vormaligen) Beischlägen auf dem Königsweg von Langem Markt; sauber rekonstruiert heute in der Frauengasse erhalten. Ein solches Bild von gestern oder heute ist Danzig; nur Danzig; und großartiger Gegensatz zum heutigen Baugeschehen einer Beliebigkeit, in der das Eigene, das Eigenartige und Eigenständige ersetzt wird durch punktuelle Bauformen einer Handels- oder Gaststättenkette. (Mc Donalds mag stolz auf in der ganzen Welt gleiches Aussehen sein- und dabei keineswegs schön!). Ist dies die neue Form von Identitäten.

Damit hat natürlich auch Danzig sein Problem weiterführenden Wiederaufbaues. Schließen von Baulücken und Fassadenänderungen. Wird es einen neuen *Danziger Stil* für die Innenstadt geben, der Spezifisches durch seine Bauform über die Stadt aussagt? Ein Versuch dieser Art stellt die HANSE Hotel Baugruppe dar. Schmale Giebeleinheiten, differenziert gegliedert und mittels Balkonen, Erkern und Materialwechsel eine individuelle Handschrift zeigend. Nur leider gibt es diese Schriftzüge bereits (vorher) in Elbing, in der in den 90er Jahren wieder

¹³ Heute ulica Wały Jagiellońskie.

aufgebauten Altstadt und von den gleichen Architekten. Insofern in Danzig nicht singulär, nicht einzig für die Lange Brücke und für mich kein Danziger Schritt zu neuen Architektur Ufern.

Für die Baulücke neben dem Hanse Hotel und die Umgestaltung der Betonrastergiebel des Marinemuseums am Krantor gibt es Versuche einer Weiterentwicklung. Vielleicht wiederum eine Bauphilosophie, „die sowohl mit dem vorhandenen Stilkanon der Stadt korrespondieren wie auch den zeitgerechten Bedürfnissen entsprechen soll?“ Hier ist der 60jährige Wiederaufbau zweifellos im Umbruch und meines Erachtens ein Tasten, die Signatur dieser Stadt aufzunehmen und fortzuschreiben. 30 Jahre Alt-Danziger Stilperiode sind natürlich auch nicht wiederholbar. Doch gerade hier wird die Aufgabe heutiger Architekten, Konservatoren, Künstler und Stadtplaner liegen, keine Fremdkörper dieser Stadt zu geben (zuzumuten), sondern die Schwingungen von Zeiten, Bauten und Generationen aufzunehmen in der Verantwortung vor der Verantwortung und zum Nutzen der Zukunft.

Ingrid Geyer. Laatz. Die Zeughaus-Passage¹⁴,
„Danziger Hauskalender“ 1990, o.S.

Als Kind ging ich oft durch die Zeughaus-Passage. Sie hatte schon damals für mich ein besonderes Fluidum. Was war es?

Die meisten Einheimischen durchliefen die Passage, um sich den Weg vom Kohlenmarkt zur JopengasseWollwebergasse¹⁵ abzukürzen. Kamen aber Fremde, war es leicht zu erkennen, daß es für sie ein Genuß war, durch Danzigs Gassen und die Passage zu wandern.

Das Zeughaus in seiner Eigenart prägte die künstlerische Höhe der Architektur der Renaissance. Es war aber nicht nur die Fassade, die den Fremden anlockte, sondern die Passage, die als Einkaufsstraße aus dem Rahmen fiel. Von der Mitte der Passage bot sich dem aufmerksamen Besucher ein Bild von eigenartigem Zauber, nämlich der der Jopengasse mit ihren schmalen Patrizierhäusern, den Beischlägen davor und dem mächtigen Bau der gotischen Marienkirche, deren Grundstein 1343 gelegt wurde. Ein Anblick, der den Beschauer so leicht nicht los ließ und sich einprägte.

Im gewölbeartigen Durchgang der Passage waren Geschäfte, die ihm einen besonderen Glanz gaben und ihn zu einer Prachtstraße werden ließ. Abends wurde die Passage von großen Gaslaternen, die an langen Eisenketten herunterhingen, beleuchtet. Um neun Uhr wurden die schwere Eisentore zu beiden Seiten von einem Wächter geschlossen.

Die Firma Rosenthal zeigte in drei großen Schaufenstern besonders ausgewählte Erzeugnisse ihrer Fabrikation. Abgesehen von kostbaren Eß- und Kaffeeservicen

¹⁴ Heute Pasaż Zbrojownia.

¹⁵ Heute ulica Tkacka.

waren es luxuriöse Einzelstücke, elegante Porzellanlampen, große Tierfiguren, bunte Vögel, Windhunde, prachtvolle Bodenvasen, Verlockende Ausstellungsstücke, die auch ihren Liebhaber fanden.

Ganz anders dagegen die Firma Altkunst, die in der Vielfalt ihrer Angebote, Kulturgut verschiedener Epochen in ausgesuchten Einzelstücke, Möbel, alten Teppichen, Gemälde, Silber, Kleinkunst sowie kostbaren alten Schmuck einem Publikum offerieren konnte.

Das Gold des Meeres, Bernstein, wurde in einem geschmackvollen, grün gehaltenen kioskähnlichem Geschäft angeboten. Es wurde hauptsächlich von Fremden besucht, die sich an den farbenprächtigen Erzeugnissen, hauptsächlich Schmuck, aber auch anderen Kostbarkeiten, z.B. Koggen u.a. erfreuten.

Die Briefmarkenhandlung, in der gleichen Aufmachung wie das Bernsteingeschäft, erweckte auch viel Interesse und war bekannt dafür, seltene Sammlungen anzubieten. Weitere Geschäfte mit ausgefallenen Sortimenten, wie mit Wohnzimmerlampen und elektrotechnischen Geräten, mit Reiseandenken und Kunstgewerbe, einem anspruchsvollen Kofferhaus, einer Photo und Kunstanstalt und einer „Bonbonniere“ für die verwöhnten kleinen und großen Leckermäulchen waren hier auf gepflegter Ebene vertreten.

Ein Duft deutschen und fremdländischen Obstes lockte die Passanten beim Bummel durch die Passage an. Dieser Kiosk fiel zwar aus dem Rahmen dessen, was die Passage mit ihren Geschäften zu bieten hatte, war aber durchaus akzeptabel. Auch den Tabakladen konnte man nicht übersehen, der, was die Qualität seiner Auswahl zu bieten hatte, auch einen ganz bestimmten Kundenkreis hatte. In der ersten Etage des Zeughauses hatte die Firma Altkunst weitere Ausstellungsräume. Diese konnte man nur durch den Turm des Zeughauses erreichen, der die Front zur Jopengasse hin hatte.

Ein großer schwerer Schlüssel, alte Handwerkskunst, der bei den Kunden schon seine Aufmerksamkeit erregte, schloß die schwere Tür auf. Breite Steinstufen waren bequem zu ersteigen, und durch die Fenster hatte man einen wirkungsvollen Blick auf die Jopengasse. Einige Jahre später wurde die Genehmigung zum Einbau einer alten Wendeltreppe vom Geschäft aus in die¹⁶ Ausstellungsräume erteilt. Durch diesen Umbau gewann das Geschäft eine weitere Sehenswürdigkeit, eine kleine Hängeetage, wie man sie in den alten Patrierhäusern vorfand.

Die Gewohnheit der Danziger Einwohner, die Passage als Abkürzung vom Kohlenmarkt zur Jopengasse, oder umgekehrt, zu benutzen, war zur Alltäglichkeit geworden. Für die Fremden, aber war es nicht nur das wunderbare Zeughaus, sondern auch die „Passage“, die den imponierenden Bau noch interessanter machte.

¹⁶ Hier ist erwähnenswert, daß die Zeughaus-Passage immer noch geschlossen ist. Die Schuld für diesen Zustand ist bei der Leitung der Danziger Hochschule für Bildende Künste zu suchen.

Wolfgang Drost¹⁷, Eine Kindheit im Klosterhof,
„Danziger Hauskalender“ 2005, S. 14–16

Sonntags brachte mich meine Mutter zum Sandkasten, wo ich mit Förmchen Kuchen backte oder Ritterburgen errichtete. Natürlich nur im Sommer und die Sonne musste auch scheinen. Meine Mutter saß auf einer weiß gestrichenen Holzbank unter einem Fliederbaum; auf seinen schrägen Stamm kletterte ich oft und suchte mir ein Plätzchen inmitten der duftenden lila Blüten. Unvergeßlich ist mir noch heute nach über sechzig Jahren das Gurren der Tauben und das Zischen und Pfeifen ihrer Flügel, wenn der Schwarm, durch ein Geräusch aufgeschreckt, ein paar Runden drehte, und sich dann wieder friedlich auf dem Dach der Tischlerei niederließ. Die Klänge der Orgel von Saint-Trinitatis gehören zu dieser Erinnerung, denn es war immer die Zeit des Gottesdienstes, wenn wir uns aus der Hundegasse¹⁸ 19 auf den Weg machten. Wie aus einer anderen Welt drang der Gesang der Gemeinde in die Abgeschiedenheit des Klosterhofes. Wie Weihrauch gab der durchdringende Geruch des Buchsbaums, der den breiten Kiesweg und die quadratische Rasenfläche in der Mitte umrandete, den Stunden des kindlichen Spielens unter den Augen der Mutter und dem Klosterhof einen Hauch von Heiligkeit.

Jahre später. Wir bezogen eine Dienstwohnung im Franziskanerkloster, aus dem man im 19. Jahrhundert ein Kunst- und Gewerbemuseum gemacht hatte, das erste in Deutschland. Die Mansarden, die wir bewohnten, hatten Zimmer mit einer Tapetetür, die in die Gemäldegalerie führte. Ich hatte das Glück, neben meiner Schwester ein solches Zimmer zu beziehen. Abends entwischte ich manches Mal lachend meiner Mutter nach dem wohligen Bad und lief als Nackedei auf dem dunkelbraunen, öligen Holzfußboden an den farbigen Welten der Gemälde entlang, bevor ich mich, außer Atem gekommen, gerne wieder einfangen und zu Bett bringen ließ. Der Gute-Nacht-Kuß durfte nicht fehlen. Die Schritte der Nachtwächter, die mit schwerem ledernen Schuhwerke stündlich ihre Runde drehten, untermalten geheimnisvoll meine Träume. Die Aufgabe der Männer, die unendlichen Saalfluchten, die breiten Gänge und die verwinkelten Treppenhäuser mit einer kleinen Pistole im Gürtel zu durchqueren, verlockte mich: ich wollte auch einmal ihren Beruf ergreifen. Doch der erschien den Männern nicht so abenteuerlich, wie ich es mir ausmalte. Sie manipulierten die Stechuhren, verzichteten auf den Kontrollgang, um durchzuschlafen... Aber sie hatten nicht bedacht, daß der Rhythmus ihrer Schritte unserem Unterbewusstsein im Schlaf das beruhigende Gefühl der Sicherheit gab. Gleich nach der ersten Nacht ohne die gewohnt knarrenden Schritte sprachen wir beim Frühstück über die störende Stille. Mein Vater veranlasste eine kleine Untersuchung

¹⁷ Wolfgang Drost (geb. 1930) Romanist an der Universität in Siegen. Sein Vater, Willi Drost (1892–1964) war Kunsthistoriker und Professor an der Danziger TH.

¹⁸ Heute ulica Ogarna.

und stellte erzürnt die alte Ordnung wieder. Die ungehörliche nächtliche Ruhe fand ein Ende. Unser Schlaf war gerettet.

Mit dem gleichaltrigen Hausmeisterjungen, Erich, einem pfliffigen Pomuchelkopf mit borstigem, rötlichem Haar und frech dreinblickenden grünen Augen durchquerte ich stundenlang das Gebäude, immer auf der Hut vor den Wächtern. Wenn abends einmal der Kunstverein eine Vortragsveranstaltung hatte, stellten wir uns bewegungslos in die Nischen des Kreuzganges neben die antiken Gipsfiguren und rannte mit gellendem Gelächter vor den erschreckten Besuchern davon.

Bei unseren Streifzügen durch das Museum war mir nicht entgangen, dass unter den blanken Gußeisengittern im Boden der Galerie lange Heizungsrohre verborgen waren. Als wir in den Zeiten des Krieges von *Tacitus*, dem Direktor des Städtischen Gymnasiums, aufgefordert wurden „Altmaterial“ wie wir sagten zu sammeln, leistete auch ich meinen Beitrag. Schwitzend zog ich die Rohre heraus, zersägte sie mühsam mit schwieligen Händen und lieferte sie im Keller der Schule am Winterplatz¹⁹ ab. Zwölf Zentner Alteisen brachte mir bei der Feier am Ende des Schuljahres die Anerkennung des Direktors Schweiger vor der versammelten Schule. Ich war voller Stolz und hatte den Vorteil, ich glaube als erster, unter der Vielzahl von Buchpreisen wählen zu dürfen- die meisten verherrlichten kriegerische Heldentaten. Ich suchte mir neben vielen spannenden Lektürestunden auch das Lob meiner Eltern einbrachte.

Auf unseren Erkundungstouren im Kloster stießen Erich und ich auf Gänge und Treppen, die zu verschlossenen Eichentüren oder altem Mauerwerk führten. Aber wir entdecken in der Tischlerei einen Zugang zur Trinitatis-Kirche. Im Dachgeschoß balancierten wir auf Brettern über die gotischen Gewölbe, die aus der ungewohnten Sicht von oben wie staubige Zuckerhüte aussahen, die aus grauen Abgründen emporgewachsen waren. Aus einer Glaube konnten wir die Marienkirche und den eleganten Rathausturm der alten Hansestadt sehen. Wir zeigten uns gegenseitig die Alte Mühle und die Brigittenkirche.

Jahre später. Meine Eltern saßen im Klosterhof an einem Gartentisch und tranken schwarzen Tee neben dem kleinen, neogotischen Treppentürmchen, das in das erste Stockwerk zur Tischlerei führte. Plötzlich tauchten harmlos erscheinende winzige Flugmaschinen mit zurrenden

Wochen später. Danzig war in Brand gesteckt worden, nachdem die männlichen Bewohner im endlosen, grauen Kolonnen nach Osten getrieben und Frauen und Kinder aus der Stadt verjagt worden waren. Meine Mutter und ich kehrten von der Odyssee aus der Niederung des Mottlau zurück, wo wir viel Leid, Vergewaltigung und Tod, aus quälender Nähe mitangesehen hatten. Auf der Suche nach einer sicheren Zuflucht kletterten wir durch die Ruinen des bis auf den Kreuzgang niedergebrannten Klosters. Im Innenhof sahen wir gröhlende und lachende Soldaten mit Wodkaflaschen in der Hand vor dem flackernden Lagerfeuer. Die alte Tischlerei im ersten Stock neben dem kleinen Treppentürmchen

¹⁹ Heute neben ulice Lastadia, Podwale Staromiejskie und Żabi Kruk.

hatte dem Inferno der Flammen standgehalten. Ein paar Matrazen lagen auf dem verdreckten Boden. Die Kalaschnikow-Salven der Betrunkenen und die gespenstischen Reflexe des Biwaks im Klosterhof begleiteten unseren Schlaf.



Abb. 9. Der Sternwarte in der Frauengasse

Am nächsten Morgen herrschte Stille. Die Truppe war verschwunden. Am Rande der zerstörten Stadt, inmitten von Elend, Drangsal und Vertreibung, umgeben und verborgen von zerborstenen Backsteinwänden und halb verkohlten Balken, bot uns der Klosterhof für die Robinsonade der nächsten Monate eine sichere Zuflucht.

Anneliese Dorits, Saisonbeginn in Danzig, „Danziger Hauskalender“ 1996, o.S.

Als ich im September 1936 eintraf- wer stand da freudenstahlend am Bahnhof und erwarte mich?

Lothar!

Wir stiegen gleich voll in die Proben ein. Zu Beginn der Saison sollte es schon in der ersten Woche drei Premieren gehen: Die Oper eröffnete mit „Tannhäuser“, die Operette mit der „Lustigen Witwe“ und das Schauspiel mit „Minna von Barnhelm“, in der ich die Kammerzofe Franciska spielte.

Normalerweise gab ich kaum Geld für das Essen in Lokalen aus. Aber in der Nähe des Theaters gab es die Weinstube Nagel, wo eine vorzügliche Omelette flambee geboten wurde. Da konnte ich manchmal nicht widerstehen. Der Wirt, ein beliebter Mann, strahlte beim Servieren der Speisen über das ganze Gesicht. Wenn er mit dampfendem Geschirr an den Tisch trat und die Haube der Omlette öffnete, war dies immer ein kleines Ereignis.

Dieses Lokal hatte Hans S. zum Treffpunkt für seine Mitarbeiter und Musikkollegen gemacht, wenn es etwas zu besprechen gab. Lothar war natürlich stets dabei und setzte sich geflissentlich neben mich. Sehr schnell wurde ich als einzige Frau in diesen Männerkreis aufgenommen.

Es machte mir Freude, den Fachgesprächen zuzuhören. Vor allem faszinierte es mich, Hans über Gott und die Welt sprechen zuhören. Es imponierte mir, wie er seine schwerste Niederlage verarbeitet hatte, deren Zeugin ich gewesen war. Durch dieses gemeinsame Erlebnis und die eingebildete Ähnlichkeit mit meinem Vater waren wir einander so nahegekommen, daß ich ihn schon bald nicht mehr aus meinem Leben wegdenken konnte. Wir waren Verbündete. Ich suchte seine Nähe, und wenn er bei mir saß, fühlte ich mich als ganzer Mensch. Die Bewährungsprobe stand für Hans noch bevor: Sein Operndebüt im „Tannhäuser“. Er schenkte mir eine Karte und bat mich eindringlich, auch bestimmt zu kommen. Es war für uns alle eine wichtige Premiere.

Die Menschen hatten sich festlich angezogen. Rechts in der Loge der Senatspräsident mit Gattin, links der Gauleiter mit Gattin. Zwei sehr unterschiedliche Gespanne, was uns auch später bei allen Premieren aufgefallen ist. In der linken Loge gab es kein „Ambiente“. Der Gauleiter, in obligater brauner Uniform, mit Oberlehrercharme, seine Frau mit der hausbackenen Ausstrahlung einer BMM-Führerin. Gegenüber, in der Loge, ein blendend gekleideter Senatspräsident mit einer zauberhaften eleganten Gattin. Es waren zwei Welten. Die beiden „hohen Herren“ waren such übrigens nicht sehr grün, so wurde jedenfalls gemunkelt, und man konnte es auch sehen.

Das hatte seinen guten Grund: Nach dem Völkerrecht gehörte Danzig damals noch nicht zu Deutschland, es war, zusammen mit dem vorgelagerten Badort Zoppot, ein „Freistaat“ mit eigenen Hoheitsrechten. Obwohl die Nazis nun auch in Danzig ein gewichtiges Wort mitreden wollten, war man doch bemüht, diesen internationalen Status zu erhalten, damit das Ausland nicht zu irgendwelchen

Repressalien ermuntert wurde. Man erzählte sich, daß der Senatspräsident bei einer Rede vor dem Völkerbund erregt seinen Schuh ausgezogen und damit auf das Rednerpult geklopft hatte. Durch diese Tat hatte er eine gewisse Berühmtheit erlangt. Er galt als sehr mutig. So kam es, daß der Senatspräsident immer noch ein bißchen mehr zusagen hatte als der Gauleiter, was diesen erheblich wurmte.

Der „Tannhäuser“ wurde ein voller Erfolg. Lang anhaltender Beifall, auch aus den Logen links und rechts. Hinterher erklärte mir Hans, er sei mit der Vorstellung ans Pult gegangen, daß wieder gepfiffen werde. Danzig sei zwar weit vom eigentlichen Reich entfernt, aber das Spektakulum von Krefeld war überall bekannt. Er hatte vorher mit Senatspräsident Greiser²⁰ darüber gesprochen. Der aber hatte ihn beruhigt. In diesem Falle würde er selbst auf die Bühne treten und eine Rede halten, um das Publikum zu Vernunft zu bringen.

Das war zum Glück nicht nötig, die Premiere verlief ohne jede Störung, und langsam gewann Hans sein Selbstvertrauen zurück. Eine Woche später wurde auch die Konzertsaison eröffnet. Wieder dirigierte Hans. Als Gast war die Frau des Senatspräsidenten verpflichtet, Maria Greiser-Körper. Sie war eine hervorragende Pianistin und eine außergewöhnlich elegante Erscheinung. Das Konzert wurde zum gesellschaftlichen Ereignis. Wieder saß der Senatspräsident in der rechten Loge und schaute stolz auf seine Frau, ihm gegenüber das Ehepaar Forster. Wer hätte damals ahnen können, daß seine beiden Frauen zehn Jahre später eine wahre Hölle erleben würden? Ihre Männer wurden 1945 in Polen enthauptet²¹.

Ich traf Maria Greiser-Körper²² ein Jahr danach in Süddeutschland. Sie war eine immer noch schöne, aber gebrochene Frau. Von Hans, der öfters bei den Greisers zu Gast gewesen war, hatte ich erfahren, daß ihre Ehe außergewöhnlich glücklich gewesen war, oft hätten sich beide wie die Kinder benommen. Ich meine, sie wären wohl auch ohne Macht, ohne Geld und Ansehen glücklich geworden. Aber für ihn gab es keine Chance, Fehler einzusehen oder gutzumachen.

Ich habe mich im Laufe meines Lebens über viele Ungereimtheiten wundern müssen. Sie passieren immer wieder, und die Erklärung findet man oft erst Jahre später. Damals in Danzig wußte kein Mensch, wieso unser Generalintendant all die Jahre hindurch bis zum bitteren Ende unangefochten seine jüdische Frau bei sich haben durfte. Sie war eine gescheite, gebildete Dame, die uns junge Künstler manchmal zu sich einlud. Wo in Deutschland wäre das damals bei der allgemeinen Hetze gegen die Juden möglich gewesen? Freilich hat man nie erfahren, unter welchem Druck die beiden Menschen gelebt haben. Erst nach dem Krieg

²⁰ Arthur Greiser (1897–1946). 1933–1934 Vizepräsident und 1934–1939 Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig, 1939–1945 Reichsstathalter und Gauleiter im Warthegau. Nach dem Krieg in Posen hingerichtet.

²¹ Das stimmt nicht zusammen. Arthur Greiser wurde ein Jahr später, 1946, öffentlich hingerichtet; es war übrigens die letzte öffentliche Hinrichtung in Polen. Über das Todesdatum von Albert Forster gibt es weiterhin viele Spekulationen. Vermutlich wurde er 1954 in Warschauer Gefängnis gehängt.

²² Maria Greiser – (Köfer? Börn?). (geb. 1908). Pianistin.

hörte ich, daß Greisers Schwester seinerzeit mit ihrem jüdischen Mann nach New York emigriert war.

Im Zoppoter Kurhaus sollte ein Bühnen und Presseball stattfinden. Im Theater gab es daher ein Stück mit kleiner Besetzung: „Ingeborg“. Ich spielte die Imgeborg und konnte für den Ball gleich mein Abendkleid anbehalten. An diesem Abend bekam ich wirklich den ersten Schwips meines Lebens. Als ich im Baalsaal ankam, wurde ich gleich hinter eine Bar gestellt, und alle kamen, um mich einzuladen. Wie immer, hatte ich vor der Vorstellung kaum etwas gegessen und wurde nun mit den Danziger Originalgetränken Machandel und Danziger Kurfürst konfrontiert. Ich hatte keinerlei Erfahrung mit diesen harten Getränken und hatte schon nach kurzer Zeit das Gefühl, neben mir zu stehen. Ich versuchte verzweifelt meine Handtasche, obwohl sie direkt vor mir lag, und bald hing auch die Schleppe meines Abendkleides in der Zinkwanne, die zum Gläserspülen bestimmt war. Ich aber fand das lustig, sehr lustig. Ich versuchte, ernsthafte Gespräche zu führen, errang damit jedoch nur Heiterkeitserfolge, was in mir den Verdacht aufkommen ließ, dass die anderen betrunken waren.

Schließlich schwankte die Theke vor mir, und ich bat einen Kollegen, mich nach Hause zu bringen. Beim Verlassen des Kurhauses schritt ich auf einem roten Teppich hinab und grüßte würdevoll nach allen Seiten wie eine königliche Hoheit.

Die Fahrt im Taxi benützte ich, um nun zum Wagenfenster hinaus meine Untertanen zu grüßen.

Zum Glück kam jetzt meine Wirtin und brachte mich ins Bett.

Am anderen Tag sagte mein Kollege: beruhige dich, Anne. Du warst nur die erste. Nach dir habe ich noch vier andere abgeschleppt“

Nachdem ich nun schon über ein Jahr am Danziger Theater war, wurde ich auch öfter beim Danziger Rundfunk beschäftigt²³. Am Anfang war das für mich auch so ein Sprung ins Wasser gewesen. Als ich das erstemal zu Aufnahmen in den Sender gerufen wurde, hatte ich ja noch keine Ahnung von der Rundfunkarbeit. Ich kam in ein kaltes Studio, eine große Uhr hing an der Wand, in der Mitte des Raumes ein Mikrofon, davor ein Stehpult, auf das wir unseren Text legen konnten. Hinter einer Glaswand saßen einige ernst dreinblickende Herren. Es waren wie mir mein Kollege Karl Pschigode zuflüsterte, der Toningenieur, der Regisseur und der Aufnahmeleiter. Ich war froh, daß Karl bei den Aufnahmen dabei war. Auf der Bühne war er schon öfters mein Partner gewesen.

Karl war ein feiner Kerl, ein wunderbarer Kollege und Vollblutkomödiant, der oft mit offenem Mantel und wehenden Schal, das Rollenbuch in der Hand, die Langgasse hinunterschritt.

²³ Ein Novum in Danzig stellte seit der Mitte der zwanziger Jahre der Rundfunk dar. Seine bahnbrechende Bedeutung konnten in großem Maße die Nationalsozialisten für ihre Propagandazwecke nach der Machtübernahme auszunutzen. 1929 gab es in der Freien Stadt Danzig 16. Tausend registrierte Radioapparate, 1934 fast 21. Tausend. Das im Danziger Rundfunk übertragene Programm zeigte die Errungenschaften der deutschen Kultur, besonders hoch war das Niveau der Musiksendungen.

„Keine Angst vorm Radio!“ hatte er mir vorher Mut gemacht. „Auch dort wird nur mit Wasser gekocht“. Damals wurde ja noch alles live gesendet, da wurde nichts auf Platte oder gar auf Tonband gesprochen, es konnte nichts wiederholt, verbessert, korrigiert, geschnitten oder sonstwie bearbeitet werden; so wie wir es sprachen, ging es direkt in den Äther. Das war für mich jedoch kein allzu großes Problem; es entsprach ja genau den Bedingungen, die ich vom Theater gewöhnt war. Eine ganz andere Sache war die Arbeit mit dem Mikrofon.

„Da mußt du deine Stimme gewaltig zurücknehmen, Anneli“, hatte mir Karl schon auf dem Weg ins Studio eingetrichtert. Er hatte schon allerhand Rundfunkverfahren. „Du hast ja gelernt, mit deiner Stimme einen großen Theatersaal zu füllen. Hier stehst du nicht auf der Bühne, dein Publikum ist das Mikrofon. Also vergiß, was du an Sprachtechnik gelernt hast, sprich ganz natürlich und um Himmels willen „leise“. Dank Karl Pschigodes Hilfe brachte ich meine Rundfunkpremiere gut hinter mich und hatte fortan öfter im Studio zu tun.

In der Sommerpause bekamen wir Schauspieler ganze drei Monate bezahlten Urlaub, weil vom Danziger Theater zu dieser Zeit die Zoppoter Waldbühne mit dem Opernensemble bespielt wurde.

Meine Freudin Gretl hatte sich mit einem Opernagenten verlobt. Zusammen mit den beiden verbrachte ich den ersten richtigen Urlaub meines Lebens am einsamen Ostseestrand in Heubude bei Danzig. Wir hatten ein kleines Haus direkt am Meer gemietet und kamen aus den Badeklamotten gar nicht raus. Unsere Zukunft malten wir uns in rosaroten Farben aus.

Nun gab es jedoch eine Komplikation anderer Art. Mir wurde eine hohe Ehre zuteilt: ich wurde zu einem Sektionsfrüstück beim Gauleiter Forster eingeladen. Solche Einladungen waren an sich keine Seltenheit; der Gauleiter wollte den Kontakt zur Künstlerwelt pflegen und lud von Zeit zu Zeit Schauspieler, Musiker, Sänger, Maler und Bildhauer, die im Danziger Rum lebten, zu sich ein. Ich war bisher von diesen Einladungen ausgeschlossen gewesen, vermutlich weil dem Gauleiter mein Verhältnis zu Hans und dessen Verhältnis zu Forsters Widersacher, dem Senatspräsidenten, bekannt war.

Es war schönes Wetter, der Empfang fand im Garten statt. Ich kann nicht sagen, daß ich nur unangenehme Erinnerungen mit diesem Tag verbinde. Es wurde nicht politisiert, wir unterhielten uns angeregt über das Theaterleben und auch der Gauleiter zeigte sich interessiert und freundlich.

Hier war er in seinem Element, hier brauchte er sich nicht zu verstellen, hier fühlte er sich frei von Hemmungen und konnte zeigen, daß er ein guter Gastgeber war. Später habe ich erfahren, daß auch er, der eingeschworene NS-Funktionär, einmal gegen seine Parteidoktrin verstoßen hatte. Im Jahre 1938 half er meinem Kollegen Karl, als dieser wegen einer Heiratserlaubnis zu ihm kam. Seine Auserwählte war Halbjüdin, aber Forster²⁴ veranlaßte, daß dieser „Geburtsfehler“ in den Heiratspapieren vertuscht wurde und verhalf so den beiden zu einer glücklichen Ehe, die fast vierzig Jahre dauerte, bis zu Karls Tod.

²⁴ Albert Forster (1902–1952?). Der Danziger Gauleiter (1930–1939).

Hans schickte Kritiken von seinen Konzerten in Japan und teilte mir mit, daß er zum Professor genannt worden sei. Die große Umstellung in diesem fremden Land und das Alleinsein fielen ihm jedoch schwer. Er hatte große Sehnsucht nach mir, und am liebsten wäre ich auf der Stelle zu ihm gefahren. Das wäre wohl auch die letzte Chance für uns gewesen.

Aber wenig später kam der entscheidende Brief. Er hatte sich mit dem deutschen Botschafter überworfen und den Entschluß gefaßt, nach Amerika zu emigrieren. „Wäre ich in Deutschland geblieben“ so schrieb er, „wären wir sicherlich zusammengeblieben. Aber nun, da ich als Emigrant entgegengehe, werde ich diesen Weg mit jenem Menschen teilen, der durch mich heimatlos geworden ist“.

Ganz heimlich, ganz still hatte ich immer noch die Hoffnung gehabt, er würde eines Tages zu mir nach Deutschland zurückkehren. Nun hielt mich nichts mehr in Danzig, wo mich jede Straßenecke an Hans erinnerte. Ich suchte ein neues Engagement, denn ich wollte auch andere Menschen und andere Arbeitsbedingungen kennenlernen.

Wieder beim Bühnennachweis in Berlin angekommen, wurde ich dem Intendanten von Graz vorgestellt. Er hieß Willi Hanke, war jung und forsch und hatte sich ganz dem Theater verschrieben.

Er sagte: „Obwohl ich selbst Preuße bin, traue ich mich nicht, den Grazern eine Liebhaberin vorzusetzen, die keinen österreichischen Dialekt spricht“. Ich nickte, wollte schon hinausgehen. Da fügte er hinzu: „Warten Sie bitte auf eine Nachricht von mir. Wenn ich keine österreichische Schauspielerin finden, die mir so gut gefällt wie Sie, schicke ich Ihnen den Vertrag“. Das Telegramm „Vertrag perfekt“ kam kurz danach.

Danzig-Graz. Weiter voneinander entfernt lag höchstens noch Königsberg und Königsberg. Noch heute denke ich oft an das schöne Danzig und an einen Buchhändler, der mir aus Verehrung eines seiner ersten Exemplare von „Vom Winde verweht“ überreicht hatte.

III. ÄRZTE

Hans Runge, Erinnerungen an Danziger Ärzte,
„Danziger Hauskalender“ 1996, o.S.

Im Jahre 1931 – nach dem Abitur am Realgymnasium zu St. Johann in Danzig – habe ich im Städt. Krankenhaus in der Kinderchirurgie famuliert bzw. als Krankenpfleger gearbeitet. Mein Wunsch, Arzt zu werden bestand schon lange vorher. In den Semesterferien war ich dann sehr oft als Famulus und nach dem Staatsexamen als Medizinalpraktikant an Danziger Krankenhäusern tätig. Außer dem Städt. Krankenhaus in der Delbrückallee gab es in Danzig noch das Diakonissen-Krankenhaus, das St. Marienkrankenhaus, die Frauenklinik (Storchenhaus) und mehrere Privatkliniken.

In Danzig sind mir viele Ärzte begegnet, die kraft ihrer Persönlichkeit und ihrer fachlichen Kompetenz unauslöschliche Eindrücke hinterlassen haben. Von den Danziger Ärzten solchen, die ich persönlich gekannt habe, aus eigenem Erleben-, anderen auf Grund von Berichten und Unterlagen – will ich ein wenig erzählen. Aus der großen Zahl der tüchtigen Danziger Ärzte kann ich allerdings nur eine Auswahl treffen, – es besteht kein Anspruch auf Vollständigkeit.

In Danzig waren mehrere weltbekannte Ärzte, an ihrer Spitze ADOLF WALLENBERG (1862–1949) – in der Fachliteratur als Internist und Hirnanatom bezeichnet und mit dem Wallenberg-Syndrom, einer bestimmten seltenen Nervenkrankheit, in die Geschichte eingegangen. Wallenberg¹ war von 1907 bis 1928 Chefarzt der Medizinischen Klinik des Städt. Krankenhauses; nach seiner Pensionierung hat er noch mehrere Jahre in seinem Laboratorium gearbeitet. Als Jude war er gezwungen, im hohen Alter in die USA auszuwandern, wo er seinen Lebensabend bei seiner Tochter Marianne, auch Ärztin, verbrachte. Nach seinem am 10. April 1949 in Manteno/Illinois erfolgten Tod erschien folgender Nachruf:

Am 10. April 1949 starb in Manteno/ILLinois, USA, Professor Adolf Wallenberg, der frühere langjährige Chefarzt der Inneren Abteilung des Städtischen Krankenhauses in Danzig, im Alter von etwas über 86 Jahren. Viele noch lebende Danziger der älteren Generation werden sicher noch in Liebe und Verehrung sich an diesen außerordentlich gütigen, hilfsbereiten und bescheidenen Arzt erinnern, der zugleich ein Forscher von Weltruf gewesen ist. Anlässlich seines 70. Geburtstages am 10. November 1932 wurden Professor Wallenberg noch außerordentliche Ehrungen zuteil. Nach 1933 lebte er dann zurückgezogener denn je, bis schließlich nur noch einige wenige Freunde es wagten, ihn zu besuchen. Kurz vor

¹ Die Frage des Gesundheitswesens in der Freien Stadt Danzig ist ein noch nicht gut bearbeitetes Thema. So wissen beispielsweise sogar Berufshistoriker kaum etwas über Adolf Wallenberg.

Kriegsausbruch gelang es diesen Freunden mit großer Mühe, ihn, der mit unendlicher Liebe an Danzig hing zur Auswanderung nach England zu bewegen, von wo aus er 1943 zu seiner Tochter nach Amerika weiterwanderte. Bis zu seinem Ende hat er auch in der Fremde seine unermüdlichen Forschungen auf dem Gebiet der Hirnanatomie fortgesetzt, während es ihm ein tiefer Schmerz war, der Sprachschwierigkeiten wegen nicht mehr ärztlich tätig sein zu können. Professor Wallenberg war international bekannt als einer der feinsten Kenner der schwierigsten Teile der Gehirnanatomie. Den Danzigern, zumal denen, die ihm näher stehen durften, war er in erster Linie das Vorbild, ja die ideale Verkörperung eines weisen, gütigen Arztes, der jeden Hilfesuchenden vom Ärmsten bis zum Reichsten mit gleicher Unermüdlichkeit beriet und zum Wohl seiner Kranken stets alles Persönliche zurückstellte, sich keine Ausspannung gönnte. Als Krankenhauschef hat er eine große Reihe tüchtiger Ärzte, die später in Danzig tätig waren, herangebildet. Er war geliebt von Schwestern und Kranken. Kam er mitunter spät in der Nacht noch nach auswärtigen Besuchen ins Krankenhaus zurück, so kümmerte er sich noch persönlich um jeden inzwischen neu aufgenommenen Schwerkranken.

Der Bruder von Adolf Wallenberg, THEODOR WALLENBERG, war ein bekannter und beliebter Augenarzt in Danzig.

Nachfolger von Wallenberg war VAN DER REIS, der nur kurze Zeit in Danzig tätig war und „aus rassischen Gründen“ vorzeitig aus dem Dienst scheiden musste.

Nach ihm wurde HANS BOHN (1896–1966) Direktor der Medizinischen Klinik und Ordinarius für Innere Medizin an der 1934 gegründeten Staatlichen Akademie für Praktische Medizin in Danzig. Bei Bohn war ich von Juni bis November 1937 Medizinalpraktikant, eine Zeitlang auf seiner Privatstation. Zusammen mit Bohn habe ich eine wissenschaftliche Arbeit veröffentlicht. Ich erinnere mich an den Chef als einen quicklebendigen, agilen, energischen Mann, fachlich und menschlich hervorragend, von kleiner Körpergröße der es aber trotzdem verstand, seine ihn oft um Haupteslänge überragenden Assistenten „von oben herab“ anzusehen.

Daten von Bohn erhielt ich durch den Medizinhistoriker Benedum/Gießen.

Bohn wurde 1934 als jüngster Ordinarius für Innere Medizin er war gerade 39 Jahre alt nach Danzig berufen. Er hatte sich nach dem Studium der Medizin und klinischer Ausbildung in München, Jena und Greifswald 1930 in Frankfurt habilitiert. Zuvor hatte er im Jahr 1925 seine zusätzliche chemische Ausbildung mit der Promotion zum Dr. phil. nat. abgeschlossen. Sehr groß ist die Zahl seiner wissenschaftlichen Arbeiten über die verschiedensten Gebiete der Inneren Medizin z.T. gemeinsam mit dem Pathologen Friedrich Feyrter.

Nach dem Krieg war er kurze Zeit Chef einer Privatklinik in Göttingen und der innere Abteilung des Städt. Krankenhauses in Ulm. 1950 folgte Bohn dem Ruf als Ordinarius für innere Medizin an der Universität Gießen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1963 geblieben und 1966 gestorben ist.

Ein großartiger Chirurg war HEINRICH KLOSE (1879–1968) – mein Chef während häufiger Famulaturen und während der 4monatigen Tätigkeit als Medizinalpraktikant 1936–1937. Die Chirurgie war damals noch nicht in verschiedene Gebiete aufgeteilt; Klose beherrschte alles: allgemeine Chirurgie, Brust- und

Bauchchirurgie, Unfallchirurgie. Er war ein Ganz besonders anerkannter Kopfoperateur. Seine Visiten und sein Umgang mit den Kranken waren immer sehr persönlich, liebevoll und freundlich, aber doch auch bestimmt und respektinflößend. Für seine Patienten war es tröstlich und beruhigend, wenn er vor einer Operation (z.B. einer sog. Probelaparotomie- der zu diagnostischen Zwecken durchgeführten Bauchöffnung, die damals mangels der Heute angewandten technischen Maßnahmen üblich war) in seinem westfälischen Dialekt sagte. „Das muß einmal ordentlich nachsehen werden ...“.

Dem Sohn Erich Wolfgang Klose verdanke ich außer zahlreichen Unterlagen über seinen Vater die Schrift *Porträt eines deutschen Chirurgen* von Herbert Mitzka.

Heinrich Klose ist am 31 August 1879 in Ibbenbüren Westf. geboren. Nach dem Abitur in Gütersloh studierte er Medizin in Göttingen und Straßburg, wo er 1903 zum Dr. 1903 zum Dr. med. promovierte. Dort entstand eine enge Freundschaft zu Albrecht Schweitzer. Seine chirurgische Ausbildung erhielt Klose in Frankfurt: hier habilitierte er sich 1916 für Chirurgie und Orthopädie. 1923 wurde er nach Danzig berufen- als Direktor der Chirurgischen Klinik und ärztlicher Direktor des Städt. Krankenhauses – später als Ordentlicher Professor an der Medizinischen Akademie. Über 20 Jahren war er der erste in der Freien Stadt Danzig, wo er bis September 1945 – zur Übernahme seiner Klinik durch die polnische Verwaltung tätig war. Nach dem Krieg war er von 1947 bis 1960 Ärztlicher Direktor der Städt. Krankenhauses Berlin-Friedrichshain. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in Bad Eilsen, wo er im Alter von 89 Jahren gestorben ist. Er war ein begnadeter Arzt und hervorragender Chirurg. Auch im Ausland genoß er hohes Ansehen; so hat er 1938 in Moskau den sowjetischen Staatspräsident Michail Kalinin operiert.

Klose hat unzählige wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht insb. über die Chirurgie der Basedow'schen Krankheit und Kopfchirurgie, die Chirurgie der Brust- und Thymusdrüse und Gesichtschirurgie. Er hat sich aber auch besonders intensiv mit dem Ethos des ärztlichen Berufsstandes, ja überhaupt mit ethnischen Fragen beschäftigt und Aufsätze über Ethos des Handwerks, des Sports, des Krankenhauses geschrieben und ein Buch mit dem Titel „Arzt, Natur und Kunst“ veröffentlicht. Er selbst fühlte sich von Jugend an zum Tischlerhandwerk hingezogen; in Mittenwald hat er sich in die Kunst des Geigenbaues einführen lassen und das Flugzeug von Danzig nach Mittenwald selbst gesteuert. Musik war ihm- neben dem Arztum- Lebensinhalt. Er war selbst ein begnadeter Violinspieler und gab diese Fähigkeit an seine beiden Söhne weiter.

Am letzten Freistaat Tag – 31. August 1939 wurde Klose anlässlich seines 60. Geburtstages mit dem „Kreuz von Danzig“ ausgezeichnet. 1953 erhielt er wegen seiner Verdienste um den Wiederaufbau des Städt. Krankenhauses Berlin-Friedrichshain und wegen seiner wissenschaftlichen Lebensleistung den Goethe-Preis der Stadt Berlin.

Bis zu seinem 80. Lebensjahr durfte er ärztlich wirken; es war ihm vergönnt, 112 Semester akademischer Lehrer sein zu dürfen. Die hohe Verantwortung gegenüber seinem Beruf als Chirurg kennzeichnet folgender Satz aus seiner Abschiedsrede 1960 in Berlin: „Was liegt für ein Vertrauen darin, wenn der Kranke seinen

Körper dem Operateur überantwortet! Und was liegt darin für ein Vertrauen auf eigenes Wissen, wenn der Operateur alle Gefahr in Rechnung stellt und immer wieder den hohen Einsatz, oft genug den des Lebens, selber wagt! So ist es zu allen Zeiten, dass Entschlusskraft, Geistesgegenwart, technisches Können und wirkliches Handeln den Chirurgen charakterisierten“.

ALFRED ADAM (1888–1956) ist in dem Buch von Johannes Oehme *Pioniere der Kinderheilkunde* neben vielen anderen bedeutenden Kinderärzten besonders erwähnt.

Alfred Adam stammt aus dem Bezirk Frankfurt Oder und hat in Königsberg, München und Berlin studiert. Nach intensiver theoretischer Ausbildung wandte er sich der Kinderheilkunde zu und war in Heidelberg und Hamburg tätig. 1928 wurde er Direktor der Kinderklinik in Danzig, wo er 1934 zum Ordinarius für Kinderheilkunde ernannt wurde. Wegen Widerstandes gegen das nationalsozialistische Regime wurde er 1938 als Beamter entlassen. Er war dann niedergelassener Kinderarzt, bis er nach dem Krieg zum Direktor der Univ. Kinderklinik in Erlangen berufen wurde. Er hat diese Klinik 10 Jahre geleitet und ist kurz nach seiner Emeritierung im Alter von 69 Jahre gestorben. Vor allem bekannt wurde Adam durch seine Arbeiten über schwere Durchfallstörungen bei Säuglingen (Säuglings-Enteritis).

Besonderes bekannt waren die Danziger Pathologen.

HERMANN STAHR (1868–1947) war ärztlich und menschlich eine außerordentliche Persönlichkeit: er drückte dem ärztlich-wissenschaftlichen Leben in Danzig über 2 Jahrzehnte seinen Stempel auf.

Der Sohn von Hermann Stahr Wolf-G.Stahr- hat mir viel über seinen Vater berichtet und das 1965 erschiene Gedenkblatt von Gruber/Göttingen geschickt.

Hermann Stahr ist in Lille geboren. Nach dem in Berlin abgelegten Abitur studierte er in Straßburg, Freiburg, Heidelberg und Berlin. Er habilitierte sich in Breslau, ging dann als Abteilungsvorstand für Anthropologie an das Völkerkunde-Museum in Dresden. Von hier aus wechselte er in den Kreis der pathologischen Anatomie, ging als Prosektor nach Düsseldorf und übernahm 1910 die Leitung der Prosektur des KIELER Krankenhauses: 1912 wurde er Vorstand des Pathologischen Instituts der Stadt Danzig, wo er bis zu seiner Verabschiedung im Jahre 1933 tätig war.

In dem Gedenkblatt wird darauf hingewiesen, dass 1933 für Stahr und seine Familie eine Leidenszeit begann, „Da die Herkunft von Stahrs Mutter den Anschauungen der damaligen Machthaber nicht genehm war, hat man seinen wohl begabten Kindern den schulischen Bildungsweg verlegt. Sie waren gezwungen, im Ausland zu suchen, was man ihnen in der Heimat schmachvoll versagte, Hermann Stahr verfiel darüber in eine schwere Magengeschwürskrankheit, die er nur langsam nach einem operativen Eingriff überwunden hat. Er war mit seiner Frau in Danzig verblieben. Die Gnade hoher Musikalität half dem Ehepaar über die Zeit der Verfemung hinweg. Doch verloren sie bei Kriegsende alle Habe. So widerwärtig und schmerzlich alle diese Umstände waren, hat Stahr seine Zuversicht nie ganz verloren. Schließlich kam die ärgste Not über Danzig“.

Das Ehepaar suchte und fand Zuflucht in einem Krankenhaus, das polnisch besetzt wurde. Man veranlaßte den einstigen Prosektor, sein altes Amt aufs neue

auszuüben. Dazu schrieb Frau Stahr, die bei ihrem Mann als technische Assistentin tätig war: „In dem furchtbaren Nachkriegszustand Danzigs mit Hungersnot, ansteckenden Krankheiten, Läusen, Wassernot, infizierte sich Stahr bei einer Sektion mit Folgen einer Subpectoral-Phlegmone. Penizillin gab es nicht, zwei Operationen wurden vorgenommen. Professor Nast und einige polnische Ärzte besuchten ihn. Er erholte sich langsam und stellte schon vom Bett aus wiederum biotische Diagnosen, zu deren Erläuterungen Ärzte an sein Krankenbett kamen“ Ende November 1945 verließ das Ehepaar Stahr Danzig, um vorübergehend in Berlin, dann in Bevensen im Gebiet der Lüneburger Heide unter kaum genügenden Umstände zu hausen. Noch lockten ihn Spaziergänge in Wald und Heide und noch erfüllte ihn die Spannung geistiger Arbeit. Da setzte im Mai 1947 seine letzte Erkrankung mit profusem Nasenbluten ein. Sie hat ihm am 26. August 1947 die Auge für immer geschlossen.

Stahr hat sich vorwiegend in der Krebsforschung einen Namen gemacht; er wurde u.a. zum Mitglied des Centralkomitees zur Erforschung und Bekämpfung des Krebskrankheit berufen. Er hat Beispiele krebsiger Berufskrankheiten beschrieben, so den „Daumenkrebs“ eines jungen Schusters (1921) und den „Schlosserkrebs“ entstanden durch strahlende Wärme am Unterarm des an der Esse arbeitenden Mannes (1935). Schließlich gibt es „Stahrs Haferepithelion“, eine Wucherung an der Zunge von Ratten durch andauernde Haferfütterung.

Gegen Ende seines Lebens gab Stahr Hinweise „Zur Technik der geistigen Berufe“. Dazu sagt Gruber: „ihn kränke das vulgäre Gerede, im geistigen Arbeiter lebe eine Art Tagedieb, weil er zur Erstellung eines praktischen Werkes unfähig sei. So bemühte sich Stahr, in leicht fasslicher Form den Blick in die Werkstätten geistiger Tätigkeit zu lenken und darzutun, dass alles Praktische erst vom Geistigen hat zu verstehen sei.

WALTER BÜNGELER (1900–1987) wurde 1933 nach Danzig berufen. Er war von 1934 bis 1936 Direktor des Pathologischen Instituts der Medizinischen Akademie. In diese Zeit fällt die Obduktion Akademie. In diese Zeit fällt die Obduktion des SA. Mannes Günter Deskowski am 13.6.1936, der bei einem Überfall auf die letzte Mitgliederversammlung der Deutschnationalen Volkspartei im St.-Josephs-Haus in der Töpfergasse am 12.6.1936, an der auch mein Bruder Wolf teilgenommen und davon berichtet hat, geringfügige Kopfverletzung erlitten hatte. Die nicht zum Tode führten; Deskowski ist vielmehr an einer schwerer Herzkrankheit bei Spät-Syphilis gestorben. Büngeler sollte damals gezwungen werden, nicht die luetische Herzkrankheit, sondern die „tödlichen Verletzungen nach einer bestialischen Bluttat“ als Todesursache darzustellen. Er hat das mannhaft abgelehnt und den Sektionsbefund an den damaligen Leiter der Danziger Gesundheitsbehörde Medizinalrat Senator Kluck geschickt- was aber nicht verhindert hat, „dass Gau-leiter Albert Forster von einem Mord der Reaktion an einem alten Parteikämpfer sprach und daß dem Verstorbenen ein Staatsbegräbnis bereitet wurde, an dem Parteispitzen aus Danzig und Berlin u.a. Stabschef der SA Lutze² teilgenommen haben. Halbmastbeflagung. Benennung einer Straße nach Günter Deskowski etc.

² Victor Lutze.

waren weitere Ehrungen“ (Zitat aus einem Brief Büngelers an den letzten Hohen Kommissar des Völkerbundes Carl J. Burckhardt) Günter Deskowski wurde unter die „unsterblichen Helden der Nation im Horst-Wessel-„Sturm“ eingereiht und bei großen Appellen für die Gefallenen der Bewegung vor der Feldherrnhalle in München aufgerufen.

Um Verfolgungen zu entgehen, musste Büngeler Danzig schleunigst verlassen; er ging Mitte 1936 nach Sao Paulo in Brasilien, wo er als Professor für Pathologie und Direktor des Lepra-Instituts tätig war. Nach dem Krieg kam er nach Deutschland zurück, erst auf den Lehrstuhl in Kiel, dann ab 1956 in München. Hier wurde ihm am 5. 10. 1985 die Rudolf – Virchow-Medaille- eine seltene Auszeichnung- verliehen. In der Laudatio wurde darauf hingewiesen, daß er „auch in schweren Zeiten ein Beispiel für Standfestigkeit und Ritterlichkeit“ gegeben hat.

In seinem Lebensbild zum 85. Geburtstag von Walter Büngeler, der sich besonders auf dem Gebiet der Geschwulstpathologie einen Namen gemacht hat und dem die erstmalige experimentelle Leukämieerzeugung gelungen ist, schreibt Eder-München.

Sucht man nach den letzten Gründen für den so glanzvollen und erfolgreichen Leiter des Pathologischen Instituts in Danzig wurde nach Büngeler FRIEDRICH FEYRTER.

HELMUTH KLUCK – Senator für Volksgesundheit und Professor für Rassenhygiene (ohne Habilitation). Als Gesundheitssenator wurde Kluck abgelöst von dem berüchtigten ERICH GROSSMANN, Gaugesundheitsführer und Direktor des Instituts für Erbbiologie und Rassenhygiene- auch Professor ohne wissenschaftliche Legitimation. Im Mai 1945 flüchtete er zusammen mit Gauleiter Albert Forster über Hela nach Deutschland. Um seiner Auslieferung an Polen zu entgehen, verübte er im Konzentrationslager Neuengamme Selbstmord.

Bedeutende Ärzte und Meister ihres Fachs waren am Städtischen Krankenhaus der Dermatologe OTTO NAST, ein schwergewichtiger Schwabe, und der außerordentlich kritische Psychiater FRANZ KAUFFMANN.

Das Fach Augenheilkunde wurde von dem aus der Praxis kommenden Ophthalmologen RUDOLF HELMBOLD (1869–1954) vertreten. Helmold hat mir als Schüler in seiner Praxis am Holzmarkt meine erste Brille verordnet. Die Augenärzte THEODOR HEVELKE und seine Tochter Lieselotte (später RÖCKE) stammten aus einer alten Danziger Familie; nach dem Krieg waren sie in Braunschweig niedergelassen.

Einen sehr guten Ruf hatten die Chefärzte vom Diakonissen-Krankenhaus PAUL SCHENK und GEORG BÜTTNER und vom St. Marienkrankenhaus F.J. CRAMER und BERNHARD NEUKIRCH.

Chefarzt der Frauenklinik war einige Jahre HANS FUCHS, der seine renommierte Privatklinik am Winterplatz verließ, um das „Storchenhaus“ zu übernehmen. Er wurde dann noch Direktor der Universitäts-Frauenklinik in Posen. Sein Nachfolger war JOACHIM GRANZOW.

Ich könnte noch viele Danziger Ärztinnen und Ärzte nennen, die mit großer Hingabe für ihre Kranken sorgten und Tag und Nacht unermüdlich tätig waren.

Unser langjähriger und treuer Hausarzt in Danzig war Dr. MÜLLER, der seine Praxis im Haus Weidengasse 16 ausübte. In Zoppot wurden meine Eltern und mein Bruder von dem Ärztehepaar HOFFMANN-BERLING betreut. Weitere bekante Ärzte waren PAUL VAN DE KAMP, Fritz OMANKOWSKI (später Omansen) – ein Bruder des Heimatdichters Willibald Omankowski und FRANZ SEMRAU. In Zoppot wurden meine Eltern und mein Bruder von dem Ärztehepaar HOFFMANN-BERLING betreut. Weitere bekante Ärzte waren PAUL VAN DE KAMP, Fritz Als Kinder liebten wir unseren rundlichen Kinderarzt NEUMANN von Herzen. Die Hals-Nasen-Ohrenärzte BEHREND und ADOLF SCHULZ waren sehr geschätzt. Zwei Brüder DOWIG – ERICH und PAUL. arbeiteten in Danzig als Frauen- bzw. Hauptarzt; mit dem Dermatologen verband uns nach dem Krieg in Braunschweig eine enge Freundschaft.

Schließlich möchte ich noch den international bekannten Chirurgen ERWIN LIEK (1878–1935) erwähnen Inhaber der Liekschen Klinik in der Sandgrube, die nach seinem Tod von PAUL EHMKE³ weitergeführt wurde. Liek hat verschiene Bücher geschrieben; am bekanntesten sind *Der Arzt und seine Sendung* und *Das Wunder in der Heilkunde*.

In der 1940 erschienen Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen des Lehmanns Verlags München/Berlin, die ich Margit Unser, Leiterin des Archivs beim Springer-Verlag Heidelberg, verdanke, wird betont, dass Erwin Lieks Werk den Ärzten gegolten und sich darüber hinaus an die ganze Menschheit gewendete hat. Es habe nicht nur die Wissenschaft gefördert, sondern einem ganzem Stand neue Wege gewiesen.

In *Der Arzt seine Sendung* (dieses Buch hat 8 Auflage erreicht) hat. Liek mit Nachdruck auf den Unterschied zwischen MEDIZINER und ARZT hingewiesen. Mediziner – sagte Liek mit Beherrschung von Technik und Apparaten Medizin kann jeder werden: Arzt sein ist Beruf und Gnade! Das ist heute in der Zeit des „Numerus clausus“, wo jeder Einser-Abiturient glatt unbedingt Medizin studieren zu müssen, aller denn je!

³ Paul Ehmke, ein gebürtiger Danziger, kaufte 1930 ein Patrizierhaus, Freimauer.

IV. FESTE

Wolfgang Bein, Weihnachtsmärchen, „Danziger Hauskalender“
2005, S. 59

Welcher theaterfreudige Danziger erinnert sich nicht gern an unser Staatstheater, im Volksmund wegen seiner charakteristischen Form liebevoll „Kaffeemühle“ genannt.

Schon als fünfeinhalbjähriger bekam ich die Gelegenheit, im Winter 1928/29 dort selbst bescheiden mitzuwirken. Zwei meiner beinahe erwachsenen Schwestern gehörten nämlich damals zum Staatstheater-Ballett. Sie hatten ihren jüngsten Bruder endlich überreden können, für die Wochen des vorzuführenden Weihnachtsmärchens „Die Himmelsreise“ bei den kleinsten Akteuren mitzumachen. Wir waren sechs Persönchen zwischen 5 und 6 Jahren und sollten die kleinste Märchengarde darstellen. Weil ich der einzige Junge gewesen bin, sollte ich als Korporal der Truppe, also als Erster überhaupt, aus einem bunt gemalten Spielzeugkasten auf die noch leere Bühne hinaus marschieren. Das sollte zu den ersten Klängen von Heinzelmännchens Waschparade geschehen. Hintereinander folgten dann die Mädchen, möglichst im Gleichschritt und mit den Händchen grüßend am hohen Papphelm. Das sah bestimmt immer sehr lustig aus, da sicher nichts stets alles bei uns hundertprozentig klappte. Aber in meiner Erinnerung ernteten wir dafür den ersten Beifall. Aber wie viel Herzklopfen bei uns jeden Tag dahinterstand, habe ich auch nicht vergessen. Für mich fing das bereits an, wenn ich an Mamas Hand von unserer Wohnung auf Langgarten¹ über den Langen Markt zum Kohlenmarkt ins Theater trippelte. Dort nahmen mich dann meistens meine Schwestern huldvoll in Empfang. Immer wieder wurde das kleine Brüderchen anschließend in der großen Umkleidekabine des Balletts den hübschen Kolleginnen vorgeführt. Ja, wenn ich damals um einiges älter gewesen wäre? Auf jeden Fall sind es für uns Kleine aufregende Wochen gewesen, an denen wir übrigens immer am Anfang und am Schluß der Vorstellungen auf die Bühne mussten. Wir hatten uns zu Beginn und vor dem Einsetzen des Orchesters hintereinander innerhalb des Spielzeugkastens aufzustellen, der dann zugemacht wurde. Bei den ersten Tönen des oben genannten Marsches öffneten dann Bühnenarbeiter von der Kulissenseite die Schiebetür, damit wir zeitgerecht auf die Bühne konnten. Eines Tages geschah dabei doch eine große Panne. Das Orchester hatte bereits eingesetzt, aber die Schiebetür öffnete sich nicht. Die Musik spielte unbeirrt weiter und wir waren nun völlig aus dem Häuschen. Als sich dann die Tür abrupt öffnete purzelten wir Kinder auf die Bühnenbretter: nicht Ordnung, nicht Gleichschritt, schiefe Käppis. Es muß alles so komisch ausgesehen haben, daß wir trotzdem lautstarken Beifall bekamen.

¹ Heute ulica Długie Ogrody.

Meine Mutter erhielt für mein bescheidenes Mitwirken so viele Gulden, dass sie mit mir im anschließenden Sommer zu den Großmüttern und anderen Verwandten nach Breslau² fahren konnte. Meine erste aufregende Bahnreise durch den polnischen Korridor. Ein paar Monate nach dem Weihnachtsmärchen begann für mich der Ernst des Lebens durch Einschulung in die Volksschule Althof bei der Breitenbach-Brücke.

Meine Heimatstadt Danzig bleibt für mich unvergessen!

Silversterspuk in Danzig, „Der Westpreuße“ 1973, Nr. 24, S. 31–32.

Länge vor dem Zweiten Weltkrieg war es und der Atem der Zeit rasselte keineswegs so bedrohlich wie heute. In unserem guten alten Danzig gab es damals noch Gaslaterne neben der elektrischen Straßenbeleuchtung und rauchende Pferdeäppel. Ungestört von Düsenjägern kreisten die Möwen ums Krantor und kreischten, so viel und lange sie wollten, während die Spatzen mit traditionsgemäßer Frechheit das eben erwähnte Fallobst vor den Rädern der wenigen Vehikel genüsslich aufpickten.

Mit Glanz und Gloria war der Silvesterabend heraufgezogen. Wie üblich, hatte die alte Hansestadt ihre ganze vertraute Schönheit in einen dicken, patrizierstolzen Hermelinmantel gekuschelt, unter den sich der damals noch harmlose Straßenverkehr lautlos verkroch. In Straßen und Gassen türmten sich die Schneeberge, das Entzücken der kleinen Danziger Bowkes mit den großen Lichtern unter der Nase.

Auf den Eßzimmertischen aber türmten sich die köstlichen rehbraunen Miniatur-Kanonenkugeln der Pfannkuchen, im Reich „Berliner“ genannt, unter silbriger Zuckerschicht. Ihr Duft durchzog, angereichert und innig vermählt mit dem Duften guten Groggs, die Räume vieler Danziger Häuser und stieg allen, die das neue Jahr neugierig-liebend erwarteten verführerisch in die Nase. 1930 konnte bereits auf Verdacht viele Sympathien kassieren, da es ja hinten eine so schöne dicke Null hatte, was eine gewisse Garantie auf einen behaglich behäbigen Ablauf der Ereignisse verhielt.

Ich stand damals in schönster Jugendblüte und erfreute mich eines ungetrübten Studentendaseins. Aufmerksam lauschend saß ich im Kreise meiner Familie vor dem Radio und genoß die Silvesterdarbietungen des Danziger Senders auf dem Winterplatz wechselweise mit Pfannkuchen und Rumpunsch. Letzterer war eine Spezialität meines Vaters, nach dem guten, im Osten weit verbreiteten Rezept „Rum muß, Zucker kann, Wasser braucht nicht“ mit viel Liebe und Verständnis zubereitet. Neckisch zogen die flüchtigen Geister Jamaikas durch den Raum und hinterließen schließlich eine selig wohlige Müdigkeit. Listig lächelnd betteten sie mich für ein Weilchen in Morpheus Arme und dieser trieb seinen Spaß mit mir:

Auf einem schweren Bierwagender Danziger Aktien-Bierbrauerei thronte ich, eingeklemmt zwischen zwei stabilen blau-roten Faßrollen. „Wo wollt ihr so spät noch hin?, fragte ich verwundert.

„Rund!“ sagte der eine mit lakonischer Kürze und schob seinen Priem in die andere Backe. Mit einem energischen Peitschenknall brachte er die zweit schweren Braunen in ihren blitzenden Messinggeschirren ruckartig in den zweiten Gang. Es

² Heute Wrocław.

war nicht so einfach, jetzt durch die Langgasse zu fahren. Die sonst um diese Zeit fast leere Fahrbahn war von Wagen und Fußgängern verstopft, die sich in Richtung Langemark schoben.

Endlich erreichen wir die Rathausecke. Vor uns lag der Langemarkt. Im Vordergrund stand Neptun auf seinem Brunnen. Seine edle patinierte Nacktheit verschwand unter einer Uniform der Danziger Schutzpolizei. Die Hände stecken in weißen Handschuhen und regelten mit dem Dreizack gebieterisch den Straßenverkehr. Jedesmal, wenn ein bekannter Danziger vorbeikam, lüftete er freundlich sein Schneekäppchen. Gerade jetzt tat er es, denn Bollermann und Velutzki, beider festlich illuminiert, standen Arm in Arm am Fuße des Brunnens und versuchten nun ihn zu erklimmen. Lachend zog Neptun sie mit seinem Dreizack hinauf.

Das dichteste Gedränge herrschte vor dem Arturshof. Links vom Eingang hatte die Stieberitz-Kapelle³ Aufstellung genommen. Ich glaubte, nicht richtig zu sehen, denn anstelle der gewohnten schmucken Polizeiuniformen trugen alle Musiker die Tracht der Spreewälder Ammen mit weit abstehenden Flügelhauben und gewaltigen bauschigen Röcken. Herr Stieberitz hatte sich eine große Milchflasche um den Hals gehängt. Als Instrumente hatte die Kapelle Kinderflöten und Tröten, Kindertrommeln, Glöckchen und Rasseln.

Die beiden Löwen rechts und links der Freitreppe hatten sich erwartungsvoll auf die Hinterbeine gesetzt. Hin und wieder wischten sie den Schnee von den Danziger Wappenschildern und klopfen sich mit den Schwanzquasten die weißen Flocken aus dem Fell.

Ich war inzwischen abgestiegen und hatte mich mit jugendlicher Wuppizität auf die Balustrade vor dem Artushof geschwungen. Der imposante Spitzbogen des Portals lag also dicht von mir. Und dann ging es los: Von allen Türmen Danzigs ertönte gewaltig der 12-Uhr-Schlag und sodann ein Freudengeläut, das die Mauern der Stadt erdröhnten ließ. Der schlanke Rathausturm himmelte mit seinem ganzen Glockenspiel und schlängelte sich hierbei hin und her wie eine orientalische Tänzerin. Der Turm von Sankt Marien schaukelte behäbig von einer Seite auf die andere wie eine Matrone in Erinnerung an ihren ersten Walzer.

Langsam öffnete sich das schwere Portal des Artushofs. Heraus schritt eine Menge Männer, die Vertreter aller bekannten Danziger Gassennamen, angetan mit handwerklicher Festkleidung und mit den Zeichen ihres Berufs in der rechten Hand: Goldschmiede, Fleischer, Bäcker, Korkenmacher, Dreher, Eimermacher und wie sie sonst noch hießen.

„Es ist da!“, verkündeten sie frohlockend schritten würdig die Freitreppe hinunter und bildeten ein schnell sich öffnendes Spalier bis zum nahen Neptunsbrunnen. Nun folgte, auf 2 Krücken gestützt, ein ausgemergelter Greis, mit riesenlangem Vollbart, über den er dauernd stolperte. Hilflos sah er auf das menschengewimmel.

³ Ernst Stieberitz (1877–1945). Sehr populärer Danziger Musikdirektor beim Schutzpolizeimusikkorps und Major der Schutzpolizei. Siehe auch: W. Hewelt, *Erinnerung an Ernst Stieberitz*, „Unser Danzig“ 2002, Nr. 5.

„Gute Fahrt“, rief man ihm nach, und besonders Respektlose fügten hinzu: „Schieß off's olle Jahr!“.

Dann ertönte aus dem Portal ein helles Kinderschrei, so markerschütternd, daß die paar Möwen, die am fernen Krantor zu Hause geblieben waren, erschrocken auseinanderstoben. Aus der Tür schritt die dickste und gewaltigste aller –Danziger Fischfrauen, die einen hohen Kinderwagen mit lautem Quletschen vor sich herschob. Rechts und links davon trippelten kleine Bowkes und Marjelichens und schrien mit ihren hohen Stimmen: „Prosit Neujahr!“

Im Wagen aber stand, trotz der sibirischen Kälte unbekleidet, rosig wie ein Spanferkelchen, mit prallen Vorder- und Hinterbäckchen, aufrecht das neue Jährchen und verteilte leutselig Kußhändchen nach allen Seiten. Der Jubel des Volks war unbeschreiblich. Alles deutete lachend auf den strahlenden Nackedei.

Die beiden Löwen schoben sich gleichzeitig. Der eine trat neben das neue Jährchen, leckte ihm zärtlich über sein Stupsnäschen und blieb einladen neben ihm stehen. Mit einem Satz hatte sich der kleine Mann auf den Rücken des Löwen geschwungen, der zweite Löwe schritt auf den Hinterbeinen voraus und brüllte gebieterisch die kurze Spaliergasse frei. Nach wenigen Schritten stand der Zug vor dem Neptunsbrunnen.

Die Augen des alten Neptun funkelte vor Freude. Er grüßte militärische und meldete mit erhobenem Dreizack: Meeresgott Neptun mit Bollermann und Velutzke angetreten zum Vollzug der Taufe der kleinen Jährchens 1930!“.

Auf dem Platz wurde er mucksmäuschen still. „Hopp, Kleiner!“, rief Neptun schmunzelnd. Der Reitlöwe machte blitzschnell einen krummen Buckel und federte den Säuglings wie einen Fußball direkt in die Armee des Meeresgottes. Da begannen die Spitzen des Dreizacks des Neptun lebhaft zu sprudeln. „Aus einem Zacken fließt Ostseewasser, aus dem zweiten Mottlauwasser und aus dem dritten Radaunewasser. Von allem sollst du kosten!“ Damit hielt er dem Säugling den Dreizack vor das Mündchen und dieser schluckte, vor Vergnügen krähend, das charakterbildende Heimatnaß wie andere Kinder die Milch. Bollermann und Velutzke hatten Tränen der Rührung neben den anderen Tränen in den Augen. Sie zogen ihre Flaschen aus den Mänteln, der eine Kurfürsten, der andere Machandel. Dann sagten sie feierlich „Prosit Neujahr“ und näherten die Flaschen vorsichtig dem Säuglingsmündchen. Mit beiden Händen griff das neue Jährchen zu und zog mit geschlossenen Augen, bis nur noch ein kleines Restchen übrig war. Dann sagte es laut und deutlich „Merci“ und schlief ein.

„Ein echtes Danziger Kind“, jubelte das Volk. Mit gewaltigem Dröhnen fielen die Glockenwiederum ein, so gewaltig, daß ich erschrecken hochfuhr und [...].

In die lachenden Gesichter meiner Familienrunde blickte „Ganz fest geschlafen hast du“, rief meine Mutter. „Und ganz toll geträumt“, sagte ich, „und dabei beinahe Sylvester versäumt“, brummte mein Vater, worauf ich abschließend meinte: „Und das hat sich sogar noch gereimt!“.

„Guckt man an“, grinste meine Schwester, und dann klangen vier Gläser hell zusammen zum fröhlichen „Prosit Neujahr!“.

V. INFLATION, GULDEN

Alfred Kasanowski, Inflation in Danzig, „Unser Danzig“ 1994,
Nr. 9, S. 33

Riesenmengen von buntem Papiergeld überfluteten in den Jahren 1919 bis 1923 deutsche Städte und Gemeinden. In die düstere Zeit der Inflation brachten bunte „Notgeld“-Scheine einen fast amüsanten, manchmal auch grotesken Zug. Die Herausgeber übertrafen sich in der Wahl der Themen für die Illustrationen der farbenprächtigen Druckerzeugnisse. Ihr „Notgeld“ sollte so schön und so interessant sein, dass man es einfach behalten wollte und nicht etwa auf die Idee kam, damit einzukaufen. Die Inflation war sowieso meist schneller als der Druck der Scheine mit den Kleingrafiken. Man bekam nichts dafür- und man behielt sie. Damit man sie behielt, wurden namhafte Künstler mit der Gestaltung der Sammelbildchen, mit dem Aussehen von Geld, beauftragt. Oft wurden die Scheine auch erst nach dem Verfallsdatum verkauft. Sie wanderten in die Sammelalben und sollten eben nur Spekulationsobjekte sein. Neben den Städten und Gemeinde gaben auch Betriebe, Industrie, Handel und Gewerbe, Hotels mit Gaststätten ihr eigenes „Geld“ heraus. Angeblich um dem Kleingeldmangel Einhalt zu gebieten. Alle verdienten kräftig daran. Aus Freunde am Geschäft wurden ganze Serien gedruckt. Am beliebtesten waren Scheine mit heimatgeschichtlichen Bildern.

Nur noch ältere Danziger können sich heute noch an die bittere Zeit der Inflation erinnern, an die Zeit, in der im Jahre 1923 der Preis für ein Brot auf mehrere Millionen Mark stieg. Das Geld wurde nur noch bündelweise gezahlt. Jeder war Millionär und doch bettelarm. In dieser Zeit wurde unsere Stadt Danzig von Schiebern und Spekulanten heimgesucht. Wer arbeiten musste, nagte erbarmungslos am Hungertuch. Rentner mussten ihre letzte Habe an Spekulanten verkaufen, um zu überleben. Man erzählt, dass ein Hausbesitzer in Langfuhr 1923 sein Haus verkaufen musste. Ein paar Tage danach bekam er für den Erlös nur noch eine Schachtel Zündhölzer.

Vor dem Danziger Lebensmittelgeschäften sah man Schlangen hohläugiger, ausgezehrter Gestalten. Volksversammlungen, Hungerdemonstrationen, Krawalle und fette Schieber, das war das Gesicht der Inflation. Die Danziger Bevölkerung starrte wie fasziniert vor allem auf den Höhenflug des Dollars.

Januar 1919 1 Dollar = 7,95 Mark

Januar 1921 1 Dollar = 74,50 Mark

November 1923 1 Dollar = 5 Billionen Mark (5 000 000 000 000).

Die Nullenreihen auf den frisch gedruckten Scheinen wurden immer länger. Was am Vormittag noch für 1 Billion zu haben war, kostete nachmittags schon 2 Billionen. Die Löhnung wurde in den Betrieben täglich gezahlt. Jeder rannte mit den Millionen schnell nach Hause, um für den Tagesverdienst noch einen Liter Milch für die Kinder zu bekommen. Am anderen Morgen gab es nur noch einen halben Liter für das Geld.



Abb. 10. Zehntausend Mark Danziger Notgeldschein

Am 13. November 1923 betrug der Gegenwert für eine Goldmark 600 Milliarden Papiermark. Von Oktober 1922 bis zum Herbst 1923 gab die Stadt Danzig 17 verschiedene Papiernoten mit einem Nominalwert von 100 Mark bis 10 Milliarden Mark heraus, die alle am 20. November außer Kurs gesetzt wurden. Der Senat der Freien Stadt Danzig beschloß im November 1923, dass von Januar 1924 der neue Gulden eingeführt werden sollte.

Für die Übergangszeit gab die Danziger Zentralkasse den „Verrechnungsgulden“, 18 Sorten von Pfennig- und Guldenscheinen, heraus. Die Banknoten im Werte von 1, 2, 5, 10, 25 und 50 Pfennig sowie 1, 2, 5, 10, 25, 50 und 100 Gulden besaßen volle Deckung der Bank von England in Pfund Sterling (25 Gulden= 1 Pfund Sterling). Dieses Übergangsgeld war vom 22. Oktober 1923 bis 1. Mai 1924 gültig. Schon am 19. Dezember 1923 zeigten sich in der Freien Stadt Danzig die ersten Silbergulden, und im März 1924 erschienen dann die neuen, von der Bank von Danzig emittierten Guldenbanknoten.

Damit war die düstere Zeit der Inflation beendet. Der Großteil der Inflations-Papierflut wurde vernichtet. Aber ein Teil wurde von der Danziger Bevölkerung zum Andenken behalten und bis 1945 in Sammelalben aufbewahrt. Nach der Vertreibung sind diese Scheine heute schon Seltenheiten. Sicher haben sie neben ihrer kulturhistorischen auch eine lokalgeschichtliche Bedeutung.

Kurt Endrigkeit, Alles für ein Dittchen, „Danziger Hauskalender“ 1964, S. 43–45

Jeder Danziger weiß, was ein Dittchen ist. Dem Nichtdanziger sei gesagt, dass ein Dittchen ein Zehnpfennigstück war, von dem zehn auf eine gute deutsche Reichsmark gingen, die seit der Reichsgründung 1871 bis 1923 bestand hatte. Das Dittchen war aus einer Nickellegierung, also auch eine „harte Währung“, die

immerhin fast fünfzig Jahre ihren Wert behielt. Der Danziger Bowke nannte das Dittchen ein Packske, womit er vermutlich sagen wollte, daß er mit einem oder gar zwei bis drei Dittchen schon gut bepackt war. Tatsächlich bekam er schon für ein Dittchen einen kleinen Korn und ein kleines Glas Bier. Hatte er nur Bierdurst, dann konnte er sich schon für ein Dittchen eine ganze Flasche gutes Danziger Aktienbier leisten. Bei drei Flaschen bekam man schon einen Mengenrabatt, denn diese kosteten nur zweieinhalb Dittchen, also fünf und zwanzig Pfennig. Hatte Bollermann nur Schnapsdurst, nun, für zweieinhalb Dittchen bekam er bereits ein Quatierchen Korn mit Luft, das war einviertel Liter kristallklarer Kornschnaps mit einem Schuß Pfefferminzlikör. Also schon etwa Feines.

Der Mensch lebt nicht von Brot allein, es muß auch Schnaps und Bier bei sein. Das war ein geflügeltes Danziger Wort, weshalb man es mir nicht verübeln möge, dass ich mit Schnaps und Bier begonnen habe. Selbstredend konnte man mit einem Dittchen auch gut seinen ersten Hunger stillen, denn für ein Dittchen bekam man schon eine große Wassersemmel und einen Salzhering oder ein Ei. Beides je 5 Pfennig. Von unseren üblichen Frühstücksbrötchen kosteten vier Stück zehn Pfennig und die billigsten Salzheringe gab es zwei Stück für fünf der auch drei Stück für zehn Pfennig. Ein Salzhering für ein Dittchen war schon ein respektabler fetter Bursche, aus dem manche Hausfrau zwei delikate Rollmöpse fabrizierte, nach denen sich selbst Bismarck¹, der bekanntlich ein leidenschaftlicher Heringesser war, die Finger und den Daumen dreimal beleckt hätte.

Ostern, zur Zeit der Eierschwemme, kam sogar ein Ei nur drei Pfennig, so dass man eine Mandel (fünfzehn Stück) für viereinhalb Dittchen erstehen konnte. Und dies waren Eier!- Sie waren allerdings nicht gestempelt, dafür aber umso frischer und größer.

Wenn Frühling und Sommer in das Land gezogen kamen, dann boten Wochen- und Fischmarkt eine Übererfülle der herrlichsten Feld-, Wald- und Gartenprodukte und der Fangbeute unserer See- und Flußfischer. Ein „Bundchen an de Supp“ fünf Pfennig. Ein Pfund Kirschen oder Beeren verschiedener Art, ein Dittchen. Zehn Pfund Kartoffeln fünfzehn bis zwanzig Pfennig. Für zwei bis drei Dittchen gab es schon eine Menge Gemüse aller Sorten, Äpfel, Birnen, Pflaumen und dergleichen, abgesehen von Küchenkräutern und Zwiebeln, die in einem stattlichen Bund fünf Pfennig kosteten. Zwei große Köpfe Salat, sowie drei Bund Radieschen, ein Dittchen.

Menge und Auswahl waren auf dem Fischmarkt entsprechend den saison- und wetterbedingten Fangergebnissen so unterschiedlich wie die Preise. Immerhin bekam man schon für ein Dittchen ein Bundchen Flundern oder ein Pfund Pomuchel, Suppenfische oder grüne Heringe. Wenn aber erst im Spätsommer der Breitlingsfang einsetzte, war dieser oft so ergiebig, daß gar nicht erst gewogen wurde. Man bekam einen ganzen Eimer voll für ein Dittchen. Diese zarten Fischlein geputzt und roh in Essig als Anchovis serviert, waren dem verwöhntesten Feinschmecker eine Delikatesse. Die größten und fettesten Breitlinge gingen in die Räucher- kammern, von wo sie als leckere Sprotten auf den Markt kamen. Für ein kleines

¹ Otto von Bismarck (1815–1898). Reichskanzler (1871–1890).

Kistchen zahlte man bisweilen nicht mehr als zwei bis drei Dittchen. Dafür hatte man dann aber auch goldglänzende, fettiefende Qualitätsware. Und das herzerfrischende Aroma dazu gratis.

Rechnende Hausfrauen gingen erst um die Mittagszeit auf den Markt, wenn Bauern, Händler und Fischfrauen schon beim Aufladen ihrer unverkauften Restbestände waren. Man wird es nicht glauben, aber ich war oft dabei, wie eine Gans von zehn Pfund für zwei bis drei Mark, ein Suppenhuhn für eine Mark und zwei Bundchen Flundern für ein Dittchen losgeschlagen wurden. Penible Hausfrauen lehnten allerdings die sogenannten Mittagspreise ab. Die Ware galt nicht mehr als marktfrisch, und dabei war sie wohl frischer als viele Produkte, die wir heute für sündhaft hohe Preise kaufen müssen.

Wie sah es wohl nun damals mit den heute so viel kritisierten Fleisch-, Wurst- und Fettpreisen aus? Nun, da bekam man allerdingst nicht allzu viel für ein Dittchen. Das Schweinefleisch gehörte wohl zu den billigsten Fleischsorten und preiste als Frischfleisch so etwa um fünfzig bis achtzig Pfennig das Pfund. Wurst wurde bei fast allen Sorten in zwei bis drei Qualitätsklassen angeboten. Die beste Fleischwurst, die unübertreffliche bekannte Pommersche, kostete 80 Pfennig das Pfund. Die sogenannte Kochwurst war gröber und dafür ein Dittchen billiger. Für fünfundzwanzig Pfennig bekam man „einviertel Pfund alle drei Sorten“, das war je ein Stück Fleisch-, Blut- und Leberwurst, was schon ein kräftiges Frühstück ergab.

Als England ab Anfang dieses Jahrhunderts seinen wohl gesamten Schweinefleischbedarf aus Westpreußen und angrenzenden Gebieten importierte, ging das so vor sich, daß sämtliche Lebewtiere in Danzig geschlachtet und ausgenommen wurden und nur als Speckseiten zum Export kamen. Das hatte zur Folge, daß die Innereien, Leber, Nieren und die Schweineköpfe nebst Beinen in unvorstellbaren Mengen in Danzig zurückblieben und zum Kauf angeboten wurden. In den Fleischerläden türmten sich die Schüsseln mit Eisbeinen und Schweineohren. Ein ganzes Bein oder ein halber Schweinekopf kostete vierzig bis fünfzig Pfennig. Ein Pfund Füße ein Dittchen. Ein Fleischermeister in den Schmiedegasse fabrizierte Leberwurst fast aus reiner Schweineleber. Seine Wurst wurde so berühmt, daß die ganze Stadt dort zum Einkauf zusammenlief, so daß sich bisweilen Käuferschlangen bildeten, die wiederum vermehrten Personaleinsatz bedingten.

In allen Gaststätten bekam man zu jeder Tageszeit eine starke Portion Eisbein mit Sauerkohl und Erbsenpüree (dieses schön mit Zwiebeln überbraten) für drei bis vier Dittchen. Berühmt war die „Gelbe Gefahr“ am Holzmarkt, die sich auf geschmorte Schweinshaxen spezialisiert und einen großen Kreis Feinschmecker dieser Machart am „laufenden Band“ zu Gast hatte.

Diese Fettleber währte bis zu Beginn des zweiten Weltkrieg, denn bis dahin ging der Export der Schweine auch aus Polen weiterhin fast unvermindert über Danzig. Auch der Preisanstieg für diese „Abfälle“ war unbedeutend, obwohl für andere Produkte die Preise sich gegenüber der Zeit vor dem ersten Weltkrieg verdoppelten.

Besonders profitierte die Automatenindustrie vom Dittchen. Das Automatenengeschäft steckte zum Jahrhundertbeginn zwar noch in den Kinderschuhen, aber immerhin tat sich hier auch schon allerhand. In der Passage, dem bekann-

ten glasüberdachten Durchgang vom Kohlenmarkt zum Dominikswall, war eine Vielzahl von Dittchen- Automaten verschiedenster Art aufgestellt. Da konnte man in einen Guckkasten sehen, in welche sich bei elektrischer Beleuchtung mittels Handkurbelaantrieb ein mehr oder weniger (für damalige Auffassung) pikantes „Lebendes Bild“ abrollte. Ein hübsch aufgemachtes junges Weiblein erschien und entledigte sich graziös ihrer Bluse und Röcke, um dann abschließend in einem stark geschnürten, aber eleganten Korsett, ihren Dessous und ringelbestrumpft einige Schritte zu tänzeln und ein Kußhändchen zu machen. Schluß der Vorstellung!- Wollte so ein alter Genießer das Lebende Bild zum Stillstand bringen, um sich irgendeine Pose der Guckkastenschönheit besonders lustig zu beschauen, dann- Pustekuchen- fiel eine rote Klappe herunter mit der Aufschrift: Bitte weiterdrehen! Tja, so raffiniert war damals schon die Technik fortgeschritten, aber doch moralbedacht.

Weiterhin konnte man sich für ein Dittchen mit eigener Hand ein Namenschild setzen und prägen. Ein dreifacher Hebelmechanismus war so kompliziert montiert, daß man unweigerlich Druckfehler machte und dann nochmals ein oder gar zwei Dittchen riskieren mußte, bis man seinen Namen auf blankem Aluminium fehlerfrei fabriziert hatte. An einem Apparat konnte man seine Kraft erproben, an einem anderen sein Gewicht feststellen und sogar einer krächzenden Schallplatte konnte man mittels Kopfhörer lauschen. Süßwarenautomatengalerie, darunter eine große gußeiserne Henne, die mit Gegacker ein Blechei legte, das mit Pfefferminzplätzchen gefüllt war.

Dort etablierten sich auch die ersten Lichtspieltheater, im Volksmund damals schon Kintopp genannt. Für ein Dittchen Eintritt bekam man vierzehn bis achtzehn Filme zu sehen, deren jeder selbstredend höchstens fünf Minuten Spieldauer hatte.

Aber auch höhere Kulturbedürfnisse konnte man für ein Dittchen bereits stillen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß wir Altvorderen eine beträchtlichen Teil unseres gehobenen literarische Wissens aus Zehnpfennigbüchern gesogen haben, aus der Reclam-Bücherei. Diese Taschenhefte gibt es bekanntlich heute noch und ein Preisvergleich zeigt uns, wie vieler Dittchen mehr wir heute bedürfen, um genau dasselbe zu erstehen.

Selbst einen Theaterbesuch konnte man sich schon für drei Dittchen leisten, allerdings kam man damit nur auf die Galerie, unterm Dach juchhe, im Volksmund „Bullerloge“ genannt.

Zum Schluß möge sich jeder noch seine Gedanken darüber machen, dass der preußische Soldat vor dem Ersten Weltkrieg einen Tagessold von 11 in Buchstaben: Elf Pfennigen erhielt, der dekadenweise (alle zehn Tage mit Einemarkzehn in einem besonderen Löhnungsappell in strammer Haltung in Empfang genommen werden mußte und fein säuberlich in's Soldbuch eingetragen wurde. Ein Gefreiter erhielt schon „wesentlich“ mehr, nämlich fünfzehn Pfennig. Und so kam es denn, dass die Frau Pokriefke zu ihrer Nachbarin liebevoll sagte: Mein Lieschen jeht mit m Jefreiten, aba ihre Lene hat man bloß so 'n armen Uschke!“ – Dazu so laut, dass es die ganze Krausebohnergasse hören musste.

Heute gibt es nicht mehr viel für ein Dittchen, nur Backpulver hat seit über fünfzig Jahren seinen Preis unverändert beibehalten, ohne an Güte und Menge einzubüßen. Da sieht man wieder, dass so etwas bei gutem Willen durchaus möglich

ist. Wie sagten doch die alten Danziger? „Nirgends geht es so ungerecht zu, wie auf der Welt“.

Woher stammt das Wort „Dittchen“? „Danziger Hauskalender“ 1971, o.S.

Wie oft haben wir ein D i t t c h e n ausgegeben, ohne uns zu fragen, woher das schöne gemütliche Wörtchen kommt? Was sollte man sich auch eines so geringfügigen Gegenstandes, eines Dittchens wegen den Kopf zerbrechen? Das überlässt man den Gelehrten und nimm von deren Arbeiten dankend Notiz.

Man hatte angenommen, dass das Wort Dittchen vom Stamme Deut abgeleitet ist, das Wort stammt aus dem Nordischen und bedeutet „zerschneiden“. Aus den nordischen Münzwerkstätten ist das Wort nach Holland und von dort nach Deutschland gekommen und bezeichnet eine kleine Münze.

Man findet in Deutschland u.a. die Bezeichnungen Deut, Deutschen, Dütchen und Dittchen. Diese Abteilung des Wortes Dittchen ist nicht richtig. Der „Deut“ bezeichnete die kleinste Kupfermünze, während das Dittchen anfangs einem $\frac{1}{16}$ Taler entsprach und später auf den Wert der 10 Pfennig sank. Nun ist es zwar häufig vorgekommen, dass manche Münzen gesunken sind und der Name mit ihnen (vergleiche soldi und sous), dass aber der Name einer kleineren Münze auf eine höhere übertragen worden ist, ist bisher nicht bekannt geworden.

Das Wort Dittchen hängt mit dem polnischen Wort dudek (dutka) zusammen, das auf Deutsch „Wiedehopf“ heißt. Die Münzen, die zum erstenmal 1525 für Polen geprägt wurden, trugen den Reichsadler. Wahrscheinlich hat der Volksmund, wie er später den preußischen Adler mit Kuckuck und Papageienvogel bezeichnete, damals den Reichsadler „Wiedehopf“ genannt. Von Polen aus kann das Wort nach Ostpreußen gekommen sein und sich dort in das gebräuchliche „Dittchen“ verwandelt haben.

VI. GASTRONOMIE, LOKALE, HANDEL

Traudl Wittkopp, Zu Gast in Danzig. Gastronomische Erinnerungen an die Stadt in den Jahren 1935 bis 1939, „Danziger Hauskalender“ 1995

Ganz jung hatte mich mein Mann aus meiner niedersächsischen Heimatstadt Hameln zu sich nach Danzig heraufgeholt. Ein Gang durch diese schöne, alte deutsche Hansestadt war ein überwältigender Eindruck für mich. Über diese Stadt ist aus berufener Feder schon viel geschrieben worden. Eins ist aber meiner Ansicht nach im allgemeinen zu kurz gekommen; das würde ich gern zu ergänzen versuchen¹.

In Danzigs baulich so interessanten Gassen befanden sich viele bemerkenswerte Lokale, von denen man heute nur noch träumen kann. Sie trugen auch dazu bei, dass man sich in dieser Stadt so wohl fühlte. Man wurde als Gast behandelt und zuvorkommend bedient. Die Berufsehre der im Hotelfach oder Gaststätten-gewerbe Bedienenden brachte es mit sich, daß sie bei hohem Können stets darauf bedacht waren, dem Gast den Aufenthalt so angenehm wie möglich zugestalten. Wo sind diese schönen Zeiten geblieben?

Ein Gang in „Bodenburg und Speisewagen“, Langgasse- gegenüber dem Rathaus- gestaltete sich zu einem kleinen Fest. Schon beim Eintritt umgaben einen mehrere befrackte Kellner mit weißen Handschuhen, dirigierten einen an einen scheinbar nur für einen selbst reservierten Platz, rückten alles behaglich zurecht, warteten auf das erste Wort des Gastes, was mit Essen zusammenhing, um im Handumdrehen ein Menü vorzuschlagen. Ein guter Schluck vorweg wurde empfohlen, ein edler Tropfen zum Essen sereviert und für den richtigen Abschluß der Speisenfolge gesorgt. Man konnte sich getorst ihren Kenntnissen überlassen. Ihr hätten es uns selbst aussuchen können; aber so war es absolut reizvoller.

Hin und wieder stiegen wir ein paar Stufen zum „Hakkerbräu“ hinauf und gelangten in eine ganz andere, aber sehr anheimelnde Atmosphäre. Auch hier sehr liebenswürdige Fürsorge der Ober, und als Besonderheit der Blick vom Platz in die Hotelküche durch eine reichverzierte und geschmückte Wand mit Delfter Kacheln und schönen Messinggeräten.

Etwas bekommen war mir zumute, als ich zum erstenmal die vielen Stufen abwärts kletterte zum „tiefen Keller“. Hätte ich nicht meinen großen breitschultrigen Mann neben mir gehabt, dann hätte ich wahrscheinlich auf halbem Wege kehrtgemacht. Knarrend öffneten wir die schwere Tür und standen im Kellergewölbe. Kein Gast war zu sehen. Im Hintergrund stand eine Type wie Karl Valentin, machte eine einladende Handbewegung zu einem massiven Tisch und fragte nach

¹ Siehe auch: *Die Sorgen und Wünsche der Danziger Gastwirte*, DNN 8 X 1924.

unseren Wünschen. Ich schaute mich im Raum um und sah voller Entsetzen große Haken unter der Decke, an denen man ein Dreizehnterschwein bequem hätte aufhängen können. Als der Kellerdiener hinausschürfte, um unsere Bestellung aufzugeben, wäre ich am liebsten Hals über Kopf geflohen. Aber dann siegte mein Optimismus, und ich faßte mir ein Herz, mit dem wieder eintretenden Faktotum in ein Gespräch zu kommen. So erfuhren wir, dass bei Hochwasser Stangen in die Haken geschoben würden, auf die man Bohlen legen konnte, um den Vorrat vor dem eindringenden Wasser zu schützen. Der Bann war gebrochen, und eine heiter beschauliche Stimmung ließ uns noch eine ganze Weile beim diesem Original verweilen.



Abb. 11. Alt Danziger Wein- und Bierstube. W. Bodenburg und Speisewagen

Gern saßen wir auf unserem „Stammplatz“ im „Stadtkrug“ unter dem Fenster mit den schönen Glasmalereien“. Auf dem einen Bild sah man einen Mann mit einer Machandelflasche auf dem Marienkirchturm eifrig nach seinem Zeitgenossen Ausschau halten, der zügig am Turm hochkletterte. Auf dem anderen Bild saß ein richtig schöner Teufel auf dem Grunde der Mottlau zu Füßen des Kantors und hatte ein Faß Rum am Strick befestigt

Nachmittags suchten wir das „Café Thrun“ auf, Kuchen und Kaffee waren ausgezeichnet. Ringsum hinter der Sitzplätzen standen viele schönen Aquarien; im Schaufenster stand damals eine köstliche Marzipantorte, auf der in Kakao-schrift zu lesen war: „Regentropfen, die an dein Fenster klopfen, das merkte dir, die sind ein Gruß von mir“. Daneben stand ein feixender Konditor mit einer Stange, an der eine Kugel befestigt war, die er gegen die Schaufensterscheibe schlug.

Dem Bahnhof gegenüber landeten wir ab und zu im „Elefanten“ mit seiner anheimelnden „Mampe-Stube“. Hier habe ich damals den ersten Türken mit Fes gesehen. Hier saßen eigentlich nur gestandene Männer; aber mich Küken haben sie dann doch wohlwollend brummelig in ihrer Nähe geduldet.

Zum ersten Mal in meinem Leben geriet ich in Danzig in eine Automaten-Gaststätte- genauer in Hartmanns Automaten-Gaststätte „Löwenschloß“ in der Langgasse. Ich fand sie chromblitzend, gut funktionierend, aber nicht so gemütlich, wenn auch enorm preiswert. Immerhin musste man auch das gesehen haben.

Ein Gang ins alte Danzig war für uns ein Besuch im Lachs in der Breitgasse. Wer hätte das Danziger Goldwasser vergessen können, wenn er das Glück gehabt hat, es jemals in solch ehrwürdiger Stätte ausgeschenkt bekommen zu haben.- Nun. Probierstuben gab es mehrere in der Stadt, und überall gab es einen guten Tropfen. Vom altrenommierten „Gasthof Bieberstein“ am Holzmarkt zum Heumarkt² war es nicht weit. Dort überquerten wir die Radaune und gelangten ins „Vanselow“. Saß man vorne, konnte man die Gespanne auf dem Kopfsteinpflaster beobachten. Saß man hinten, gab es irgend etwas an gegenüberliegenden Wand, durch die die Kellner die Küche erreichten. Ich weiß nicht mehr- war es eine besondere Uhr oder ein Reliefbild? Ich weiß nur noch, dass wir gern dort zu Gast gewesen sind.

Natürlich bummelten wir oft am Hafen entlang. Immer reizte mich eine. große grüne Tür mit der Aufschrift „OO“, warum vorbei? Hinein ins „grüne Gewölbe“. Leider habe ich das Innere nie zu sehen bekommen. Wenn wir zum Kohltor runterbummelten, konnte es geschehen, dass sich eine Gestalt aus einem Torbogen löste mit dem Worten: „Tscheef, zwei Pfennich!“ Verhielt man den Schritt, kam prompt: „Oder fünf?“. Zückte, man gar sein Portemonnaie, dann krächzte es heiser: „Oder’n Dittchen, dass ich mecht können nach Haus fahr’n? Hatte der Kret aber das Geld in seiner Pranke, sprang er mit einem Satz an die nächste Theke und kippte im nächsten Moment seinen Korn in die Kehle.



Abb. 12. Blick auf die Lange Brücke mit Krantor

² Heute Targ Sienny.

Ich sagte es eingangs schon, es gab viele bemerkenswerte Lokale. Auch wir sind noch in vielen anderen gewesen, deren Namen mir heute nicht mehr auf Anhieb einfallen. Viel zu kurz war die Zeit, die mir zum Kennenlernen dieser einmaligen Stadt vergönnt war. Zum Glück kann uns keiner die Erinnerung daran nehmen.

Wo wir zu Gast waren, „Danziger Hauskalender“ 1990, o.S.

Nur keine Sorge, dass hier womöglich alle Gaststätten von einst hergezählt werden sollen! Es wäre tatsächlich zuviel des Guten, alle 876 „Möglichkeiten der „fröhlichen Zecher“ (auf jeweils 225 Einwohner 1 „Kneipchen“) zu nennen. Es ist doch wohl nicht ganz abwegig, uns wenigstens etliche von ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, denn sie eineigenes Gesicht hatten. Ein eigenes Gesicht hatte nun doch sowohl die alkoholfreie „Weiße Schleife“ in der Altstadt am Ende nicht weniger als die Wolfsschlucht“ in der Hundegasse, der „Seestern“ in Brösen.

Das vornehmste Lokal und Hotel ersten Ranges war „Der Danziger Hof“³ am Dominikswall dicht neben dem Hohen Tor, sowie „Plotkins Weinstube“ auf dem Langenmarkt. Dagegen war das gleichfalls am Langenmarkt gegenüber dem Arturshof, gelegene Lokal „Hohenzollern“ ein gutbürgerlichen Restaurant, das mit der dunklen Tafelung der Wände und seinen gemütlichen hohen Boxen eine gewisse Gediegenheit und Zurückhaltung repräsentiere, mehr nicht. Vornehmer war entschieden der „warme Bodenbug“ (später Lautenbacher) in der Jopengasse und der „kalte Bodenbug“, auch „Speisewagen“ genannt, in der Langgasse.

Etwas exklusiv war lange Zeit auch das „Carlron“ im „Deutschen Haus“, während in „Ayckes Wein- und Bierstuben, dem Nachfolger der guten alten Brauerei von Rodenacker verkehrte, ähnlich wie etwa im „Bratwurstglöckl“ auf dem Langenmarkt.

In der Altstadt lag bekanntlich die „Alte Schoßbrauerei“, wo einst brave Bürger wie Handwerksmeister und Holzkapitäne. Lotsen und Strompolizeibeamte, aber auch recht bekannte Männer des Geistes verkehrt haben, so z.B. der Dichter Johannes Trojan⁴ und der Redakteur der „Danziger Neuesten Nachrichten“, Fritz Jaenicke, den die meisten Danziger leider nur als „Franz Poguttke. Maurerpolier a. D.“ kennengelernt haben. Man saß da im Sommer beim Bierchen, im Winter bei seiner „Angewärmten“ oder beim steifen Grog, besprach erst die Tagesereignisse und kam allmählich ins Philosophieren.

Die Gemütlichkeit des alten Hauses mag das ihre dazu beigetragen haben.

Dann gab es noch das berühmte Danziger Jopenbier, von dem ein Sprichwort sagte: „Danziger Bier“ ist stärker als dere Ochsen vier!“ Dies würzige dunkle Bier wurde lange bei Rodenakker in der Hundegasse ausgeschenkt, wenn auch zuletzt nicht mehr in zinnernen oder irdenen Krügen wie ehemals.

³ 1899 wurde das Hotel neben dem Hohen Tor errichtet. Es enthielt 120 Zimmer.

⁴ Johannes Trojan (1837–1915)). Danziger Dichter.



Abb. 13. Der Ratsweinkeller unter dem Artushof

Gutes Bier gab es natürlich auch im „Hackerbräu“ in der Jopengasse, wo man übrigens außer anderen guten Dingen bis in den Zweiten Weltkrieg hinein auch Eisbein in gewaltigen Portionen bekommen konnte. Leute, die es eilig hatten, nahmen ihren Imbiß, womöglich im Stehen, lieber im „Automaten-Restaurant“. Langgasse 35, im Löwenschloß, zu sich. Angenehmer saß und aß man natürlich auch bei Bieberstein auf dem Holzmarkt, wo man sommertags hinter Gerank von wildem Wein auf dem breiten Bürgerstein sitzen konnte.

Unweit davon befand sich die bekannte Weinstube von Daniel Feyerabend, nach alter Art gut eingerichtet und gemütlich. Fast so gemütlich wie bei Denzer, wenn man im tiefen getäfelten Keller am Langenmarkt seinen guten Tropfen trank. Andere, darunter viele Herren der katholischen Geistlichkeit, bevorzugten Kuptz in der Paadiegasse, wo es ebenfalls ausgezeichnete Gewächse und zu durchaus angemessenen Preisen gab.

Schnaps schlechthin fand man natürlich nicht nur bei Springer, der, wie man so sagte, „an allen Ecken“ zu finden war, sondern in jeder kleinen Kneipe, vom Hühnerberg bis Hoheseigen, von der „Gelben Gefahr“ am Altstädtischen Graben bis zu Frau Senger am Fischmarkt, in Neufahrwasser wie „in der Ohr“, oder in Emaus. Und vollends den echten „Machandel OO“ von Heinrich Stobbe in Tiegenhof fand man beileibe nicht etwa nur beim „Machandel-Reimann“ in der Hundegasse, sondern überall, mit und ohne Pflaume und Zahnstocher, ganz nach Wunsch „Machandel mit dem Knüppel“, mit dem man in großem

Glas den zugesetzten Zucker verrührte, wurde allerdings nur mehr auf den Dörfern von trinkfester Korona reihum getrunken.

Aber wenn man „ausging“, womöglich gar mit Beuch von auswärts und mit Damen, die an Danziger Spezialitäten ein wenig herumjppen sollten, dann ging man doch wohl am liebsten in die Probierstuben des „Lachs“ in der Breitgasse. Schon die wundervollen, gediegenen alten Räume mit den kupfernen Braugefäßen aus Urväterzeiten, den Gemälden und Stichen an den Wänden, den barocken und biedermeierlichen Möbeln und dem „Lachs-Museum“ die Firma bestand immerhin schon seit 1598- waren ein Erlebnis. Und dann erst die Liköre! Wenn auch nicht mehr alle Sorten- einst waren es über dreißig ausgeschenkt wurden, so boten schon „Dübelt Goldwasser“, „Kurfürstliche Magenbitter“, „Dübelt Cordial“ und „Lilgen Confalgen“ der Wonnen genug.

Wer ein Verhältnis zur See hatte und allem, was damit zusammenhängt, ging auch gern einmal zur „Jägerhütte“ auf der Langenbrücke, vor allem, als „Vater Henning“ noch lebte, der, einst Tiefseetaucher in allen Weltmeeren, eine Fülle von Wunderlichkeiten zusammengetragen hatte. Natürlich war auch dies eigenartige Lokal nicht jedermanns Sache, und die Damen vor allem bevorzugten wie überall, die Cafés, ob es nun das „Deutsche Haus“ war, oder „Taudien“, „Café Brunies“ mit dem großen grünen Kachelofen und den vorzüglichen Kuchen, „Schubert & Sohn“ in der Langgasse, genannt „Café Duck’dich“, oder Janatschek, Hau Eisen am Stadtgraben oder „Maire“ auf der Pfefferstadt (etwas für einsam sein wollende Pärchen), Schultz auf Langgarten oder Birk in der Postgasse. Das „Café Wien“ in der Wollwebergasse, ein sehr modernes Haus, besuchte man gern noch nach dem Theater bis gegen Mitternacht. Bei Krause auf der Langenbrücke hockten gern die Hausfrauen, wenn sie ihre Einkäufe auf dem Fischmarkt erledigt hatten.

Aus der Erinnerung heraus will es uns aber scheinen, als ob manche vor der Stadt und sogar sehr weit draußen gelegenen Gaststätte und Cafés ihre ganz besonderen Reize gehabt hätten. Nein, wir wollen gar nicht erst vom Zoppoter Kurhaus mit seiner Weinkuppel, nicht von „Werminghoff“, nicht vom „Kasino-Hotel“, nicht von „Brauehäh“ oder der wundervollen „Talmühle“ mit der weiten Aussicht auf die Danziger Bucht reden, wohl aber etwa vom „Gasthaus zum Karlsberg“ in Oliva, wohin man fuhr, um frischen Schleim zu essen.

Ganz einfach Atmosphäre hatten auch Cafés wie „Café Halbe Allee“, „Café Weichbrot“ (später Konietzko) in der Großen Allee, die Gaststätte „Zu den drei Schweinsköpfen“ (gemeint war das Wappen der Danziger Patrizierfamilie Ferber, das drei Eberköpfe aufwies) in Guteherberge und das „Café Kischberger“ in Ohra. Wo wir einst einkehrten? Jeder, wo es ihm beliebte. Aber sehr selten wird wohl eine Stadt und ihre Umgebung dazu, eine solche Fülle von guten und einfach interessanten Gaststätten und Cafés aufzuweisen haben wie unser Danzig, für jeden Geschmack nicht nur etwas, sondern immer gleich in der Mehrzahl. Ich glaube, wir waren darin sehr verwöhnt

Bodo Kutzke, Damenkonditorei in Danzig,
„Danziger Hauskalender“ 2003, S. 18.

Damenkonditorei in Danzig? Ja, gab es das? Natürlich! Erinnern Sie sich? Schubert-Langgasse.

Ja, richtig, das war die Konditorei für unsere Damen in Danzig. Die Stätte der Erholung, wenn die Einkaufstaschen voll, das Portemonnaie ziemlich leer und der Appetit recht groß war. In diesem gastlichen Hause am Anfang der Langgasse ruhten sich die verehrten Danziger Hausfrauen aus, wenn sie ihre Einkäufe bei Sternfeld und Freymann bei Walter & Fleck oder Momber getätigt hatten. Sie stärkten sich mit einer guten Tasse Kaffee und den leckeren Torten. Hier war die Weiblichkeit Danzigs fast unter sich, das „starke“ Geschlecht war selten vertreten und hielt sich hier den schwatzenden Damen fern.

Natürlich war die Konditorei Schubert nicht als „Damenkonditorei“ gekennzeichnet, doch was sie jahrzehntelang das Paradies der Danziger Frauen.

Marktbericht vom 22. März 1937. „Danziger Hauskalender“ 1987, o.S.

Würziger Fliedergeruch empfängt die einkaufenden Hausfrauen, wo man hinsieht, Flieder in allen Farben, fast jede Hausfrau hat einen Strauß unterm Arm. Von 15 P aufwärts kann man einen Strauß erstehen, der gefüllte Flieder ist um ein erkleckliches teurer „5 Pfennig die Maiglöckchen“ rufen die Verkäufer aus. Narzissen, Tulpen, stolze Hortensien von 1,50 G an, Goldlack, Goldlack, Primeln, Kisten und Kisten Setzpflanzen, die Auswahl ist riesengroß.

Der Gemüsemarkt zeigt eine erfreuliche Verbilligung des frischen Gemüses. Heute bekommt man ein Bund Karotten für 20–40 P, Kohlrabi kostet 70–80 P, Gurken 0,80–1,20 G je nach Güte, Blumenkohl der Kopf 0,60–1,50 G, Spargel 0,25–0,60 G das Pfund, Radieschen und Rhabarber 10 P, Spinat 20–25 P das Pfund, Salat 10–15 P, Zwiebel 15 P, Suppebünde 15 P.

In Käfigen piepen kleine niedliche Entchen und Gänse, die von Kleinsiedlern zur Aufzucht gern gekauft werden. Die tierliebenden Städter bewundern sie gebührend und füttern mit Rhabarberstangen. Sonst sind Suppenhühner für 90 P das Pfund auf dem Markt, Enten kosten 0,95 P – 1 Gulden, Pute 85 P, auch einige Gänse zu 80 P hängen zum Verkauf und Tauben erstet man für 60–70 P das Stück.

Der Obstmarkt bringt eine Überraschung: geschickte Tomaten 55 P das viertel Pfund! Dann sind noch Apfelsinen von 15 P an, Äpfel von 45 P an, Bananen zu 30–40 P das Stück und 2 Citronen kosten 25 P. Eier erstet man von 1,10 G die Mandel aufwärts.

Prall liegt die Sonne auf dem Fischmarkt, die Fischfrauen rufen schwitzend ihre Waren aus, ein Reichtum an Fludern! Die kleinen werden zu 25–30 P verkauft, die größeren kosten 35–45 P. Steinbutten je nach Größe 0,50–1,10 G, Pommes 25–30 P und Quappen 25–30 P. Von Süßwasserfischen sind viele Suppenaale zu 90 bis 95 P das Pfund da, starke Aale kosten 1,35–1,40 Gulden, Schleie 70–75

P Bratzander 80–85 Pfennig, große Zander 1,25–1,30G. Hechte 0,95–1 G Barse und Karauschen 55–60 P, Bressen 30–40 P, Merlitze 1,35–1,40 G und Zärten 40–45 P. Auch Räucherfische sind überreich auf dem Markt; Bücklinge werden zu 40 bis 50 P das Pfund verkauft, Flundern kosten 0.80–1,20 G, Aale 2,40–2,60 G, Maifische und Zärten 70 P.

Günther Strahl, Unser Kolonialwarenladen. Altstädtischer Graben⁵, „Danziger Hauskalender“ S. 65–66

Nach dem Umzug unserer dreiköpfigen Familie im Frühjahr 1928 (ich damals fünfjährig) aus der Johannissgasse⁶ zum Altstädtischen Graben 106 Ecke Große Mühlengasse⁷ ganz nahe dem Holzmarkt wurde ich von meinen Eltern (beide heimarbeiteten) schon bald zum selbstständigen Einkaufen für den täglichen Lebensbedarf herangezogen. Glücklicherweise gab es in größter Nähe alle notwendigen Geschäfte, und auch den Wochenmarkt (mittwochs und samstags) auf dem Dominikanerplatz⁸ neben der täglich offenen Markthalle. Gerne erinnere ich mich an die zu unserer zunächst im dritten später im ersten Stock liegenden Wohnung nahen Läden, von denen mich am meisten der Kolonialwarenladen „schräg gegenüber“ beeindruckte. Wahrscheinlich (wie schon oben geschrieben „Altst. Graben Nr. 4).

– Aber wie heißt die Firma nur? –Drei oder vier männliche Angestellte, besser Verkäufer, liefen drinnen stets geschäftigt hin und her. Und trotz der Größe, besser der Weite oder Tiefe, dieses Geschäftes mußte ich stets „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“ sagen, meine Eltern legten auffallenden (in meinen Augen unbequemen) Wert auf solche Höflichkeitsformen, meistens keine Antwort erhaltend.

Schon bald lernte ich zwei, dann drei verschiedene, einzukaufende Artikel auswendig. Zwischen den beiden großen Schaufenstern kam nach einer Stufe die Eingangstüre; sie stieß beim Öffnen an eine Klingel und ließ bei leerem Laden schnell einen Verkäufer aus dem unübersichtlichen Hintergrund auftauchen.

„Guten Tag“- Innen passierte ich rechts zu nächst einen nach allen Seiten hin verglasten „Käfig“, in dem sich die Kasse befand. Hinter diesem Glasraum stapelten sich unausgepackte Säcke, Kisten und Schachteln. Als Kunde war für mich nur die linke Ladenhälfte zuständig; Hier trennte ein langer Thekentisch die Verkäufer von den Kunden. Was gab es da nicht alles zu sehen und zu bewundern?!

– Vor dem Thekentisch hingen verschiedene, mit aufklappbaren Glasdeckeln versehene Kästen mit angebotenen Lebensmitteln: Rosinen, verschiedene Pflaumen, Reis, Mehl, Bohnen, Erbsen, Sago und anderes; in jedem dieser Kästen

⁵ Heute ulica Podwale Staromiejskie.

⁶ Heute ulica Świętojańska.

⁷ Heute ulica Młyńska.

⁸ Heute Plac Dominikański.

ein Warenschaukel Auf der Theke standen Glasbehälter mit Bonbons und mit Maggiwürfeln.

– Die hinter den Verkäufern und der Theke befindliche Wand war ein bis zur hohen Decke reichendes Regal mit kaum zählbaren Schubladen. Da ab es für mich kleinen Jungen stets neues zu entdecken. Ganz besonders spannend aber war für mich das Beobachten und das Bedienen der anderen Kunden. Denn meistens wußte ich ja schon, aus welcher Schublade oder aus welchem Fach „meine“ Wünsche befriedigt werden mußte. Aber die anderen kauften eben anders ein. Das Aufzählen all der Angebote erscheint mit unmöglich

Dennoch einige, heute ungebräuchliche „Methoden“. Zunächst zur Verpackung. Ein Pfund Salz oder Mehl oder Nudeln war natürlich nicht abgepackt. Die Ware mußte aus irgendwelchen Behältern in Spitztüten oder normale Falttüten, natürlich aus Papier, mit einer Schaufel eingefüllt und auf einer Tafelwaage mit verschiedensten Metallgewichten austariert werden. Danach wurde die Tüte kunstvoll verschlossen, d.h. gefaltet. Der Preis wurde mit Bleistift auf ein Stückchen Papier festgehalten.

„Sonst noch etwas?“ Wie gesagt: ich konnte mir bis zu drei Artikel merken. Und die grüne, von mir bis zu drei Artikel merken. Und die grüne, von mir mitgebrachte Flasche erinnerte mich zusätzlich daran, daß ich noch einen halben Liter Essig mitbringen sollte. „Welche Sorte“, wurde ich gefragt. Wenn ich es nicht wußte bekam ich „einfachen“ Essig.

Petroleum wurde zunächst aus einem großen Faß in eine gläserne Meßbröhre gepumpt und dann entsprechend der gewünschten Menge in meine Petroleumblechkanne gefüllt. Der Preis jedes abzugebenden Artikels wurde wiederum auf dem Papierstückchen notiert.

„Sonst noch etwas?“ – Nein, danke“. Die Zahlen wurden von dem Zettel addiert. Mit ihm ging ich dann zu dem im „Glaskasten“ wartenden Kassierer. Er rechnete die einzelnen Positionen noch einmal nach und nahm mir mein (in meiner Hand ganz warm gewordenes) Geld ab, gab Wechselgeld zurück und stempelte den Zettel mit „Bezahlt“ oder druckte später mit einer vorsintflutlichen Registrierkasse den Betrag aus.

Wieder zurück zur Theke, die Tüten und das andere Gekaufte in Empfang genommen. „Auf Wiedersehen“! Das alles war nur ein kleiner Einkauf von ungezählten weiteren Einkäufen mit wohl stets anderem Ablauf.

Denn Sauerkraut wurde z.B. aus einem Faß auf wasserdichtes Papier gelegt, dann gewogen und eingepackt. Saure Gurken gab es in verschiedenen Größen und Preisen. Mosttrich (hier sagt man wohl Senf) gab es manchmal in Gläsern, oft aber noch auf Pergamentpapier. Waschmittel waren wohl auch nicht immer abgepackt, zumindest gab es grüne, weiße, gelbe und braune Schmierseife nur lose.

Ebenso Butter, Margarine, Marmelade, Bonbons und tausend andere Dinge. Kartoffeln wurden aus einem der irgendwo stehenden Säcke in ein mitzubringendes Einkaufsnetz gefüllt und auf einer Zentesiwaage mit Laufschiene abgewogen. Kerzen gab es einzeln, ebenso Streichholzschachtel. Verpackt dagegen Zichorie in lippenstiftrotem Glanzpapier. Sicher könnte ich noch lange davon erzählen; denn schon jetzt beim Schreiben fallen mir immer weitere Einzelheiten ein.

Nur noch ein besonderes Erlebnis: Vor dem rechten Schaufenster dieses Kolonialwarenladens stand irgendwann ein Automat mit kleinen Schachteln voller Bonbons. Man mußte ein Zehnpfennigstück (mit dem unvergeßlichen Pomuchel) einwerfen und löste damit die Sperre eines der unteren Schubfächer mit dem süßen Inhalt. Man nahm die Schachtel heraus und schob die Lade wieder zurück. – Und eines Tages kam bei meinem Kauf außer der Schachtel auch das Zehnpfennigstück wieder zurück. Natürlich probierte ich das gleiche noch einmal: wieder Bonbons plus Geld. Noch ein paar Mal wagte ich dasselbe. – Dann sauste ich nach Hause, denn ich war mir nicht sicher (wirklich?), ob dies eine gewollte Gratisausgabe war. Meine Eltern, insbesondere wohl meine Mutter, rieten mir, die Geschichte im Laden zu melden und die Schachteln zurückzubringen.

Paul Kreisel, Eine Erinnerung an das Café Brunies, „Unser Danzig“ 1975, Nr. 14

Das Café Bruniers auf dem Langmarkt war wohl eins der bekannteste Danziger Cafés, angesehen von der erstklassigen Qualität der Backwaren, die die Konditorei Brunies weit und breit bekannt gemacht haben, lag es vielleicht auch daran, dass die Künstler vom Danziger Stadttheater dort regelmäßig verkehrten, der Inhaber, Carl Braun, liebte die Kunst. Damals – also vor 50 Jahren – waren am Danziger Stadttheater viele verpflichtet, die später an größeren Bühnen in Deutschland tätig wurden. Zu den beliebtesten gehören Gustav Nord, Ferdinand Carl Brücker, der heute im hohen Alter von über 90 Jahren mit seiner Frau Fränze in Düsseldorf lebt, dann Georg Zoch, der später in Berlin Filmregisseur wurde, Carl Kliever⁹, die beliebteste Dora Ottenburg und Jenny von Weber sowie Withold Dantone mit seinem wundervollen Bariton. Auch Hans Söhnker¹⁰ begann seine Laufbahn als jugentlicher Liebhaber am Danziger Stadttheater.

Carl Braun war mein Jugendfreund und Klassenkamerad in St. Petri und Pauli, daher verband uns auch später eine enge Freundschaft, die nach meiner Eheschließung – 1922 sich auch auf beide Ehefrauen erstreckte. Zu meinem Geburtstag erhielt ich alljährlich eine große Marzipantorte, und wenn ich das Café Bruuners besuchte, dann durfte ich niemals den Kaffee und Kuchen bezahlen. Trotz der engen Freundschaft wurde mir das mit der Zeit aber doch etwas peinlich, daher machte ich den Vorschlag, den hinteren, kleineren Caferaum mit japanischen Ornamenten auszumalen, worauf Carl Braun auch gern einging.

Da das Café stets gut besucht war, musste ich nach einem Ausweg suchen, um in dem Raum ungestört arbeiten zu können, denn ich wollte bei der Malerei ungern beobachtet werden. Es war mir etwas unangenehm, einen öffentlichen Raum auszumalen, weil ich in dieser Zeit bereits die ersten Erfolge als freischaffender Schauspieler mit meinen Radierungen in den Danziger Kunsthandlungen

⁹ Carl Kliever (1885–1982). Schauspieler. In den Jahren 1918–1942 spielte er im Danziger Stadttheater.

¹⁰ Hans Söhnker (1905–1981). Schauspieler.

hatte, daher besorgte ich mir einige Stellwände, die mich vor den Gästen des Cafes abschirmen sollten. Doch der Mensch ist ja bekanntlich neugierig.

Kaum hatte ich Stellwände aufgestellt und mit der Aufzeichnung der Ornamente begonnen, bemerkte ich, dass einige neugierige Gäste über die Sillwände hinweg mir zusahen und wohl an dieser „Zaugunguckerei“ ihren Spaß hatten. Als ich wieder einmal in meine Arbeit vertieft war, hörte ich plötzlich ein starkes Poltern: zwei der kleinen Cafetische waren mit dem darausstehenden Geschirr und Kuchenteller umgefallen, denn ein Neugieriger hatte sich auf einen Stuhl gestellt, um mir bei der Arbeit zuzusehen, und verlor das Gleichgewicht. Um weitere Schäden und Störungen zu vermeiden, sann ich auf Abhilfe und glaubte, sie mit einem Vorhang gefunden zu haben. Aber die Neugierde war doch größer, denn einer von den Schauspieler – oder um mich zu ärgern – in dem Vorhang eine Öffnung zu finden und fiel mit ihm zusammen in meinen Arbeitsraum und in die Farbtöpfe, der seit Jahren im Café Brunies Hausrecht genoß, versuchte spaßeshalber- oder um mich zu ärgern- in dem Vorhang eine Öffnung zu finden und fiel mit ihm zusammen in meinen Arbeitsraum und in die Farbtöpfe. Die vergossenen Farben bildeten auf der Erde ein farbenfreudiges Mosaik

Darauf musste ich einen neuen Ausweg suchen, denn weder mit der Stellwand noch mit dem Vorhang hatte ich Glück. Entschluß „Nachtarbeit“! Das war mich tatsächlich der beste Ausweg, um wirklich ungestört zu arbeiten. Für Carl Braun war es selbstverständlich, mich nachts vertrauensvoll in seinem Café allein zu lassen. Zwei große Stücke Marzipantorte standen jede Nacht für mich auf einem Tisch bereit, dass ich also gar nicht in die leicht verständliche Versuchung kann, mich „selbst zu bedienen“ von den verlockenden Vorräten der Konditorei.

Als ich eines Nachts in meine Arbeit vertieft war, hörte ich ein lautes Klopfen an der Schaufensterscheibe. Ich erschrak, denn ich sah einen uniformierten Polizisten, der Einlaß begehrte. Da er nachst um drei Uhr im Café Licht erblickte, wollte er sich pflichtgemäß überzeugen, ob es Einbrecher wären, und ließ sich mit meiner Erklärung nicht abpeisen, dass ich im Einverständnis mit dem Inhaber hier arbeite. Er meinte vielmehr, es sei sehr geschickt, sich als Maler zu tarnen, also in mir einen Einbrecher. Daher rief er Carl Braun an und erst als er beruhigt worden war, dass meine Angaben der Wahrheit entsprachen, warf er mir zwar eigenartigen Blick auf zu, verschwand aber wortlos. Durch die ständige Arbeit in der Nacht war ich natürlich am Tage darauf stets müde, und obwohl ich Begeisterung bei der „Nachtarbeit“ war, atmete ich doch aus, als ich die letzten Pinselstriche ausführte und mich über die fertige Arbeit freuen konnte,

Für die damalige Zeit – 1924 – war die Farbgebung etwas ungewöhnlich in den japanischen Ornamenten: die Muster waren in goldenen, silbernen, rostroten, zartblauen und hellgelben Pastelltönen gehalten und abgemacht, dass ich keine Bezahlung erhalte, dann bezahlen dürfte, damit etwas ausgleichen; es sollte Abtragung sein, „Dankesschuld“ meinerseits seien. Aber dann erlebte ich eine große Überraschung der Ausmalung fang ich an meinem Geburtstag in meinem Atelier einen wunderbaren Geburtstagstisch vor. Der großzügige Carl Braun hatte es nicht lassen können und mir zwei große Marzipantorten, Konfekt, vielleicht Kuchen und

Leckereien aus seiner Konditorei gestiftet und mit eigenem Rosenstrauß meinen Geburtstagstisch geschmückt.

Noch oft saß ich mit meiner Frau bei einer Tasse Kaffee in dem „japanischen Zimmer“, wenn wir Einkäufe gemacht hatten und uns stärken wollten. Bis zum Kriegsende hielten wir freundschaftlich mit Carl Braun und seiner Frau Gertrud zusammen. Als viele Danziger bereits an Flucht dachten, sagte Carl Braun stets, dass er sein Haus und die seit 180 Jahren bestehende Konditorei nie verlassen würde. So blieben bei in Danzig und unter den Trümmern ihres Hauses am Langenmarkt umgekommen, Carl Braun war ein wahrer Freund und guter Mensch, ich denke seiner in Freundschaft und erinnere mich an die schönen Stunden im Café Bruniers¹¹.

Vom guten Danziger Marzipan. Das Geheimnis seiner Herstellung aus Mandeln, Zucker und kandierten Früchten, „Danziger Hauskalender“ 1987, o.S.

Zu den schönsten Weihnachtserinnerungen gehört für jeden Danziger der köstliche Geschmack des Marzipans. In der Herstellung dieser leckeren Spezialität haben sich einige Städte besonderen Ruf erworben. So spricht man zum Beispiel von Lübecker und Königsberger Marzipan als von etwas besonders Vorzüglichem. Aber wir Danziger brauchen uns mit unserem Marzipan nicht hinter diesen Städten zu verstecken, und selbst Feinschmecker werden zugeben müssen, daß unser Danziger Marzipan es im Geschmack mit jedem anderen aufnimmt.

Wieder einmal ist die Weihnachtszeit herangenahet, und auch in diesem Jahre wird Marzipan auf keinem Danziger Weihnachtstisch fehlen. Jede Hausfrau wird ihren Lieben gerne ein paar Stückchen dieser Leckerei auf den bunten Teller legen, wenn es der Geldbeutel nur irgend zuläßt, denn das Marzipan ist wegen seiner edlen Zutaten keine billige Sache.

Woraus besteht das Marzipan? Die Rohstoffe für das Marzipan sind nur Mandeln und Zucker. Jegliche andere Zutaten wie Konservierungs- oder Streckmittel sind verpönt, da sie den feinen Geschmack beeinträchtigen. Bevor es jedoch zu seinem köstlichen Wohlgeschmack kommt, legt es einen langen Weg zurück und angesehene Danziger Konfitürenfirmen waren besonders wegen der Güte ihres Marzipans bekannt. Bei ihnen nimmt die Handarbeit im Herstellungsverfahren einen besonders großen Raum ein.

Es beginnt mit der Auswahl der Mandeln. Diese werden zunächst der Größe nach sortiert. Bereits ihre Mischung erfolgt nach einem Hausrezept und ist ausschlaggebend für den eigentümlichen Geschmack des Marzipans. Die Mandeln werden dann gebrüht, geschält und verrieben und mit Zucker gemischt. Auf diese Weise entsteht eine teigige Marzipanmasse. Das Marzipan läuft jetzt durch eine Walze und gelangt das in große Kupfertessel, in denen es geröstet wird. Hier wird

¹¹ Siehe: W. Rohloff, *Café Derra. Ein Schiedlitzer Saal- und Gartenrestaurant*, „Unser Danzig“ 1966, Nr. 5 und 6.

es abwechselnd durch Gasflammen erhitzt und durch Wasser wurde abgekühlt und dann von neuem erhitzt. Durch das Rösten wird dem Marzipan die Feuchtigkeit entzogen.

Die Marzipanmasse ist jetzt zur Verarbeitung fertig. Wie die Hausfrau mit dem Lebkuchenteig umgeht, so wird jetzt mit dem Marzipan weiter verfahren.

Die Form der süßen Herrlichkeiten ist jetzt im Rohzustand fertig. Das Marzipan gelangt in einen besonderen Raum zum Lagern, wie guter Wein, reif wird. Durch diese Lagerung erhält das Marzipan in sich das spezifische Aroma und veredelt seinen Geschmack.

Bevor das Marzipan in den Laden zum Verkauf gelangt, wird es jetzt noch gebläht, das heißt, es kommt in besondere Flammöfen, wo es unter Oberhitze gebräunt wird. Hier erhält es ein schönes braunes Aussehen, und es bildet sich auf ihm eine leichte Kruste. Auch der leichte Backgeschmack, den das Marzipan hat, stellt sich hier ein. Und damit ist die Geschmacksbildung des Marzipans beendet.

Wir haben hiermit einen Blick hinter das Geheimnis des guten Danziger Marzipans getan, und manche Hausfrau könnte in Versuchung kommen, jetzt einmal unseren Bericht als ein Rezept zu betrachten und selbst die Herstellung des Marzipans zu versuchen. Aber davon können wir nur abraten. Es gehört eine sehr lange Erfahrung dazu, das Marzipan in der bekannte Danziger Güte herauszubekommen.

VII. VERKEHRSWESEN

Jürgen Pinnow, Zu den Omnibus-Linien im Freistaat Danzig,
„Danziger Hauskalender“ 1996, o.S.

In den Erinnerungen der alten Danziger spielen die Danziger Straßenbahnen eine relativ große Rolle; die Streckenführung der Bahnen ist noch weitgehend bekannt, und Abbildungen von Straßenbahnwaggonen und – zügen findet man häufig auf alten Postkarten und Fotografien, die Danziger Haus-Kalender (DHK) zeigen viel davon, auch Abbildungen von Modell-Straßenbahnen finden sich das öfteren, so DHK 1965; 50–53, 102; 1966; 27; 1967; 44–45; 1980 (unnummeriert). Die Danziger Straßenbahn- Eine Erinnerung ; u.a. Ferner existiert ein Buch „Straßenbahnen West und Ostpreußen“. Nicht ganz so gut kommen Eisenbahnen inklusive Kleinbahnen weg. Artikel darüber u.a, DHK Vorortzug Zoppot-Danzig-Simonsdorf¹-Neuteich²-Tiegenhof³; 1993 Die Entwicklung der Eisenbahn. Ein weiteres kleiner Buch beschäftigt sich mit den Eisenbahnen in West- und Ostpreußen. Überflüssig zu erwähnen, dass die Schiffshauptmann mit allem, was dazu gehört, samt Abbildungen von Schiffen wie Paul Benecke⁴ u.a., in den Danziger Hauskalendern und anderswo besten vertreten ist⁵.

Anders verhält sich dagegen bezüglich der Danziger oder genauer gesagt freistaatlichen Omnibuslinien. Obgleich es eine große Anzahl solcher Linien gab, findet man nur ganz selten Abbildungen von den Bussen und Streckenführung usw. sind weitgehend in Vergessenheit geraten. Dies mag daran liegen, weil gegenüber den Straßenbahnen die Anzahl der Omnibus-Passagiere wesentlich geringer war, aber merkwürdig bleibt die Tatsache doch. In den Unterlagen, die dem Verfasser zur Verfügung stehen, finden sich sage und schreibe ganze fünf Bilder, bei denen Omnibusse vorkommen, die meisten dazu noch in sehr schlechter Qualität.

Unter diesen Umständen erscheint ein kurzes Eingehen auf dieses Thema als durchaus sinnvoll, wenn es auch jetzt nach über 50 Jahren und ohne spezielle Quellen schwierig ist, lediglich aus dem Gedächtnis die wichtigsten, wenn auch lückenhaften Angaben zu bieten. Eine Beschränkung auf die Freistaatzeit von etwa 1929–1939 läßt sich dabei nicht vermeiden.

An reinen Stadtlinien gab es zur dieser Zeit nur eine einzige. Sie führte von Südosten, der Niederstadt, nach Nordwesten in die Altstadt. Die Linie setzte

¹ Heute Szymankowo.

² Heute Nowy Staw.

³ Heute Nowy Dwór.

⁴ Paul Benecke (um 1440-um 1480). Danziger Schiiffshauptmann im Hansekrieg gegen England.

⁵ Siehe auch: DNN 13 IV 1921; 2 VI 1925; 21 XII 1925; 7 I 1926.

ein in der Wiedengasse⁶, Ecke Strandstraße⁷, ging über den Thornschen Weg⁸, Poggenpfehl⁹, Vorstädtischen Graben¹⁰ in nördlicher Richtung bis zur Messeshalle und der Ortskrankenkasse, Wallgasse¹¹. Diese Linie, die die Danziger Straßenbahn A.G. Betrieb, rentierte sich nicht besonders, und sie wurde etwa 1931 eingestellt. Die Busse damals noch immer unabgekürzt Omnibusse oder auch Autobusse genannt, sahen abenteuerlich aus. Sie waren relativ klein und besaßen eine spezielle Fahrerkabine links vorn, ähnlich wie die Londoner Busse sie hatten und haben, nur dass bei diesen die Fahrerkabine rechts liegt. Der Motorkasten sah wie abgeschnitten oder nur zur Hälfte existent aus, eben weil links die Fahrkabine lag, aber er ragte noch ein Stück darüber hinaus, und hier war er gewissermaßen vollständig. Der Kühler war oval, fast rund. Die Vorderachse lag etwas hinter Fahrerkabine. Lackiert waren die Busse oben grünlichblau, unten weißlichgelb. Neben dem Fahrer gab es stets einen Schaffner, der durch den Wagen ging und kassierte. Zum Halten der Busses bediente der Schaffner eine einfache Leine, die zum Fahrer führte und dort eine Glocke in Tätigkeit setzte.

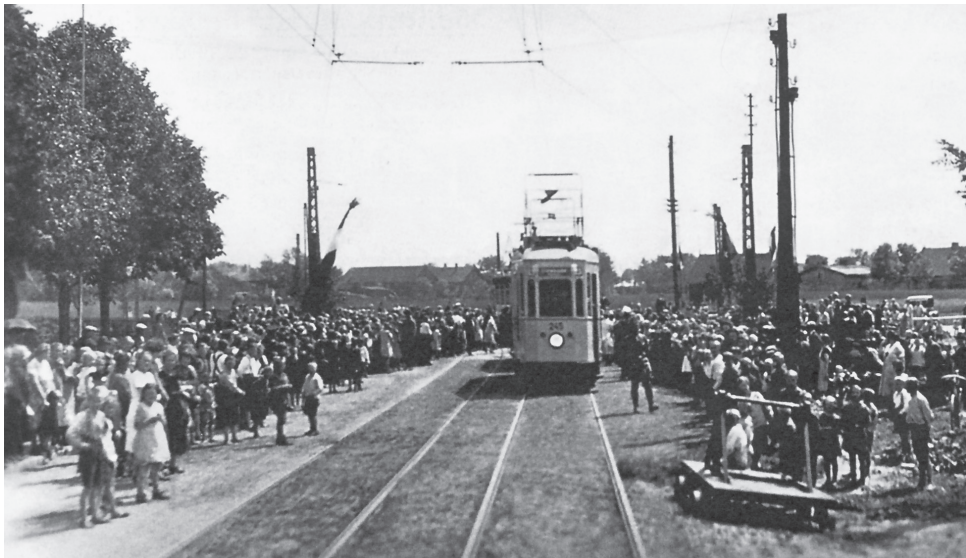


Abb. 14. Eröffnung der Straßenbahn zum Heubuder Strand am 1. Juli 1927

Die bekannteste Linie in Danzig, die auch zur Danziger Straßenbahn A.G. gehörte, war die vom Kohlenmarkt (Theaterplatz) über Langfuhr¹² und Oliva nach Zopot bis zur Südstraße, in unmittelbarer Nähe des Kurgartens mit dem Seesteg. Diese Linie, obgleich teilweise eigentlich wenig sinnvoll, weil sie praktisch bis hinter

⁶ Heute ulica Tkacka.

⁷ Heute ulica Dolna.

⁸ Heute ulica Toruńska.

⁹ Heute ulica Żabi Kruk.

¹⁰ Die parallel zur Hundegasse verlaufende Straße, existiert heute nicht mehr.

¹¹ Heute ulica Wałowa.

¹² Heute Wrzeszcz.

Langfuhr (genauer Friedensschluss) parallel zur Straßenbahnlinie 2 nach Oliva lief und außerdem Konkurrenz in der P.K.P. den polnischen Staatsbahnen, hatte, die einen Vorortzugverkehr nach Zoppot unterhielten, rentierte sich trotzdem relativ gut, weil die meist gut besuchten Zoppoter sie bevorzugten, die nicht in Oliva in die Straßenbahn umsteigen wollten. Dennoch wurde auch diese Linie im zweiten oder dritten Kriegsjahr eingestellt.

Die hier verkehrenden Busse waren verschiedener Art, es gab einen älteren Typ, der dem der Stadtlinienbusse sehr ähnlich war, aber größer und etwas moderner. Die gewöhnlichen Busse dieser Linie hatten aber keine spezielle Fahrerkabine, sondern die ganze erste Reihe hatte der Fahrer für sich alleine. Der eine Typ war relativ klein, und die Vorderachse lag unter der Motorhaube, vor dem Fahrer. Der andere Typ war bedeutend länger, der Motor ragte weit nach vorn, und die Vorderachse befand sich zwischen Motorkasten und dem Fahrersitz. Die Busse waren oben mittelblau und unter weißlich gelb lackiert.

Für kurze Zeit, etwa 1935, 1936 herum, richtete die Danziger Straßenbahn A.G. eine weitere Linie ein, die (vielleicht nur im Sommer) von Heubude¹³, Heideestraße¹⁴, nach Krakau und Westlich Neufähr ging. Dazu wurden die kleineren blau-weißen Busse (oder wahrscheinlich eher nur einer) eingesetzt. Die Linie wurde bald wegen Unrentabilität eingestellt.

In Danzig gab es einen Platz, den man jetzt als ZOB bezeichnen würde, den Heumarkt. Von hier gingen immerhin 8 private Omnibuslinien ab, 6 in die Danziger Höhe¹⁵ und 2 in die Niederung¹⁶ und das Große Werder¹⁷. Die Busse standen nacheinander aufgereiht mit der Vorderseite nach Süden gerichtet. Die Linie waren alle nummeriert.

Die erste Linie in südwestlichen Richtung über Löblau¹⁸ und Kladau¹⁹, Stangenwalde²⁰ nach Mariensee²¹ und weiter nach Strippau²² und Bärenhütte²³. Diese Linie war ziemlich frequentiert, und es fuhren hier große englische Busse der Marke Sauer. Die Fahrerkabine lag im Gesamtraum, aber nach englischem Muster auf der rechten Seite, eigentlich für Linksverkehr geeignet. Links vorn gab es für 2 oder 3 Passagiere eine Sitzreihe quer. Dazu kam ein Anhänger, so dass eine ansehnliche Länge erreicht wurde. Die Busse waren grau lackiert. Manche fuhren auch nur bis Kahlbude²⁴, andere bis Mariensee.

¹³ Heute Stogi.

¹⁴ Heute ulica Pusty Staw.

¹⁵ Heute Gdańskie Wyżyny.

¹⁶ Heute Gdańskie Niziny.

¹⁷ Heute Wielkie Żuławy.

¹⁸ Heute Lubiewo.

¹⁹ Heute Kłodawa.

²⁰ Heute Słupnica.

²¹ Heute Przywidz.

²² Heute Trzепowo.

²³ Heute Bińcze.

²⁴ Heute Kolbudy.

Die nächste Linie verlief zunächst südlich nach Praust²⁵, dann in westlicher Richtung nach Meisterwalde²⁶. Für diese Linie wurden Busse (oder auch nur ein Bus) der alten Stadtlinie eingesetzt, also grünlich-gelb lackiert, mittlerweile in einem Zustand, der nur noch als schottreif eingestuft werden konnte; dennoch nahm der Bus seine Aufgabe wahr, und es gab kaum Unfälle. Zwei weitere Linien gehörten zu einer Firma. Die eine Linie fuhr Strasching²⁷, Prangschin²⁸, Groß-Saalau²⁹, Groß-Kleschkau³⁰ über fünf Grenzen, Lehmberg³¹, Trockenhütte³² nach Strauchhütte³³, südöstlich von Bärenhütte. Die andere nahm ungefähr eine parallele Richtung und ging über Kladau, Klein-Trampken³⁴, Groß-Trampken³⁵ nach Lamenstein³⁶. Die Busse waren relativ klein und zunächst ocker, später weinrot lackiert.

Eine fünfte Linie ging in rein südlicher Richtung über Ohra³⁷, Guten Herberge³⁸, St. Albrecht³⁹ nach Praust. Die Busse (oder der Bus) waren ziemlich klein und oben weiß, unten blau lackiert.

Die sechste Linie war eigentlich nur eine Verlängerung der 5. Sie führte über Praust und Langenau⁴⁰ nach Rosenberg⁴¹, auf der Strecke nach Hohenstein⁴² und Dirschau (Tczew). Die Busse (oder der Bus) waren im Gegensatz zu den eben genannten ziemlich modern mit etwas Stromlinienführung, wie man das damals nannte. Die Lackierung war grün.

Die beiden in die Niederung bzw. Großes Werder fahrenden Linien führen vom Heumarkt über die Hundegasse, Mönchsgasse, Mattenbuden⁴³, Langgarten⁴⁴ und Kneipab⁴⁵, am Kleinbahnhof vorbei.

²⁵ Heute Pruszcz Gdański.

²⁶ Heute Mierzeszyn.

²⁷ Heute Straszyn.

²⁸ Heute Prędzieszyn.

²⁹ Heute Żuława.

³⁰ Heute Kleszczewo.

³¹ Heute Gliniana Góra.

³² Heute Sucha Huta.

³³ Heute Straszyn.

³⁴ Heute Trąbki Małe.

³⁵ Heute Trąbki Wielkie.

³⁶ Heute Elganowo.

³⁷ Heute Orunia.

³⁸ Heute Lipce.

³⁹ Heute Św. Wojciech.

⁴⁰ Heute Łęgowo.

⁴¹ Heute Susz.

⁴² Heute Pszczółki.

⁴³ Heute Matemblewo.

⁴⁴ Heute ulica Długie Ogrody.

⁴⁵ Heute ulica Rudnicka.

Die siebente Linie führte über Plehnendorf⁴⁶ und über eine Fähre über die Tote Weichsel⁴⁷ nach Bohnsack⁴⁸, dann weiter nach Schiewenhorst⁴⁹, über eine weitere Fähre nach Nickelswalde⁵⁰, Passwark⁵¹, Steegen⁵² und Stutthof⁵³. Manche Busse fuhren nur bis Bohnsack⁵⁴. Die Firma war dieselbe, die auch die Linie nach Mariensee⁵⁵-Bärenhütte betrieb, und die Busse waren von der gleichen Art wie die Mariensee-Busse. Die Bohnsacker Busse fuhren meist ohne Anhänger. Später gab die Firma diese Linie auf, und sie ging an die Danziger Straßenbahn A.G. über, die zunächst die wesentlichen kleineren und schlechteren Busse der Zoppoter Linie einsetzte, später aber große moderne Busse mit Anhänger der Firma Büssing NAG für die Linie kaufte und einsetzte.

Die achte und letzte Linie vom Heumarkt ging über Bohnsack und Steegen,- dann aber in südliche Richtung nach Tiegenhof zum Endpunkt Jungfer, nordöstlich von Tiegenhof, dicht am Frischen Haff⁵⁶ ca. 5 km von der ostpreußischen Grenze entfernt. Hier handelte es sich um einen gesonderten Betrieb; die Busse (oder der Buss) waren relativ modern und mit Stromlinienform und silberfarbiger Lackierung.

Neben dem Heumarkt war Mattenbuden⁵⁷, und zwar zwischen Mattenbuden und Milchkannenbrücke⁵⁸, so etwas wie ein zweiter kleiner ZOB. Von hier gingen zwei oder evtl. auch drei Linien in östlicher Richtung ab. Die eine Linie führte in die Niederung über Wotzlaff⁵⁹, Zugdam nach Stüblau⁶⁰, die andere über Gottswalde⁶¹, Käsemark⁶², Rotebude⁶³ (Fähre) mit Schwenker über Ladekopp nach Tiegenhof. Eine dritte Linie fuhr vielleicht nach Letzkau. Diese Linien gehörten zu einer Firma, die vielleicht dieselbe war wie die, die die Prauster Linie betrieb, denn auch diese Wagen waren weiß-blau lackiert.

Fast alle Linien, die vom Heumarkt oder Mattenbuden abfuhren, machten die Fahrt dreimal. Sie fuhren früh am Morgen von Meisterswalde⁶⁴, Lamenstein usw. ab nach Danzig, dann am Vormittag zurück, am Mittag wieder nach Danzig; von dort zurück um 14.00, und schließlich noch am Nachmittag. Abfahrt von Danzig

⁴⁶ Heute Płonia.

⁴⁷ Heute Martwa Wisła.

⁴⁸ Heute Sobieszewo.

⁴⁹ Heute Świbno.

⁵⁰ Heute Mikoszewo.

⁵¹ Heute Jantar.

⁵² Heute Stegna.

⁵³ Heute Sztutowo.

⁵⁴ Heute Sobieszewo.

⁵⁵ Heute Przywidz.

⁵⁶ Heute Zalew Wiślany.

⁵⁷ Heute Matarnia.

⁵⁸ Heute Most Stągiewny.

⁵⁹ Heute Wocławy.

⁶⁰ Heute Steblewo .

⁶¹ Heute Koszwały.

⁶² Heute Kieźmark.

⁶³ Heute Czerwone Budy.

⁶⁴ Heute Mierzeszyn.

19.00. Für diese Linien nach Praust, Kalbude und Bohn Erwähnt sei noch, dass alle diese Busse (außer den Zoppotern) für größere Gepäckstücke auf dem Dach einen umzäunten Gepäckplatz hatten. Dir Busse waren so oft stark überladen.

Damit ist aber die Aufzählung noch keineswegs beendet. Von Oliva, Schlossplatz, fuhren drei Busse kleinerer Buart mit je zwei Längsbänken in die Ausflugsorte Freudental (Tierpark)⁶⁵, Schwabental⁶⁶ und Strauchmühle⁶⁷, alle wesentlich von Oliva⁶⁸, möglicherweise nur sonnabends und zu Sonn- und Feiertagen. Sie wurden von den jeweiligen Besitzern oder Pächtern der Ausflugslokale betrieben.

Als nächster Betreiber von Omnibuslinien ist die Post der Freien Stadt Danzig zu erwähnen, die mehrere Kraftpostlinien unterhielt. Einige berührten Danzig gar nicht, so die Kraftpost Ladekopp⁶⁹-Einlage. Andere führten über das Gebiet der Freien Stadt Danzig (genauer Freistaats) hinaus, so die Linie Danzig – Elbing. Die Linie nach Marienburg⁷⁰ wurde un der späteren Freistaatzeit eingestellt. Für die Elbinger Linie gab es damals (etwa 1937) moderne Busse, die rot lackiert waren. Dir Elbinger Linie fuhr vom Vorplatz des Hauptbahnhofs ab.

Hier ist noch eine weitere Linie zu erwähnen, die auch vom Vorplatz des Hauptbahnhofs startete, nämlich eine Linie nach Königsberg⁷¹. Diese Busse waren recht modern und Stromlinienform und weinrot-weißlich-hellgelb laciert. Die Linie war wohl der Deutschen Reichsbahn zu eigen.

Ulrich Engler, Einmal: „Heubude Strand!“, „Unser Danzig“ 1992, Nr. 12, S. 12–13

Große Ferien! Das bedeutete vor allem für uns Kinder: Sommer, Sonne, Hitze, Baden! Und wo war es billiger, an die See zu fahren, als bei uns in Danzig, wo man mit der Straßenbahn nach Glettkau⁷², Brösen⁷³, oder Heubude gelangen konnte. Diese Fahrten an den Strand sind mir auch nach über 55 Jahren in lebhafter Erinnerung und waren für mich als „Straßenbahnfan“ immer wieder ein Erlebnis!

Bepackt mit Badezeugt, Handtuch, einer Flasche Saft und einem Paket mit Stullen (die, mit Landwurst belegt, sich am Strand in der Hitze immer so schön aufbogen und mit Seesand noch „gesalzen“ wurden) ging es zur Straßenbahnhaltestelle in Emaus⁷⁴, Linie 7. Der Motorwagen 109 stand schon mit dem Anhänger

⁶⁵ Heute Ogród Zoologiczny.

⁶⁶ Heute Dolina Szwabego.

⁶⁷ Heute Młynk.

⁶⁸ Heute Oliwa.

⁶⁹ Heute Lubieszewo.

⁷⁰ Heute Malbork.

⁷¹ Heute Kaliningrad oder Królewiec.

⁷² Heute Jelitkowo.

⁷³ Heute Brzeźno.

⁷⁴ Heute auch Emaus.

134 bereit. Dieser Anhänger (Baujahr 1900) war etwas Besonderes: Er gehörte zur „Familie“ der Anhänger oder Beiwagen mit offenen Plattformen, die nur im Sommer eingesetzt wurden. Die sonst auf dieser Linie üblich verkehrenden Beiwagen der „30“ Serie (Nr. 30–48) dienten zur Verstärkung der Heubuder Linie. (Diese Beiwagen waren ursprünglich Triebwagen aus dem Baujahr 1895 und bildeten die ersten elektrischen Straßenbahnen in Danzig, wurden dann 1927 zu Beiwagen umgebaut).

Der schönste Platz an der Fahrt nach Danzig war für mich natürlich der Platz auf der hinteren offenen Plattform. Ein kurzes Klingelzeichen und die Bahn fuhr los, vorsichtig und langsam über die Karthäuser Straße⁷⁵ auf die linke Straßenseite. Das war ein Spaß, an der frischen Sommerluft in die Stadt zu fahren. Bald waren wir an der Haltestelle „Claßen-Berg“, die erste Ausweichstelle, da ja die ganze Strecke eingleisig verlief. Mit Gequietsche ging es nun in Großem Bogen über den „Krummen Ellbogen“ zur rechten Straßenseite. Jetzt kam der Schaffner, um die Fahrscheine zu verkaufen. „Einmal ein Kind Heubude Strand“. Der Schaffner schlug das große Fahrscheinblöcke für die unterschiedlichen Entfernungen eingesteckt waren. Die Kinderfahrscheine waren weiß und kosteten 15 Pfennige. Mit einem dicken Blaustift kreuzte der Schaffner „Start und Ziel“ sowie Tag und Uhrzeit an. Das Ziel „Heubude Strand“ wurde mit einem Kreuzt markiert. Am Ende des Blaustiftes hatten die meisten Schaffner einen Flaschengummi eines Bierflaschenverschlusses aufgeschoben. So war es leichter, mit Hilfe des Gummis den Fahrschein vom Block abzublätern.

Auf einen Schaffner erinnere ich mich besonders gut. Er hatte im Gegensatz zu den anderen keinen Geldwechselautomaten, der über der Schaffnertasche hing und 5 Pf.- 10 Pf.-, einen halben Gulden- und Guldenstücke aufnahm und ausgab. Mit absoluter Sicherheit griff er in die Schaffnertasche und fühlte „blind“ die richtigen Geldstücke, die er zum Herausgeben brauchte. Wir nannten ihn „Schniefke“, da er beim Geldwechseln immer die Nase hochzog, um sich zu konzentrieren.

Die Fahrt ging weiter. Mittelweiche „Friedrichshain“, am „Cafe Derra“ vorbei zur letzten Ausweiche Neugarten. Jetzt wurde man schon ungeduldig, falls der Gegenzug der Bahn noch nicht da war, man wollte doch schnell zum Strand. Endlich war die Endstation „Silberhütte“ erreicht. Schnell ausgestiegen und zur Ecke Dominikswall gelaufen.

Wir hatten Glück! Dort stand schon ein Einsatzzug der Linie 4 nach Heubude! Er kam vom Holzmarkt und machte nicht den Umweg über den Hansaplatz. Dieses Mal war mein Platz aber im Triebwagen vorne links neben dem Wagenführer. Hier konnte man sehr gut den Fahrschalter und das Schalten beobachten.

Los ging die Fahrt, schon an der nächsten Haltestelle, dem „Hohen Tor“, wurde die Bahn voll besetzt, da hier die Fahrgäste aus Ohra zustiegen. Durch das Langgasser Tor fuhr man besonders langsam und vorsichtig, denn hier war ein Stück nur eingleisig und man mußte auf den Gegenverkehr achten. Weiter ging es durch die

⁷⁵ Heute ulica Kartuska.

Langgasse, über den Langen Markt, durch das Grüne Tor⁷⁶ zur Milchkannengasse⁷⁷, im Bogen um den Milchkannenturm mit dem „Sahnetöpfchen“ herum nach Langgarten bis zum Langgarter Tor. herum nach Langgarten bis zum Langgarter Tor. Jetzt begann die freie Strecke.

Auf eigener Trasse fuhr die Bahn am Dominiksgelände vorbei über die Breitenbachbrücke zum Eisenbahnausbesserungswerk Troyl. Neben den Rieselfeldern (eine der ersten Kläranlagen in Europa!) fuhr die Straßenbahn wieder auf freier Strecke Richtung Heubude. Wenn ich mit einem besonders motorstarken Triebwagen der Reihe 265–268 fuhr, deren letzte Fahrschalterstufen durch Eisenklötze blockiert waren, hob manch ein Wagenführer einfach die Fahrkurbel über die Blockierung hinweg an und fuhr nun mit letzten Schalterstufen mit voller Kraft und dementsprechend schneller.

Heubude kam in Sicht, die Bahn mündete erst in die Ackerstraße⁷⁸, dann durchfuhr sie eine Strecke der Heidseestraße⁷⁹ und bog dann links zum Kurhaus Heubude, die letzte Haltestelle vor dem Strand.

Jetzt begann für mich der landschaftlich schönste Teil der Fahrt: Rechts blinke zwischen den Kiefern der Heidsee. Auf Eisenbahnschienen und dem gleichmäßigen „Tack-Tack-Tack-Tack“ der Schienenstöße fuhr man durch den herrlich duftenden Kiefernwald in leicht ansteigendem Dünengelände zum Strand. Da lag sie vor uns; unsere Ostsee mit ihrem breiten, feinen Sandstrand! Noch wenige hundert Meter und die Bahn hielt in einer großen Kehrschleife direkt vor der Strandhalle: „Endstation!“. Nichts wie raus der übervollen Bahn und mit schnellen Schritten zum Strand! Rasch noch ein Blick auf das übermannshohe Thermometer an der Promenade, das die Luft/ und Wassertemperatur anzeigte, und dann stapften wir Kinder durch den heißen Sand, suchten uns ein freies Plätzchen, streiften die Kleider ab, zogen die Badehose an und stürzten uns in das kühlende Wasser. Herrlich!

Unvergesslich schöne Ferientage am Heubuden Strand bleiben in dauernder Erinnerung!

Am 1. Juli 1927 wurde die Straßenbahnlinien 4 nach Heubude Strand eingeweiht, feiert also in diesem Jahre ihr 65 jähriges Bestehen, denn noch heute fährt diese Bahn in fast gleicher Streckenführung nach Stogi, unser liebes Heubude.

Der Triebwagen 266 ist in Danzig 1990 als Museumswagen restauriert worden. Er trägt seinen alten elfenbeinfarbiges Anstrich: „63 Jahre im Dienst der Straßenbahn in Danzig“.

⁷⁶ Heute Zielona Brama.

⁷⁷ Heute ulica Stągiewna.

⁷⁸ Heute ulica Skiby.

⁷⁹ Heute ulica Pusty Staw.

York Wosegien, Erinnerungen. Als unser Freistaat Autozeichen noch „DZ“ hieß und man Straßenverkehr als erholsam pries, „Danziger Hauskalender“ 2002, S. 61–63

Ein kleines Vorwort zu diesem, meinem (vorletzten) Beitrag in diesem einmaligen Heimatkalender, der seit über 50 Jahren der Vertreibung erscheint. Ist „fast“ alles behandelt worden, was die ehemaligen Danziger Staatsbürger an ihre Heimat erinnern und träumen lässt. Dank der Initiative und Tatkraft der Verlagstraditionsfirma Rosenberg und Unterstützung der noch lebenden Danziger Erlebnisgeneration als „Erinnerungs-Reporter“. Bei nur ca. 400 000 Staatsbürgern eine stolze Leistung. Hier nun eine kleine „fast Lücke“ weniger.

Ja, es war schon damals gemütlich auf unseren Gassen und Straßen in unserem Freistaat Danzig der 20er und 30er Jahre. Es waren nur wenige in irgendeiner Form motorisiert. Im Gegensatz zu den heutigen Massen. Parkplätze gab es zur freien Auswahl, ohne Automaten. Stop and Go- No! In unserer Hafen- und Werftstadt mit ihrer vielen bekannten Spirituosenfabriken sowie gemütlichen Lokalen, Bars und urigen Kneipen alles Schattierungen, da goß man sich gerne öfter mal gemütlich eins hinter das „Schemisettchen“ um mit unserem „Rentier Franz Poguttke“ zu sprechen, „Prost-Oberchen, zahlen bitte!“ Keine rote Kelle mit Pusteröhrchen unseres grünen „Schien“, keine Ampel stoppte den „Machandel“, „Grog“- oder „Goldwasser“ Verkehr. Die Danziger „Pomuchelsköpfe“ mit deftigen Mahlzeiten als sicherem Fundament, waren als trinkfest bekannt, alles hatten sie hervorragend im Griff auf dem noch fahrenden Schiff. Gerechterweise sorgte auch unser Klima, besonders im Winter dafür, dass man sich „aufwärmen“ musste- hauptsächlich innerlich, denn bei Ostwind hatte es jeder Kohleofen schwer.

Mein Vater schwärmte von seinem ersten Auto 1923, ein „Brennabor“, offen, sechs Sitze mit Außenschaltung und Karbidlampen. Alle Insassen hatten Lederkappen und große Brillen auf. Die Landbevölkerung reagierte mit „Herrjeh de Dübeös kommen!“ und türmte vor dem Staub. Ich merkte mir später viele Automarken auf den Straßen in Danzig und Zoppot, die man heute als „Oldtimer“ bezeichnet oder die längst vergessen sind: Stoewer- Steyr- Adler Triumph Junior- Horch- Wanderer- DKW, mit dem Werbe-Slogan:“ DKW, das kleine Wunder, läuft bergauf wie and re runter“. Die großen Amerikaner wie Dodge- Bick- Terraplane- Studebaker- Chevrolet- Ford etc. waren bei uns aus Währungs- und Zollgründen verhältnismäßig preiswert. Sie wurden viel als Taxi gefahren, verbrauchten ca. 20 Liter Benzin auf 100 Kilometer. Ich erinnere mich auch an den kleinen, formschönen „Opel Olympia“ sowie an den kleinen „Polski-Fiat“. Oder wer erinnert sich noch an den kleinen „Hanomag“, wegen der Form auch „Kommissbrot“ genannt. Wir Jungs in Danzig sangen dazu: „Für ein Dittchen Blech, für ein Dittchen Lack, fertig ist der Hanomag!“. Die Fahrer waren „fuchtig“ auf uns „Lorbasse“. Mein Vater fuhr später viel Peugeot Autos im Geschäft, auch wegen der sehr guten Ausstattung. Nur hatten wir im kalten Winter bei 10–15 Grad Kälte Probleme mit dem Anspringen, man mußte dann die „Kurbel“ zu Hilfe nehmen.



Abb. 15. Das Staatstheater auf dem Holzmarkt

Unsere Autowerkstätten waren damals im Vergleich zum heutigen Standard sehr einfach, was bei ausländischen Fabrikanten noch stärker ausgeprägt war.

Zu dieser Zeit fuhr man auch viel Motorrad, auch in unserer Familie. Motorrad mit Beiwagen war „in“. Ich erinnere mich an Marken wie Norton- BSA- Triumph- Ariel NSU BMW- Puch.

Es gab sogar ein bekanntes Motorradrennen im „Prauster Dreieck“. Großer Lokalmatador war damals unser „Otto Röhr“.

Die Danziger Autobuslinien waren hauptsächlich mit Büssing- Nag und Komnick eine damals bekannte Bus- und Lastwagenfabrik in Elbing war, die auch von meinem Großvater beliefert wurde. In polnische Autobuslinie Gdingen–Orlowo–Zoppot, Haltestelle Ecke Süd-⁸⁰ und Seestraße, neben Danzig. Zoppot, Endhaltestelle Cafe Eckert, fuhren rote Saurer Busse. Außerdem erinnere ich mich an die kleinen Dreirad-Vidal-Tempo Lastwagen, die gerne mal in der Kurve umkippten. Und an unsere Zoppoter Sprengwagen für die Säuberung der Straßen. Wir Kinder ließen uns im Sommer gerne naßspritzen.

Durch Zufall kann ich mich noch an folgende Zoppoter Begebenheit erinnern: Ecke Südstr./Seestr. Am Cafe Astoria stand in den 30er Jahren bei Wind und Wetter ein netter junger Mann, der durch eine Hasenscharte sprachbehindert war, und verkaufte Zeitungen, um Geld zu verdienen. Sein Ruf „Danziger Neueste“, „BZ am Mittag“, „Berliner Illustrierte“ war stadtbekannt. Er hatte auch die „Neue Züricher Zeitung“, die mein Vater las. Ich kam gerade vorbei, als in diesem Moment mein „Traumauto“ hielt, ein offener „SSK-MercedesSportwagen“ in weiß, rote Ledersitze, verchromte Kompressorrohre, Spitzkühler. Es gehörte dem bekannten

⁸⁰ Heute ulica Grunwaldzka und ulica Bohaterów Monte Cassino.

Danziger „Zuckerkönig“ Pikuritz, der „residierte“ in der ehemaligen Kronprinzenvilla in Zoppot. Er rief aus dem Auto dem jungen Mann zu: „Mien Jung, veveel Zeitungsblättchen hest all dobie? Dieser zählte schnell durch, nannte die Zahl und den Betrag, Pikuritz rundete großzügig auf und sagte lustig: „Schmiet alles hinten auf den Rücksitz“ und brauste dann davon. Hier hatte ein reicher Mann einen einfachen Menschen glücklich gemacht und ihm einen freien Tag beschert.

Unsere Prachtstraße, die man mit dem Auto vom Olivaer Tor nach Langfuhr und umgekehrt durchfuhr, hieß „Große Allee“, später „Hindenburg Allee“. Diese großzügigem Einbahnstraßen, in der Mitte die Straßenbahn, eingerahmt von gepflegten Lindenbäumen, dann die beiden Promenaden für Fußgänger waren einmalig schön, winters wie sommers. Zu beiden Seiten gab es viel besuchte Ausflugslokale, wie z.B. „Café Konietzko“ und „Café Halbe Allee“.

Hans-Joachim Dyck, Erinnerungen eines Fahrschülers, „Danziger Hauskalender“ 1999, S. 15

1932 schrieb man, April, 4 Jahre Volksschule hatte ich hinter mir. Aber schon lange vorher war beschlossen, ab 5. Schuljahr geht's ins Gymnasium. Während für mich Tiegenhof feststand, gingen meine beiden Spielkameraden nach Danzig. Schon ein Jahr lang wurden wir drei für diesen Wechsel besonderes getrimmt. Dauernd dran, stets unter Beobachtung und dann kam die große Feier. Zusammen mit den Entlaßschülern wurden wir verabschiedet. Mit uns wechselte auch unser verehrter Schulleiter Herr Paul Mattern, er übernahm ein neues Amt.

Die Ferien verliefen wie üblich, nichts deutete auf den bedeutsamen Wechsel hin. Erst in den letzten Tagen wurde es hektisch. Neu einkleiden, Schultasche kaufen, Monatskarte für den Bus besorgen und schließlich Fahrzeiten studieren.

Na, und dann ging's los. 7.10 Uhr bei Sprunk fuhr der Postbus. Reichlich früh war ich da, aber das legte sich bald. Meine Großmutter und die „olle Tine“, Kindermädchen meines Vaters, winkten als ich – schon ein wenig stolz – vorbeiging.

Nur zu zwei fuhren wir ab Münsterberg. Der Bus kam extra aus Schöneberg, um uns zu holen. Ganz hinten links in der Ecke suchte ich mir einen Platz. Er wurde mein Stammplatz bis zum Abi. In Schöneberg⁸¹ kamen dann die Jansson Söhne aus Neukirch⁸² dazu. Sie hatten schon einige Kilometer Radfahrt hinter sich. Ich kannte sie vom Hörensagen, hatten wir doch 5 Pennerfamilien Verwandtschaft in Neukirch, die wir abwechselnd oft besuchten. „Nette Kerl“, dachte ich, doch noch ein wenig ängstlich. Sie stellten sich vor, ich sagte ihnen meinen Namen. Er war wohl zu lang, der Vorname, na und Dyck war auch nix. „Machen wir doch Dux daraus“, meinte der Ältere der Jansson Brüder, der fortan neben mir saß. Sein jüngerer Bruder saß mir gegenüber und stimmte auch gleich zu. Ja, und mit diesem

⁸¹ Heute Ostaszewo.

⁸² Heute Nowa Cerkiew.

„Dux“ hatte ich meinen Spitznamen weg fürs Leben. Auch heute heiß's bei jedem Treffen mit gleichaltrigen Landsleuten immer noch „Dux“. Mich freut s, zu hören.

Allmählich füllte sich der Bus, Schönsee, Neunhuben, Mennonitenkirche, Ladekopp, Molkerei Ladekopp und Ladekopp Ortsmitte. Dort kamen die Neuteicher dazu, mussten umsteigen, denn sie fuhren mit dem Linienbus an: Wie oft haben wir uns später gefreut, wenn dieser zu spät kam, wie er in Kalthof am Zoll mal wieder angehalten und besonders kontrolliert worden war. Hieß das nicht für uns, dass die Vokabeln der 1 Stunde schon abgefragt waren, wenn wir verspätet eintrafen. Getrost konnten wir ne runde Skat auflegen, statt zu pauken. Schultasche auf die Knie und los ging s. Sonst wurde Skat nur auf dem Rückweg gespielt. Und wie! Mit allen Raffinessen, Haken und Ösen. Exzellente Skatspieler wurden wir und das alles nur durch das Busfahren

Weiter ging s dann über Orloff⁸³ nach Tiegenhoff. An der Normaluhr stiegen wir aus, über die Stobbsche Brück, an der Deutschen Bank vorbei, schnurstracks ins Gymnasium. An den ersten Schultag erinnere ich mich nicht so recht. Ich weiß nur, daß wir 15 Knäblein waren und Oberlehrer August Wehmeyer mein erster Klassenlehrer wurde. Er blieb es 3 Jahre. Er war streng, aber stets gerecht, oft auch gefürchtet. Viel haben wir bei ihm gelernt in Rechnen und Deutsch. Vielleicht schreibe ich spätere mal etwas darüber.

„Zeppelin über Danzig“, „Unser Danzig“ 2006, Nr. 7, S. 22

Am 31. Juli 1932, also vor nunmehr über sieben Jahrzehnten, haben die Bürger der „Freien Stadt Danzig“ ein für die damalige Zeit besonders eindrucksvolles Spektakel erlebt: Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ kreist fast geräuschlos über die Häuser. Ganz Danzig war auf den Beinen, stand in den Gassen oder oben auf den Dächern.

„Unser Danzig“ berichtete in der Ausgabe vom Juli 1955 u.a. folgendes darüber:

Der denkwürdige Tag war der 31. Juli 1932. In Danzig fand die „Luposta“ statt, ihr zu Ehren kreuzte DFZ 127 „Graf Zeppelin“ über Danzig und landete auf dem Flughafen Langfuhr mit prominenten Fahrgästen aus Danzig und Deutschland, darunter Dr. Hoppenrath⁸⁴, Senfteben⁸⁵ und Rechtsanwalt Schwegmann⁸⁶, Fraktionsvorsitzender der Deutschnationalen Volkspartei.

Die Ankunft war für Vormittag 11 Uhr angekündigt, aber schon seit den frühen Morgenstunden pilgerte halb Danzig hinaus nach Langfuhr. Ein glühend heiße Tag war heraufgekommen, die Menge lagerte auf dem ehemaligen Exerzierplatz und belagerte die Erfrischungsstände, ungeduldig die Positionsmeldungen des Luftschiffes verfolgend, das von Friedrichshafen am Abend vorher aufgestiegen war

⁸³ Heute Orłowo.

⁸⁴ Julius Hoppenrath (1880–1960). Volkstagsabgeordneter Deutschnationale Volkspartei.

⁸⁵ Heinrich Senfteben (1882–1930). In den Jahren 1920–1933 Volksabgeordneter der Deutschnationale Volkspartei.

⁸⁶ Heinrich Schwegmann (1877–1946). Volkstagsabgeordneter (Deutschnationale Volkspartei).

und seine Reise über Rhein und Ruhr, Hamburg und Pommern angetreten hatte, allerdings unter Vermeidung des Korridors die letzte Etappe über See nehmend. Endlich hörte man von fern das tiefe Surren der Propeller. Und majestätisch näherte sich das Schiff von Zoppot her der Stadt. Silbrig glänzend zog es seine Kreise ruhig über die Danziger Bucht nach Neufahrwasser, die Westerplatte und die turmreiche Stadt, St. Marien umkreisend und durch Heben und Senken seines Buges grüßend, bis es über dem Flugplatz stand und sich fast senkrecht auf den Landeplatz niederließ. Dies Manöver erschien als das Wunderbarste eines solchen Riesenschiffs, es war kein elegantes Gleiten auf die Rollbahn wie bei Flugzeugen, sondern ähnlich dem der heutigen Hubschrauber. Die Maschinen gingen allmählich leiser, bis sie ganz schwiegen und der Riesenkörper, wie von unsichtbarer Hand geleitet, sich auf die Erde niederließ und die Haltemannschaften der Schutzpolizei die herabgelassenen Haltetaue ergriffen und ihn feste am Boden verankerten. Die im Vorschiff an der Unterseite angebracht Gondel berührte fast den Erdboden, eine kleine Treppe wurde herabgelassen, ihr entstiegen die Danziger, während die Weiterreisenden in der geräumigen Kabine es sich bequem machen konnten, nachdem mehr Platz geschaffen worden war. Die Kapelle Stieberitz spielte das Deutschlandlied, und ein Jubel ohnegleichen brach auf. Der Disziplin der Danziger und der Stärke des Landeskommandos war es zu danken, dass das Schiff nicht, wie später in Japan gestürmt und beschädigt wurde.

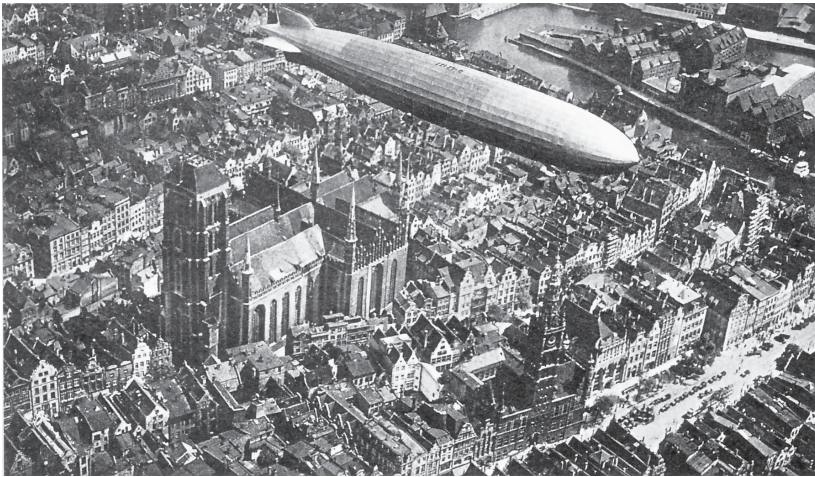


Abb. 16. Zeppelin über Danzig

Nach etwa zweistündigem Aufenthalt stieg der Luftkreuzer ebenso korrekt senkrecht in die Höhe, sobald die Maschinen angeworfen waren, um dann steil himmelan, etwa unter einem Winkel von 60 Grad, zu steigen und unter Hochrufen in Richtung Osten nach Danzig zu entschwinden, nochmals die Stadt grüßend, das Große Werder zu überfliegen, dem Hochmeisterschloß der Marienburg einen Luftbesuch abzustatten und dann die Reise nach Ostpreußen fortzusetzen. Auf der

Rückfahrt erschien es noch einmal über See und präsentierte sich, von der Abendsonne über Hela beschienen, in seiner ganzen eleganten Schönheit, ein Gruß aus dem alten Vaterlande, der uns Alten, besonders aber der damaligen Jugend unvergesslich bleiben wird.

VIII. PRESSE

Oscar Bechtle¹, In Danzig von 1928 bis 1945 (1–3), „Unser Danzig“ 2005, Nr.1, S. 15–22, 25; Nr. 2, S. 19–23; Nr. 3, S. 30–33

IN DANZIG VON 1928 BIS 1945

Zur Einführung:

Oscar Bechtle wurde 1895 in Esslingen geboren. Er heiratete als „Urschwabe“ in eine „urpreußische“ Familie ein. Der Vater seiner Frau Marita Pappritz stammte vom Rittergut Radach in der Neumark jenseits der Oder, die Mutter eine geborene Gregorovius, kam aus Ostpreußen. Der Großonkel Ferdinand Gregorovius war ein bekannter Historiker.

Zwischen den Polen einer behüteten Jugend-, Schul- und Ausbildungszeit in einem „Zeitungshaus“ im Schwabenland sowie der Soldatenzeit im ersten Weltkrieg führte der Lebensweg von Oskar Bechtle über Stuttgart, Leipzig, Berlin, Güppingen im großen Bogen nach Danzig, wo er als Verlagsleiter der „Danziger Neuesten Nachrichten“ tätig wurde. Die Periode in der Stadt an der Ostsee endete am Ende des Zweiten Weltkriegs, als er als Reserveoffizier der Luftwaffe zugeteilt wurde. Schließlich ging es, nun allerdings mit „leichtem Gepäck“, auf den Fußmarsch zurück nach Esslingen.

Aus dem Lebensbericht *Fünf Jahrzehnte – Vier Zeitalter- 1900–1950* von Oscar Bechtle entnehmen wir die folgenden Abschnitte, weil sie die Ereignisse der damaligen Zeit in Danzig mit interessanten Details bereichern.

Redaktion

ZUM GELEIT

Meine Erinnerungen erstrecken sich über die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ich habe in einem allzeit für Fröhlichkeit, Toleranz und allem Schönen aufge-

¹ Stephan H. Pfürtners erinnert sich: „Bechtle war ein hochgewachsener, gut aussehender Mann ... Er lud mich zum Mittag bei sich zu Hause ein und wollte wissen, was mich zu dem journalistischen Experiment trieb. Seine Frau, er und ich waren allein. Da machte er seinem Herzen Luft und fing an, auf die Nazis zu schimpfen: «Es macht keinen Spaß mehr, unter diesem Gesellen eine Zeitung zu machen. Sie schnüffeln ständig bei uns herein. Von Pressefreiheit kann nicht mehr die Rede sein. Gerade haben sie einem meiner besten Herren im Haus einen Artikel verboten. Und nun kommt er selbst noch in Gefahr. Es ist eine Schande, was wir uns alles bieten lassen müssen. ... «Aber ich will Ihnen nicht gleich am Angang den Spaß verderben», fuhr er fort, «nur müssen Sie wissen, was auf Sie zukommt». Er soll später seine Stelle aufgegeben haben und als ehemaliger Fliegeroffizier zur Luftwaffe zurückgegangen sein, in der Hoffnung, dort eine Nische gegenüber der braunen Politik zu finden“ (*Nicht ohne Hoffnungs- erlebte Geschichte 1922 bis 1945*, Stuttgart 2001, S. 260–261).

schlossenen Elternhaus eine glückliche Jugend gehabt. Ein gutes Fundament für mein späteres Leben.

Ein Jahr nach dem Abitur begann der erste Weltkrieg – mit allen Folgen –, der auch einen Berufswechsel auslöste. Dann erlebte ich noch einmal einen zweiten Krieg, der sich allerdings nicht mit dem ersten vergleichen ließ und der für mich noch einschneidender als der erste Weltkrieg wurde. Ein freundliches Schicksal ließ mich bei guter Gesundheit, trotz mehrerer Verwundungen und gefährvollem Leben, immer oben bleiben.

An der Schwelle des neunten Jahrzehntes eines Lebens, von dem man Anfang, Jugend und Schlußabschnitt in Esslingen erleben durfte, schaut man halt doch einmal zurück auf Genossenes und Erlebtes. Wenn auch oft nur schemenhaft, so leuchtet doch vieles immer wieder auf. Warte ich jetzt unter der roten Ampel in der Martinstraße auf die Vorbeifahrt des Autostromes und blicke die Bahnhofstraße zum Schelztor hinauf, da denke ich daran, dass nach der Jahrhundertwende dort die Häuserreihe an beiden Seiten noch durch Gärten unterbrochen war. Wo einst und wo heute eine tiefe Baugrube ein Geschäftshaus vorbereitet, da spielte man mit den Buben der Nachbarschaft in einem Gartenhäuschen.

Wenn man in einem Zeitungshaus geboren wurde, dann ist es kein Wunder, dass man von der schwarzen Kunst nicht mehr loskommt. Von diesem Haus, das am Stadtrand und doch am Marktplatz gelegen war, führte später der Weg über Stuttgart, Leipzig, Berlin, Göppingen und im großen Bogen über Danzig, dann allerdings mit sehr leichtem Gepäck und auf dem Fußmarsch von Hamburg aus wieder nach Esslingen.

DANZIG 1928 BIS 1945

Ich wäre gerne auch einmal nach Norddeutschland gegangen. Eines Tages sprach mich ein Textilfabrikant auf der Straße an und machte mich auf ein Inserat in der „Frankfurter Zeitung“ aufmerksam, in dem ein Verlagsleiter für einen verstorbenen Herrn gesucht wurde. Der Verleger, Gustav Fuchs², aus Heilbronn gebürtig, hatte 1894 die „Neuesten Nachrichten“ gegründet und diese rasch zu der größten Tageszeitung unter den sechs bestehenden gemacht. Höchstaufgabe 91 000 Exemplare. Er hatte auch die „Württembergische Zeitung“ in Stuttgart gegründet und wurde nach der Verschmelzung mit dem „Tagblatt“ Aufsichtsratsvorsitzender des Stuttgarter Zeitungsverlags, Direktor Esser versprach Unterstützung, wenn ich auch kaum annahm, bei dem großen Andrang nach dem in Berlin und Frankfurt veröffentlichten Inserat Erfolg zu haben.

Martin meinte, größer als 20 Pfennig Porto sei das Risiko ja nicht. Und so geschah es. Lange hörte ich nichts. Der Kündigungstermin 15. November nahte. Am 7. November 1927 wurde ich nach Danzig ans Krankenbett des alten Herrn in seinem Haus in Zoppot bestellt. Er war zuckerkrank, beinamputiert. Sein Sohn,

² Gustav Fuchs (1857–1929). Verleger. Er war Vorsitzender des Danziger Zeitungsverlegervereins und Vorstandsmitglied des Verein deutscher Zeitungsverleger.

Dr. Hans Fuchs³, war Jahrgang 1892. Der Nachfolger des verstorbenen Verlagsleiter sollte jünger sein. Daß ich Schwabe war, aus einer alten Familie stammte und außerdem schon einen Frack besaß, galten als Pluspunkte.

Ich fuhr mit sehr befriedigenden Bedingungen in der Tasche zurück: unwahrscheinliches Gehalt (das Doppelte von Göppingen), Tantieme, Dienstwohnung. Aber eine endgültige Zusage, um die ich bis 15. November bitten musste, hatte ich noch nicht. Dieser Tag brach an. Aus Danzig keine Nachricht. Inzwischen hatte ich eine andere Zeitungsverbindung zu Ventzki aufgenommen (Speyer Klamt und Landsberg Warthe), die nun auch auf Antwort warteten. Marita sagte: „Jetzt essen wir erst einmal zu Abend!“. Und da kam in letzter Stunde die telegraphische Zusage aus Danzig für den 1. Januar 1928. Allerdings mit einem Jahr Probezeit, was mir aber damals keinen Kummer bereitete.

Zusage. Marita und Sohn blieben zunächst in Göppingen. Wir feierten Silvester und Abschied auf dem Bödele oberhalb Dornbirn. Anfang Januar traf ich an einem kalten Wintermorgen im verschneiten Danzig ein.

Als ich in der Früher des 6. Januar 1928 in Marienburg⁴ durch das Schlafwagenfenster schaute, lag ein goldener Sonnenschein auf den verschneiten Dächern und Türmen der alten Ordensfestung. Dieser Anblick gab mir irgendwie besonderen Mut zur Bewältigung der bevorstehenden Aufgaben in der Freien Stadt, die mir bisher, wie vielen Deutschen, unbekannt war und die in den Jahrzehnten darauf eine so große weltpolitische Rolle spielen sollte.

Ich fand in Verlag und Druckerei erfreulicherweise sehr angenehme Verhältnisse vor. Der Schwabe hatte es zwar nicht leicht. Mein verstorbener Vorgänger, Bähre, war sehr populär gewesen und hatte als Logenbruder und Vorstand des Männergesangsvereins eine gesellschaftliche Rolle gespielt. Der 70jährige Verleger und Gründer der „Danziger Neuesten Nachrichten“, aus Heilbronn gebürtig, sein Sohn Dr. Hans Fuchs ein zurückhaltender, sehr gebildeter Mann, großer Musikfreund, 1892 in Danzig geboren. Dessen Frau, die Tochter des Theaterintendanten. Die Mutter Fuchs, Offizierstochter aus Württemberg. Ich traf also ein nicht ganz fremdes, gutbürgerliches Familienmilieu an.

Die Einarbeitung ging sehr rasch vor sich. 1928 waren verhältnismäßig ruhige Zeiten. Ebenso traf ich ausgezeichnete und großzügige finanzielle Verhältnisse an. Wenn ich da an Stuttgart und Göppingen dachte! Technisch war die Druckerei sehr modern. Zwölf Linotypes und zwei 64-seitige MAN-Rotationsmaschinen standen in einem großen, 1912 errichteten Neubau zwischen Breit- und Johannisgasse in der Nähe des Krantors. Die zehn Herren der Redaktion alle sehr gebildet, sie spielten vielfach in Politik und Gesellschaft eine Rolle.

In den nächsten Jahren gab es für den jungen Verlagsleiter vieles zu modernisieren. Der Chef ließ mir relativ freie Hand. In dem aus München kommenden Dr. Kurt Brunner (1900) fand ich einen peniblen, ausgezeichneten Fachmann für den Vertrieb. Den Werbeleiter Zielinsky mussten wir leider- er war schon 25 Jahre

³ Hans Fuchs (1892–1945). Verleger.

⁴ Heute Malbork.

im Hause tätig- überstürzt pensionieren. Als Bub war er in Polen getauft worden und 1935 nicht mehr bei der Zeitung zu halten. Sein späteres Schicksal hat mich sehr bewegt und brachte dabei Enttäuschung über manchen Mitarbeiter. Mit Zielinsky hatte ich viel Reisen nach Polen, Warschau, Krakau und Lemberg unternommen, wo wir Anzeigeninteressen hatten. Durch die Zollunion mit Polen war Danzig wirtschaftlich sehr stark mit diesem Land verbunden. Auch Papier, Farbe und ähnliches war nur von dort zu beziehen.

In Warschau hatten wir ein eigenes Redaktionsbüro mit Herrn Kulschewski. Er ist, wie ich erst bei Kriegsende erfuhr, 1942 auf der Jagd bei Krakau von Partisanen erschossen worden.

Aus allem geht hervor, dass ein Verlagsleiter dort allerhand zu tun hatte. Aber da ich die Arbeit schon immer- und das nicht nur aus Erleichterungsgründen- delegiert habe, blieb immer noch reichlich Zeit für das familiäre und gesellschaftliche Leben.

DANZIGER GESELLSCHAFT

Das gesellschaftliche Leben spielte in der alten Hansestadt eine besondere Rolle. Der Frack war ein oft gebrauchtes Kleidungsstück, da das kleine Staatswesen mit seiner internationalen Stellung, Völkerbund und 36 Konsulaten neben anderen reichlich gesellschaftliche Empfänge veranstaltete. Ich wurde bald Mitglied des neugegründeten Übersee-Clubs und kam dadurch- sehr anregend für den Binnenländer- mit vielen Ausländern, namentlich Skandinaviern (Sven Hellquist⁵ u.a.) zusammen. Privat hatten wir bald einen sehr umfangreichen Verkehr, der sich vielfach auch zu heute noch bestehenden Freundschaften verdichtete: Ärzte, Architekten, Schauspieler vor allen.

Auf sportliche Ebene war natürlich vor allem das Zoppoter Tennis maßgebend. Ich beteiligte mich auch des öfteren an Turnieren. Selbst zum Reiten hatte ich Gelegenheit. Ein Bekannter war froh, dass ich sein Pferd hin und wieder ritt. Ein paar Mal konnte ich auch an Jagden teilnehmen. Besonders erinnere ich mich an die jährliche Hubertusjagd. Sie begann auf dem Langfuhrer Exerzierplatz, ging ein Stück durch die See am Glettkauer Seesteg und endete auf dem Zoppoter Rennplatz.

1930 übernahm ich die Vorstandschaft des heute 70jährigen Schwimmclubs Neptun und bekam Verbindung mit der Jugend. Wettkämpfe in Stettin, Königsberg und Breslau; dann in Polen (Kattowitz, Posen usw.) wurden erfolgreich mit-besucht. Danzig hatte kein Hallenbad, wir konnten vor Kriegsausbruch als Gäste im Hallenbad im polnischen Gdingen etwas trainieren.

SOMMERZEIT IN ZOPPOT

Zwölf Jahre lang, von Pfingsten bis September, hatten wir zusammen mit den Freunden Tiede in der Zoppoter Parkstraße 69⁶ ein Sommerhäuschen gemietet. Der Garten ging direkt zur See hinaus. Es war eine unvergessliche Zeit.

⁵ Sven Hellquist (1894–1964). Pastor. Siehe die Erinnerungen: V.R. Jansson, *Często myślę o Gdańsku*, Gdańsk 2005.

⁶ Parkowa, auch heute ulica Parkowa.

Frühmorgens nach 6 Uhr das Bad in der See. Dann gings mit den beiderseitigen Kindern im Auto ins Büro bzw. in die Schule nach dem 12 Kilometer entfernten Danzig durch die Langfuhrter Allee. Im Sommer war in Danzig- wie überhaupt im Osten- nachmittags, wenn nichts besonders vorlag, früh Geschäftsschluß. Man genoß die helle Sommerzeit Zoppot brachte natürlich verstärkten Fremdenbesuch dienstlicher und privater Art, und da blieb man oft auf dem Seesteg und im Kasinohotel länger hängen. Wie man das nur durchgehalten hat! Die Nächte waren nicht nur sehr kurz, sondern auch sehr hell, da droben im Osten.

Höhepunkte des Jahres waren die Tage der Zoppoter Waldoper. In der letzten Juli – und ersten – Augustwoche wurden immer je zwei Wagneroper n gegeben. Dirigenten und Sänger von internationalen Format und von Bedeutung. Zoppot galt als Bayreuth des Ostens und wurde von Berlin stark subventioniert. Es war die einzige Möglichkeit für die Korridordeutschen, Wagneropern zu erleben. Auch aus Stuttgart traf ich Bekannte, Soot⁷, Martha Fuchs⁸, Felix Fleischer. Verleger Fuchs veranstaltete dann immer einen Empfang für die Künstler in seinem Zoppoter Sommerhaus hoch über die Stadt. Ich erinnere mich auch an den sehr nervösen Hans Pfitzner⁹, der auch einmal dort dirigiert hatte neben Max von Schillings¹⁰, Robert Heger¹¹, Siegfried Wagner¹², Max Tutein und anderen Größen.

POLITISCHE SCHWIERIGKEITEN

Nicht immer aber herrschte nur Trubel und Heiterkeit. Unsere „Neuesten Nachrichten“ gerieten oft in politischen Wirbel. Die Zeitung wurde trotz ihrer nationalliberalen Grundhaltung von den Polen argwöhnisch beobachtet und einige male in Polen verboten, d.h. nicht verboten, aber man entzog auf dem Verwaltungsweg das „Post-Debit“, also die Postbeförderung. Wir mussten dann oft Schleichwege, sogar einmal über Gleiwitz-Kattowitz, benützen, um in Polen ausliefern zu können.

Auf der innenpolitischen Seite war es die erstarkende NSDAP, der unsere Richtung nicht passte. 1935 kann nach dem Ziehm-Senat (Deutschnationale und Zentrum) der NS-Senat mit Rauschning¹³ und Greiser¹⁴. Diese erschienen bei uns und verlangten die Aufnahme ihres Gauschriftwarts Zarske¹⁵, eines früheren Sparkassenlehrlings, als Hauptschriftleiter. Kurz vorher hatten wir aber Hans Fuchs

⁷ Fritz Soot (1878–1965). Sänger. Von 1924 bis 1931 an die Festspielen in Zoppot.

⁸ Marta Fuchs (1898–1974) Opernsängerin. In den Jahren 1930–1944 in der Staatoper Dresden, zugleich Berliner Staatsopere und Bayreuth.

⁹ Pfitzner Hans (1869–1949). Komponist.

¹⁰ Max von Schillings (1868–1933).Komponist.

¹¹ Heger Robert (1886–1978). Komponist, Musiksdirektor.

¹² Siegfried Wagner (1869–1930). Komponist. 1906 übertrug ihm Cosima Wagner, seine Mutter, die Leitung des Bayareuther Festspiele.

¹³ Hermann Rauschning (1887–1982). 1931 veröffentlichte seine Doktorarbeit *Geschichte der Musik und Musikpflege in Danzig*. 1933–1934 Präsident des Danziger Senats, 1936 emigrierte. Verfasser der Bücher über den NS, „Gespräche mit Hitler“, „Revolution des Nihilismus“ kuszwa u.a. Seit 1948 Farmer in den USA.

¹⁴ Arthur Greiser (1897–1946).

¹⁵ Zarske Wilhelm (geb. 1910). Journalist.

als Hauptschriftleiter und mich als dessen Stellvertreter im Impressum erscheinen lassen, so war der erste Angriff erst einmal abgeschlagen. Dafür wurde die bisherige NS-Wochenzeitung „Der Danziger Vorposten“ zur Tageszeitung gemacht, was uns wachsende Sorgen bereitete. Die DNN wurden übrigens am 15. September 1944 aus kriegsbedingten Gründen eingestellt. Der „Vorposten“ erschien bis zum Untergang der Stadt.

DANZIG SEHR ZEITUNGSFREUDIG

Danzig hatte bis 1935 eine große Anzahl Tageszeitungen. Da waren von rechts nach links außer den DNN die „Danziger Allgemeine Zeitung“¹⁶, deutschnational. Dann die „Danziger Zeitung“¹⁷, liberale Morgenzeitung in unserem Besitz, aber bei der A.W. Kafemann GmbH (ebenfalls in Fuchsschem Besitz und später zur linken Hand von mir saniert und geleitet) gedruckt. Weil „Danziger Landeszeitung“¹⁸ (Zentrum). Mit deren Leiter, Feldhus, war ich direkt befreundet. Ferner gab es die „Volkszeitung“¹⁹, stramm sozialdemokratisch, Kollege Brost²⁰, heute Mitinhaber der „WAZ“ in Essen, der auflagenstärksten Abonnementszeitung der Bundesrepublik.

Für die Polen erschien beinahe unter Ausschluß der Öffentlichkeit die „Baltische Presse“²¹ und die „Gazeta Gdańska“²². Bis auf die Polen wurden die anderen Zeitungen von den Nazis allmählich unterdrückt. Es gab viele Prozesse, da sich die Verlage beim Hohen Kommissar und in Genf beschwerten, jeweils aber ohne Dauererfolg. Auch wir hatten oft auf dem hohen Turmseil zu balancieren, da so lange wie möglich versucht wurde, etwas klarere Luft in die Berichterstattung und Kommentierung



Abb. 17. Das Gebäude der „Danziger Neueste Nachrichten“ in der Breitgasse

¹⁶ „Danziger Allgemeine Zeitung“. Presseorgan der Deutschnationale Volkspartei (1878–1934).

¹⁷ „Danziger Zeitung“. Das beknnte Danziger Tagesblatt (1858–1930).

¹⁸ „Danziger Landeszeitung“. Presseorgan der Zentrumspartei (1925–1936).

¹⁹ „Danziger Volksstimme“. Presseorgan der SPD (1920–1936).

²⁰ Erich Brost (1903.1995). Volkstagsabgeordneter SPD. 1936 Emigration: Polen, Schweden, Finnland, Großbritannien. In der BRD Verleger WAZ.

²¹ „Baltische Presse“. Polnische Zeitung (1923–1931).

²² „Gazeta Gdańska“. Polnische Zeitung (1891–1939).

z bringen. Nur ein Beispiel für solche Schwierigkeiten: Am 1. Mai 1936 erklärte Hitler auf dem Tempelhofer Feld, Abwertung sei Volksbetrug. Am gleichen Tag erläuterte Gauleiter Forster auf der Mai-Kundgebung, die soeben erfolgte 42%ige Abwertung- des Danziger Gulden sei notwendig und das einzig Richtige gewesen. Die eine Rede haben wir dann auf Seite 1, die andere auf Seite 3 – alles kommentarlos – gebracht.

Einmal wurde ich vom Gauleiter sogar wegen meines Fingerspitzen gefühls gelobt. Der 30. Juni 1934, der Röhm-Putsch- es war ein Samstag- wurde vom „Vorposten“ zu einer großen Sonderausgabe benutzt. Für uns sollte ich gleiches entscheiden. Da ich aber mit meinem Buben irgendwo in den Dünen an der See lag, unterblieb die Sonderausgabe und ich wurde ob meines Feingefühls gelobt.

Unser Politiker, Friedrich von Wilpert, war ein Meister der Zwischenden-Zeilen-Schreibens. Seine Samstags-Randbemerkungen wurden darob viel beachtet. Aber freitags hatten wir zuvor immer harte Diskussionen. Wilpert kommentierte auch im Rundfunk. Er hatte beim Gauleiter etwas lockere Zügel, da er bei einem Abend im Gauhaus aufgrund einer Wette die Treppe auf den Händen hinaufstellte. Dies muß Gauleiter Forster imponiert haben. Später hatte dann Wilpert doch Schwierigkeiten bekommen, als er u.a. die Balten als ein typisches Herrenvolk bezeichnete. Er war selbst Balte und landete, wie so viele im Kriege, beim stellvertretenden Generalkommando.

Oskar Bechtle, In Danzig von 1928 bis 1945 (2), „Unser Danzig“ 2005, Nr. 2, S. 19–25.

WIR BEKOMMEN DIE GEWÜNSCHTE TOCHTER

Während ich mit Freund Guido Allmendinger, unserem schwäbischen Handelsredakteur, am 24. November 1931, bei einer Besprechung im Danziger Tabakmonopol war, erhielt ich einen Anruf von Mutter Pappritz, die zur Schlussrunde nach Danzig gekommen war, dass ich Vater einer Tochter sei. Die Geburt geschah im Storchenhaus in Langfuhr, der Staatlichen Frauenklinik bei Professor Fuchs (aber nur ein Namensvetter meines Verlegers)). Es ging alles gut. Freude ringsum. Eine Panne mit dem Geburtsort gab es erst 1955, als ich dem Standesbeamten bei der Heirat der Tochter lang und breit erklären musste, dass Langfuhr und Danzig das gleiche sei und warum es damals Ausland Paß und Geburtsort hatten einmal Langfuhr und das andere Mal Danzig samt Guldenstempel enthalten.

Im Mai 1932 fand eine fulminante Taufe statt. Zunächst in der berühmten Taufkapelle in der Johanniskirche gegenüber unserer Wohnung auf der Rückseite des Verlagsgebäudes. Dr. Fuchs und Frau Lameys und von Meilbom waren u.a. unsere Gäste. Das Menü wurde vom „Warmen Bodenburg“, dem Danziger Gourmetlokal, bezogen und begann mit Möweneiern.

Fast wäre der Taufvater um 17 Uhr zu spät gekommen. Es war ein längerer Buchdruckerstreik gewesen und wir hatten schon seit 9 Uhr früh verhandelt. Ich war Arbeitgebervertreter der Tarifkommission, Gott sei es geklagt. Schon früher

hatte ich manch harten Strauß mit meinem Gegner von der Gewerkschaft, Töpfer²³ mit Namen, ausgefochten, wenn wir uns auch sonst in solchen Dingen im Unreinen besprachen. Diesmal war er hartnäckiger als sonst. Um 16.30 Uhr sagte ich in der Verhandlungskommission, ich müsse jetzt unterbrechen, eine Einigung scheine doch in Sicht zu sein. Um 17 Uhr werde meine Tochter getauft. Freund Töpfer meinte, dass sei ein Grund, er halte mich telefonisch auf dem laufenden, wenn ich aus der Kirche käme. Das war auch der Fall, indem er gerade, als ich nach Hause kam, anrief, mir gratulierte und guten Appetit wünschte. Man hatte sich in diesem Moment geeinigt. Das war wirklich ein schönes Taufgeschenk.

Töpfer, ein SPD- Abgeordneter, emigrierte nach Schweden. Das erste Auslandspaket an mich nach dem Kriege stammte von ihm.

SOLLTE MAN WIEDER SOLDAT WERDEN?

Die Zukunft der bürgerlichen Presse schien mir auf die Dauer aber doch etwas zweifelhaft. Da kam die Anfrage von Freund Wilhelm Speidel aus dem Luftfahrtministerium (1936), ob ich keine Lust hätte, zur Luftwaffe zu gehen. Marita war nicht dafür. Natürlich hatte es einen doch gejuht! Ich war gerade noch 40 Jahre alt. Da war aber mein Verleger, der seit seiner Darmoperation 1936 und deren Folgen doch sehr angeschlagen war und mir immer mehr alles überlassen hatte. Sollte ich ihn im Stich lassen? Was hatte ich für Zukunftsgarantien bei der bürgerlichen Presse? Dr. Fuchs bekniete mich natürlich sehr, dazubleiben, verbesserte Vertrag und Altersversorgung. Dazu bekam ich einen kleinen Anteil der Druckerei und – Verlags-GmbH A.W. Kafemann, der gerade das letzte Buch von Max Halbe²⁴, „*Scholle und Schicksal*“, herausbrachte. Ich selbst war auch im Zweifel, wie ich mich in die militärische Unterordnung einfügen würde nach so viel Selbstständigkeit, dazu bei einem wesentlich kleineren Gehalt. Ich sagte also bei General Kastner, dem Personalchef der Luftwaffe, ab. Wilhelm Speidel war nicht erfreut. War's richtig? General wäre ich dann sicher, im Erlebensfall geworden mit einer heute unvergleichlich besseren Versorgung.

Ende November 1939 teilte mir Dr. Fuchs eines schönen Abends mit, er könne den Betrieb nicht mehr halten und gehe auf das Angebot der Vera Verlags GmbH-Auffangsgesellschaft für bürgerliche Zeitungen- auf örtlichen Vertreter des persönlich haftenden Gesellschafters, also der Vera, Berlin, mit allen Vollmachten übernehmen. Ich solle nach Berlin zu dem bekannten Bürgermeister Winkler²⁵ hatte seit Stresemann²⁶ die Ost-Zeitungen betreut und war Vera-Direktor geworden.

²³ Karl Töpfer (1888–1967). Sozialdemokratischer Volkstagsabgeordneter. 1937 Emigration nach Schweden. Nach Kriegsende Rückkehr nach Deutschland.

²⁴ Max Halbe (1865–1944). Schriftsteller. Der Verfasser u.a. Drama „Jugend“ (1893), seinen größten Erfolg.

²⁵ Max Winkler (1875–1961), Bürgermeister in Graudenz. 1925–1933 Mitglied verschiedener Gremien und Institutionen, die über die finanzielle Hilfe für die Deutschen in Polen und in der Freien Stadt Danzig, entschieden.

²⁶ Gustav Stresemann (1878–1929). Politiker. Außenminister und Reichkanzler. 1926 erhielt er Friedensnobelpreis.

Ich fuhr also in die Brückenallee 3 zu Winkler, der mir zur Gehaltsfrage erklärte, Tantiemen seien nicht sozialistisch, dafür konnte ich 6 000 RM mehr Gehalt haben. Ich müsse mich aber bis 17 Uhr nachmittags entscheiden wurde mir entgegen, als ich Bedenkzeit erbat. Ich ging am Wannsee, nichtgerade frogelaunt, spazieren und sagte dann doch zu. Erstens war ich auf der schwächeren Seite, und zweitens sagte ich mir, nach dem Krieg wird doch alles anders wurde, ahnte ich nicht.

STUTTGARTER KÜNSTLER IN ZOPPOT

Max von Schillings brachte auch manchen Stuttgarter Künstler zur Zoppoter Walddoper. Martha Fuchs, die Sopranistin (Isolde, Brünhilde, Kundry in Bayreuth) immer wieder in Zoppot, sagte einmal zu mir, anfangs sei man wegen der Aufführung im Wald misstrauisch gewesen. Man wurde aber rasch von Akustik und Waldesstimmung, ja von der Ostseeatmosphäre bekehrt und kam immer wieder. Man konnte dabei auch Ferien machen, bekam in Zoppot sein Salär in Devisen und fand, heimgekehrt, dann sein Gehalt auf dem deutschen Konto vor.

Hoch über die Stadt war das Sommerhaus, daß sich Senator Fuchs aus schwedischen Holz hatte bauen lassen. Jedes Jahr gab es dort für die Künstler einen berühmten Tee, zu dem es sehr gesuchte Einladungen für die Danziger mit dem Präsidenten an der Spitze gab. Dort traf ich auch die Stuttgarter Fritz Soot von der Staatsoper Berlin, einen trink- und festesfreudigen Tenor, Felix Fleischer, den Bariton, Georg Frick, den Bassisten, die sich jedes Jahr auf die Zoppoter Ferien freuten. Auch Max Roth²⁷ war mit von der Partie. Mit Fleischer und Biberti und Steinböck vom Schauspiel, die ich von Stuttgart her gut kannte, machte ich einmal eine Ostpreußen-Partie. Der Weimarer Störing war im Anschluß an „Lohengrin“ auch dabei. Zuerst brachte ich Hans Viktor um 7 Uhr in der Frühe zur Schule nach Danzig, und Störing machte es einen Mordsspaß, dass der Junge zu dieser Uhrzeit schon die spendierte Doppelportion Eis verzehren konnte. In besonderer Erinnerung aus dieser Zeit bleibt der Wiener Beckmesser von Wiedemann und der David von Stolze.

Der musikalische Rocher de Bronze war der Österreicher Max Tutein²⁸, der die Proben als Danziger Kapellmeister übernahm und bei jeder Gelegenheit beriet und einsprang. Er hat nach dem Krieg noch in seiner Heimatstadt Graz gewirkt, wo er hochbetagt verstarb. Ich erinnere mich, wie Pfitzner in einer Generalprobe, etwas nervös geworden steckenblieb und rief: „Tutein, wo stecken Sie? Kommen Sie doch endlich zu uns!“.

Eines der ersten Konzerte in Esslingen nach dem Krieg dirigierte ein alter Zoppoter, Robert Heger aus München. Wir kamen nach dem Konzert in dem öden Gemeindehaussaal so ins Schwärmen und Schwätzen, bis der Hausmeister meinte, er müsse jetzt endlich das Licht ausmachen. Auch Heger weilte jetzt nicht mehr unter den Lebenden, wie die meisten anderen Künstler.

²⁷ Max Roth (1886–1932). Bassbariton in den Jahren 1926–1940 bei den Festspielen in Zoppot.

²⁸ Max Tutein (1887–1984). Seit 1918 bis 1928 in Danzig und Zoppot.

UMGANG MIT KÜNSTLERN

Danzig lag für Künstler der Oper und des Schauspiels durchaus nicht am Rande. Im Gegenteil. Von Reichswegen erfuhr die Stadt zwischen See und Korridor am Westrande des abgeschnittenen Ostpreußen besondere Förderung. Der Schwiegervater Schaper²⁹ meines kunstfreudigen Verlegers, ein auch ausgezeichnete Pianist, war der langjährige Intendant des Danziger Stadttheaters. Der Verlag der DNN hatte neben den Redaktionskarten ständig auch zwei Plätze im ersten Rang. Das wurde sehr genossen. Insbesondere auch von meiner Frau, die es fertigbrachte, dreimal an einem Tag, bei Maninee, Weihnachtsmärchen und abends „Don Carlos“ im Theater zu sein. Alle maßgebenden Schauspieler- von Jannings³⁰, Käthe Gold und Balser- haben wir erlebt. Söhnker war lange Jahre engagiert. Mit Albert Kruchen, später Intendant in Bielefeld und Oberhausen waren wir befreundet.

Im Dritten Reich wurde das Theater umgebaut und sehr üppig ausgestattet. Entsprechend dem Geschmack des Gauleiters Forster stark mit Operetten bestückt. Bei der Einweihung, hatte ich Gelegenheit, sehr eingehend die von mir sitzende Frau Magda Goebbels³¹ zu betrachten; eine sehr elegante Erscheinung, die von der übrigen Prominenz damals eine etwas distanzierte Haltung hatte.

Im Danziger Theater habe ich auch einmal einen großen Theaterskandal erlebt. Auf der Durchreise nach Moskau gab eine Berliner Theatergruppe „Cyankali“ von Friedrich Wolf. Der katholische Jungmännerverein hatte zu einer Demonstration aufgerufen und verschiedene Mitglieder unerkant zunächst im Theater verteilt. Ich hatte noch einen Platz in der ersten Reihe erhalten. Vor mir saß im Orchestergraben unter anderen Söhnker. Das Stück fängt damit an, dass ein junges Mädchen zu seinem Vater sagt: „Ausgeblieben“. Damit fing überall schon ein Räuspern und Husten an.

Das Stück wurde bekanntlich von dem kommunistischen Arzt Dr. Wolf verfasst, es geht um Abtreibung. Der Fabrikantentochter wird geholfen, die Arbeitertochter wird moralisch usw. verurteilt und im Stich gelassen. Nach kurzer Zeit flogen Eier und Tomaten auf die Bühne. Die Polizei versuchte, die Ruhestörer zu entfernen. Jeder diskutierte mit jedem, Söhnker als Pro-Sprecher besonders laut. Der Vorhang blieb offen. Die Vorstellung ging bei beleuchtetem Haus aber mit dauernden Unterbrechungen weiter. Zum Schluß wurde das Ensemble zum Bahnhof Richtung Polen gebracht. Erwähnen möchte ich noch, dass bei offenen Türen gespielt werden musste, weil Tränengasbomben geworfen wurden.

DIE ZOPPOTER WALDOPER

Unvergesslich die Zoppoter Waldoper! Sie hatte sich zu einem Bayreuth des Ostens entwickelt. Die Deutschen aus Polen pilgerten ebenso wie die wenigen vom „Reich“ abgeschnittenen Danziger und Ostpreußen zu der 20 Minuten oberhalb Zoppot im Wald gelegenen Festspielstätte. Sie fasste 6 000 Zuschauer und erfreute

²⁹ Rudolf Schaper (1868–1940). Seit 1916 bis 1931 war er Generalintendant des Danzigers Theaters.

³⁰ Emil Jannings (1884–1950). Galt als einer der bedeutendsten Schauspieler seiner Zeit. Ein Höhepunkt seiner Filmkunst war die Rolle in „Der blaue Engel“.

³¹ Magda Goebbels (1901–1945). 1931 verheiratet mit Joseph Goebbels.

die Zuhörer mit einer einmaligen Akustik. Die 60 Meter breite Bühne wurde mit einem rollenbewegten, laubbestückten, acht meter hohen Vorhang abgeschlossen, vor dem das 120 Mann starke Orchester unter einem beweglichen Dach saß.

Aber weniger die Technik war das Faszinierende, sondern die berühmtesten Sänger und Musiker waren es, die aus dem ganzen Reich in den Sommerwochen mit finanzieller Unterstützung Berlins- hier zusammenkamen. Als Max von Schillings (der Stuttgarter Operndirigent, von 1908 bis 1918 mit 45 Uraufführungen in zehn Jahren- in Stuttgart damals die Königliche Oper) die Leitung der Waldoper in den zwanziger Jahren übernahm, wurden nur noch Wagner-Opern (einschließlich „Rienzi“) gegeben. Zoppot hatte wirklich Weltruf erlangt³².

Wenn ich an Schillings denke: unvergesslich 1916 ein Gastspiel der Stuttgarter Hofoper am Liller Theater. 15 Kilometer hinter der Front. Als man nach der sonigen Festwiese der „Meistersinger“ aus dem Theater kam, Leuchtkugeln zuckten, Kanonnendonner an der Westfront. Dann ging es wieder mit dem Einspänner zusammen mit meinem Bruder nach Kortevilde in den Opernbogen.

Die Zoppoter Aufführungen, jeweils zwei Wagner-Opern alternierend fanden, wie schon erwähnt, in der letzten Juli- und ersten Augustwoche statt. Der erste Akt in der Abenddämmerung, die beiden anderen im nächtlichen Dunkel bei Scheinwerferlicht. Ich habe eigentlich nur zweimal erlebt, dass die Aufführung wegen Regen abgebrochen werden musste. Der abendliche Pilgerzug hinauf in den Wald brachte die richtige Einstimmung, bis Fanfarenklänge den Beginn ankündigten. Erstaunlich, wie Regisseur Merz- nach Schaper Intendant des Danziger Theaters und besessener Waldopernmann- mit der Riesenbühne fertig wurde, unterstützt von der Bühnenbildnerin, seiner Frau, die, obwohl nicht arisch, sich unter Gauleiters oder Goebbels Fittichen- wenn auch verdeckt- halten konnte. Zum letzten Mal ertönten die Klänge Richard Wagners Anfang August 1939. Wie Leichenfinger zeichneten Scheinwerfer den kaum zehn Kilometer entfernten polnischen Kriegshafen Gdingen hinter der Bühnenfront ab Götterdämmerung.

KONZERT IM HAUSE FUCHS

Wenige Jahre vor dem ersten Weltkrieg waren die Gebäude des Verlags der „Danziger Neuesten Nachrichten“ in der Breitgasse entstanden. Diese führte zum Krantor hinunter. Fünf Häuser, zu einer Front zusammengefasst, erhielten die alten Nummern 90–94. Im Erdgeschoß Anzeigen und Vertrieb samt Schalterhalle. Im ersten Stock die Redaktion und Verleger. Darüber im zweiten Stockwerk die Wohnung der Verlegerfamilie. Senator Fuchs hatte großzügig einen Musiksaal eingebaut, der ca. 60 Personen Platz bot. Als ich mich 1928 beim Verlag anmeldete,

³² Die 1909 gegründete Waldoper war die erste Waldbühne im Kaiserreich und von Anfang an hatte sie einen guten Besuch. 1922 eröffnete man in Zoppot die Richard-Wagner Festspiele, im großen Maße dank der Künstler aus dem Reich und dank der finanziellen Mittel, auch aus Deutschland. In der Waldoper wurden alle Werke von Richard Wagner aufgeführt. Sie war die einzige überregionale Szene in der Freien Stadt Danzig.

fragte der Senator mich, ob ich einen Frack besitze, er lege Wert darauf, daß seine leitende Herren in der Gesellschaft auftreten könnten.

1928 brauchte ich dieses Bekleidungsstück zum ersten Mal. Dr. Fuchs hatte zu einem Hauskonzert der mir von Stuttgart her bekannten Sigrid Hoffmann-Onegin (Honorar unter Hand geflüstert 3 000 Gulden) eingeladen. Es waren die Spitzen Danzigs und das konsularische Korps anwesend. Nebenbei es gab 36 General- und Konsulate. Der Sohn Hans Fuchs führte die Sängerin herein, ich trug einen Rosenstrauß hinterher, den aus Heilbronn gebürtige Gustav Fuchs mit einer kleinen Ansprache in Erinnerung seiner schwäbischen Heimat, überreichte. Um 22 Uhr fand dann, anschließend an das Konzert, ein Abendessen in den Wohnräumen statt. So lebte damals das kultivierte Bürgertum. Ein Glanz fiel dabei auch auf die Zeitung. Die Sängerin bestätigte mir, dem Esslinger, dass sie ihr erstes Konzert in Esslingen (Oratorienverein 1917) in Kugels Saal gegeben hatte. Wilhelm Nagel bestätigte mir dies später einmal.

Im Hause Fuchs fanden sich immer viele Künstler ein. Kempf, Pfitzner, Edwin Fischer standen unter anderen im Gästebuch. Mit letzterem fuhr ich im D-Zug nach Berlin und kam pokulierend nicht aus dem Speisewagon heraus.

Das Velagsgebäude existiert heute nicht mehr³³. Von 1940 an wohnte ich in den Räumen des zweiten Stocks. Im Saal spielte mein Sohn mit seiner Märklin-Eisenbahn. Ich glaube, der junge Ehmke, beide vom Städtischen Gymnasium, war auch dabei. Später schlug der Betriebsarzt seinen Behandlungsraum dort auf.

Nr. 3 Das Verlagsgebäude existiert heute nicht mehr. Von 1940 an wohnte ich in den Räumen des zweiten Stocks. Im Saal spielte mein Sohn mit seiner Märklin-Eisenbahn. Ich glaube, der junge Ehmke, beide vom Städtischen Gymnasium, war auch dabei. Später schlug der Betriebsarzt seinen Behandlungsraum dort auf. *Redaktion.*

DANZIG AB 1936 – EINDRÜCKE IN WARSCHAU

Bei öfteren Besuchen in Polen wurde ich eigentlich immer freundlich und höflich aufgenommen. Der Pole ist eben auch ein westlich kultivierter Mensch. Sehr stark von dem befreundeten Frankreich infiziert. Durch unseren Warschauer Mitarbeiter- zuerst K. Neeter, gleichzeitig auch Vertreter der „Frankfurter Zeitung“, und nach dessen Weggang Kulschewsky – hatte ich Gelegenheit, polnische Gesellschaftskreise kennenzulernen. Einmal war ich auch bei einem Empfang von Journalisten bei Marschall Piłsudski³⁴ im Schlösschen im Łazienkipark, durch den mein Weg 1916 fast täglich zum Flugplatz führte. Ich erinnere mich auch an ein familiäres Frühstück beim Gesandten Graf Moltke³⁵. Es war ein beinahe gutbürgerlicher Mittag in der kinderreichen Familie des deutschen Gesandten, der für meinen Danzig-Bericht ein offenes Ohr hatte.

³³ Lange Zeit war das nur ein Trümmelfeld. Erst seit einigen Jahren sieht dieser Teil der Breitgasse (ulica Szeroka) besser aus und an der Stelle des Hauses der DNN, oder genauer gesagt dessen Ruinen, haben wir jetzt moderne, aber zugleich im traditionellen Still erhaltete Häuser.

³⁴ Józef Piłsudski (1867–1935). Politiker und Marschall von Polen.

³⁵ Adolf von Moltke (1884–1943). Seit 1934 Botschafter in Warschau.

In Gesprächen mit Polen klang vielfach immer wieder die antirussische Tendenz durch. Bei meinem ersten Warschauer Besuch 1928 nach zwölf Jahren fiel mir als erstes auf, dass die Alexander-Newski-Kathedrale auf dem Sächsischen Platz, der jetzt Platz Wolności heißt, abgerissen war. Die russisch-orthodoxe Kirchenburg war verschwunden.

Aber zurück zu den Danziger Ereignissen. Etwa ab 1936³⁶ mit der Verfestigung des nunmehr hundertprozentigen NS-Senats wehte innenpolitisch ein immer schärferer Wind, der auch die DNN berührte und zu laufenden Balanceakten führen musste. Durch den Hitlerschen zehnjährigen Nichtangriffspakt mit Pilsudski 1934 wurde äußerlich und zum Stauen aller das politische Steuer aus Richtung auf die Danziger Innenpolitik herumgerissen. Die Angriffe des NS-Organs „Der Vorposten“ auf die jetzt einzige bürgerliche Zeitung vermehrten sich. Der NS-Entwicklungen freundliche Hohe Kommissar Graf Gravina³⁷, in dessen Zimmer eine große Mussolini-Büste stand, wurde infolge des zweijährigen Turnus durch einen neuen Mann ersetzt, den Iren Sean Lester³⁸. Gravina war übrigens sehr stolz auf die Verwandtschaft mit dem Hause Liszt-Wagner, seine Großmutter war immer Gast in Bayreuth gewesen. Sean Lester hatte nun immer Karambolagen mit dem Greiser-Senat. Rauschning war inzwischen über Polen, Prag nach London und die USA in die Emigration geflüchtet.

Was alles passieren konnte! Nur ein Beispiel: Der deutsche Kreuzer „Leipzig“ war zu Besuch in Danzig und wie üblich fand ein Empfang des Offizierskorps beim Hohen Kommissar statt. Dazu Senatsvertreter und andere Danziger Prominenz, auch Pressevertreter waren dabei. Kaum war der Präsident des Senats, Arthur Greiser, erschienen, verschwand er mit hochrotem Kopf und ließ durch seinen Adjutanten sagen, die Danziger mögen auch verschwinden, weil der Hohe Kommissar Lester die Opposition, die damals unter Völkerbundsschutz stand, auch eingeladen habe und er mit dieser nicht unter einem Dach sein wolle.

Die deutschen Offiziere kamen dabei in eine unangenehme Lage. Langsam aber sicher verdrückte man sich und traf sich laut Wortparole noch zu einem kräftigen Whisky beim deutschen Generalkonsul von Radowitz³⁹. Auf einen Bericht in der Zeitung wurde verzichtet.

Es gab aber noch ein Nachspiel im Völkerbundsrat. Einmal mehr konnte man sagen. Bei dessen nächster Sitzung kam die Beschwerde Sean Lesters unter anderem in Genf zu Verhandlung. Greiser provozierte seinerseits in Beschwerden über die Einseitigkeit des Kommissars, warf sein Redemanuskript auf den Tisch und verließ den Saal. Dabei musste er an der Journalistengruppe vorbeigehen, die Zurufe machte und der, er dann die Zunge heraussteckte. Im offiziellen Bericht hieß

³⁶ Erst am 20. Juni 1938 hielt der Volkstag eine feierliche Sitzung ab, auf der alle 70 Abgeordneten außer zwei Vertretern der polnischen Minderheit schon NS-Uniformen trugen (M. Andrzejewski, *Opposition und Widerstand in Danzig 1933 bis 1939*, S. 190).

³⁷ Manfredo Gravina Graf (1883–1932) Hoher Kommissar des Völkerbundes in der Freien Stadt Danzig (1929–1932). Er war ein Enkel von Cosima Wagner, und Hans von Bülow.

³⁸ Sean Lester (1889–1959). 1933–1937. Hohe Kommissar des Völkerbundes in Danzig.

³⁹ Otto von Radowitz (1880–1941). In den Jahren 1933–1936 war er der deutsche Generalkonsul in Danzig.

es, wenn ich mich recht erinnere: „Tirer la lanque et faire n’gros nez“. Er soll auf Veranlassung von Göring provoziert haben, aber auf der Rückreise in Berlin von Hitler nicht mehr empfangen worden sein.

In der Handhabung unserer Zeitungspolitik waren natürlich tägliche Besprechungen notwendig. Gott sei Dank herrschten in Verlag und Redaktion, wo man sich auch freimütig aussprechen konnte, grundsätzliche Einstellungen. Man kämpfte ja auch um sein journalistisches und verlegerisches Überleben. Und dazu sollte auch eine Verbindung meinerseits zur Göringschen Luftwaffe dienen. Ich machte deshalb 1936, 1937 und 1938 Einweisungen als Luftwaffenoffizier im ostpreußischen Neuhäuser mit wo eine Aufklärungsgruppe mit Heinkel 45 lag (Hochdecker Aufklärungsflugzeuge), wobei das nahe Rossitten anhand einer Klemm sehr genossen wurde. Ich machte mich mit einer technischen Bemerkung nicht beliebt, als ich auf die Mitteilung, dass die Heinkel 4 500 Meter hoch fliegen könne, sagte „da haben wir aber 1917 mit der Maybach Rumppler schon über 6 000 Meter Fernaufklärung geflogen“.

1937 interessanter Aufenthalt in Rechlin, dem Versuchsplatz, wo ich meinen alten Piloten Werner Junck mit General Udet⁴⁰ traf. Leider bekam ich hernach Furunkeln im Ohr nach Schwimmen im blühenden Rechlin-See, die mich zehn Monate lang plagten. 1938 war ich auf einen Jagdstaffelplatz im ostpreussischen Jesau. Die Jasta war bei dem sudetendeutschen Einmarsch und man schob statt dessen jeden Morgen Attrappenflugzeuge zur Tarnung vor die Hangars. Ganze sechs Flugzeuge sollen damals in Ostpreußen bei dem Manöver der ostpreußischen Division gewesen sein, zu dem alle Militärattaches aus Berlin eingeladen waren und vom Sudetenland dadurch abgehalten wurden. Trumpf oder Bluff?

ABSCHIED VOM BÜRGERLICHEN LEBEN

Im Spätf Frühjahr 1939 machte mich die politische Lage immer pessimistischer, innen und außen, und nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Zukunft der DNN. Unsere Auflage wurde immer kleiner (ca. 30 000), und die Gauzeitung „Vorposten“ kämpfte mit allen Mitteln der Partei gegen uns. Da beschloß ich, noch einmal die Schweiz aufzusuchen, die für uns Danziger erreichbar war.

Erster Halt Berlin natürlich gleich mit abendlichem Ausgang. Dann Heidelberg. Abends mit Hans Speidel, damals Generalstaabsoffizier der Mannheimer Division, der nicht so pessimistisch war. Dann den Neckar entlang nach Maulbronn, wo der Schoppen „Eilfinger Berg“ eine Mark kostete. Baden-Baden folgte, Lörrach bei Hertels, Verladen in Göschenen und eine Woche im Seegarten- Hotel in Lugano. Studium der Emigranten-Literatur, wobei mich eine Broschüre *Das Geheimnis des Danziger Guldens* natürlich besonders interessierte. Das Gold der Bank von Danzig war schon lange in Berlin, wurde aber in der Bilanz der Bank von Danzig aufgeführt.

Rückfahrt dann Comer See. An der Grenze meinte der Zöllner, als er meinen Danziger Paß sah: „Hoffentlich bleibt Ihr freie Stadt“! Schweizer Soldaten an den neuen Grenzbefestigungen nach dem Warum dieser umfangreichen Arbeiten am Malojapaß befragt, sagten: „Das ischt wegen dem Hitler !“. Ich wies darauf

⁴⁰ Ernst Udet (1894–1941). General. Verantwortlich für das Konzept der Luftrüstung. Selbstmord.

hin, daß hier doch italienische Grenze sei, worauf der Schweizer meinte: „Der Mussolini ist der gleiche Chaib!“.

Dann das fröhsommerliche Sils-Maria, dessen Hotel gerade aufmachte. Weiter nordwärts: München-Berneck (Hotel Bube), Karlsbad, Dresden. Dort telefonierte ich mit Dr. Fuchs, der mir riet, durch den Korridor zu verladen. Ich beschloß aber weiter durch Pommern zu fahren. Letzte Übernachtung in Bütow, dort Fliegeralarm. Probeweise? Das war nachts. An der Korridorgrenze meinte der deutschen Posten, ich sei seit zwei Tagen wieder der erste deutsche Wagen. Der Pole auf der anderen Seite war bestrickend liebenswürdig, sprach nur deutsch und meinte, es hätte sich nichts geändert. Ich forderte ihn zur Gepäckrevision auf. Zum erstenmal- es waren neun Gepäckstücke- wurde nicht revidiert. Das war am 30. Juni. Dann über Gdingen zum Abschiedessen ins Kasino-Hotel Zoppot.

Abends im Büro. Da lag auf dem Schreibtisch ein Zettel: 1. Juli Pressekonferenz beim Gauleiter, der den Presseleuten sagte, wer glaube, den verschärften Kurs nicht mitmachen zu können, solle es offen sagen. Er nehme es ihm nicht übel. Die Lage würde immer ernster. Der Journalist müsse allerdings verneinendenfalls seine Arbeit einstellen. Ob die Tannenberg-Feier am 26. August noch stattfinden könne, sei fraglich. Es könne sich jeder seinen Vers darauf machen. Da war man wieder im Stiefel drin. Und das Schicksal nahm seinen Lauf- und wir mit ihm.

EINE POLIZEITRUPPE IN DANZIG AUFGESTELLT

Danzig durfte ja kein Militär haben. Es gab nur eine kasernierte Polizei in Bataillonsstärke. Ob Danzig ein souveräner oder nur autonomer Staat war, blieb immer umstritten, weil ja eigenes Militär zu Ersterem gehörte. Diese Frage schien aber Anfang September gelöst zu sein. Zunächst. Im August zogen sich die Wolken. trotz des sommerlichen Badewetters immer weiter zusammen. Zwar fand die Waldoper noch statt. Aber während der „Götterdämmerung“ streifen die Leichenfinger der Flakscheinwerfer aus Gdinien gespenstisch über den nächtlichen Himmel.

Etwa Mitte August erschien Eine Polizeiverordnung wonach jeder gediente Mann, vor allem auch frühere Offiziere zur Aufstellung einer Polizeitruppe eingestellt würden. Uniformen und Material waren plötzlich da. Beurlaubte Wehrmachtsoffiziere tauchten zur Organisation auf. Ein Polizeiregiment war gebildet, ein SS. Bataillon formierte sich. Aus Ostpreußen erfolgte über See unter den Augen der hilflosen polnischen Zollkommissare Waffennachschub. Eines Morgens hing an dem großen Schichaukran eine 15-cm-Haubitze. Da irgend etwas am Kran klemmte, dauerte es Stunden, bis die Haubitze, vielbestaunt, als Ausstellungsstück am Boden war.

Inzwischen war auch eine Pontonbrücke, die man sich aus der Tschechei preiswert besorgt hatte, über die untere Weichsel geschlagen worden und damit die direkte Verbindung mit Ostpreußen gesichert. Geschanzt wurde ebenfalls von der neuen Polizeitruppe an Grenzstellen, die auch von dieser besetzt wurden.

HITLERS NEIN ZU BURCKHARDT

Der letzte Danziger Kommissar⁴¹, der sich in seiner überlege weltmännischen, hochgebildeten Art so viele Verdienste- auch Forster nahm sich ihm gegenüber immer zusammen- erworben hatte, fuhr in der weiten August Hälfte noch einmal zu Hitler auf den Obersalzberg. Es sickerte durch, dass er von Hitler abgewiesen worden sei. Es sei zu spät. Ich traf Burckhardt noch einmal- wohl Ende der 60er Jahre- bei einer Rot-Kreuz-Veranstaltung im Stuttgarter Rathaus.



Abb. 18. Adolf Hitler mit Albert Forster bei der Besichtigung Danzig

⁴¹ Carl Jakob Burckhardt (1891–1974), Schweizer Diplomat und Historiker, wurde am 17. Februar 1937 zum neuen Hohen Kommissar ernannt und trat sein Amt am 1. März an; während des Krieges Präsident des Internationalen Roten Kreuzes. 1991 kratzte der Schweizer Diplomat Paul Stauffer behutsam an einer Legende (M. Andrzejewski, *Schweizer in Polen. Spuren der Geschichte eines Brückenschlages*, Basel 2002, S. 220).

Der Schweizer Diplomat, zunächst Gesandter in Paris, dann Präsident der Internationalen Roten Kreuzes, bestätigte mir, dass er damals bei Hitler gewesen sei und zum Schluß gefragt habe: „Was kann ich noch für den Frieden tun?“. Hitler, am Fenster stehend und auf die Berge blickend, habe sich plötzlich umgedreht und nur schroff gesagt: „Nichts“. Mit diesem „Nichts“ war unser und der Welt Schicksal besiegelt worden⁴².

Am 25. August erhielt ich die Aufforderung, mich beim stellvertretenden Generalkommando in Königsberg zu melden. Ich wurde dort der mir bisher nicht bekannten Abwehrstelle als Hauptmann der Reserve der Luftwaffe zugeteilt.

Zu Hause war inzwischen nichts passiert. Am 31. August verschaffte ich mir Kurierpost nach Danzig, darunter auch solche für die schussbereit in Neufahrwasser liegende „Schleswig-Holstein“⁴³, die den Krieg mit dem so wenig glücklich verlaufenden Angriff auf die dicht aufliegende Westerplatte- es dauerte acht Tage bis zu deren Eroberung- einleitete.

Aus dem Krieg kam ich erst Anfang Oktober nach Danzig, ku-gestellt zurück. Inzwischen war ich dienstlich bis Białystok-Kielce vor Warschau, das Wilanowschloß vor uns die Stadt brannten, gekommen. Ich saß nun wieder am Schreitisch in der Breitgasse zwischen Marienkirche und Krantor.

In den nächsten zwei Jahren genoß ich noch die leidliche Danziger Freiheit, unterbrochen von einer Gallensteinoperation im April 1940 im Marienkrankenhaus. 1942 wollte man mich an einen anderen Verlag versetzen, auch Straußburg war im Gespräch. Da ließ ich mich wieder einziehen.

DER LETZTE BESUCH IN DANZIG JANUAR 1945

Als ich auf der militärischen Lagenkarte sah, wie die Russen unter Aussparung von Danzig immer mehr die Oder zu westwärts an Boden gewannen, entschloß ich mich, noch einmal nach unserem Danzig zu fahren. Es stand mir nur ein Wochenende- es war wohl Anfang Januar 1945- zur Verfügung. Mit dem Nachtzug über Stettin durch das noch friedliche Pommern erreichte ich am Sonntag fahrplanmäßig die Stadt. Im Gegensatz zu Berlin herrschte geradezu friedensmäßige Zustände. An dem Altstädtischen Rathaus vorbei, der großen Mühle am der Radaune bog ich über den Holzmarkt in die Breitgasse, die zum Verlagsgebäude und zum Krantor hinunterführte. Die Straßenbahn klingelte vorbei. Alles war eigentlich wie früher. Die Glocken von St. Marien und St. Katharinen riefen gerade zum Gottesdienst.

Da stand ich nun vor unserem vierstöckigen Verlagsgebäude, das am Sonntag einen freundlich-ruhigen Eindruck machte. Die „Danziger Neuesten Nachrichten“, gegründet von Gustav Fuchs aus Heilbronn (1892), waren am 15. September

⁴² Bis vor kurzem schätzten viele Historiker, das Buch *Meine Danziger Mission*, als „sehr verlässliche Quelle“. Erst später stellte man fest, dass Carl J. Burckhardt fabuliert hat. Siehe dazu: P. Staufer, *Zwischen Hofmannsthal und Hitler. Carl J. Burckhardt. Facetten einer aussergewöhnlichen Existenz*, Zürich 1991, S. 86, 282; M. Andrzejewski, *Schweizer in Polen. Spuren der Geschichte eines Brückenschlages*, S. 219–223.

⁴³ Schleswig-Holstein, Linienschiff. Er öffnete mit der Beschießung der Westerplatte am 1. September 1939 den 2. Weltkrieg.

1944 aus „kriegsbedingten Gründen“ eingestellt worden. So waren auch die hinter dem Verlagsgebäude stehenden Druckereiräume leer. Die beiden 64er MAN-Rotationsmaschinen einsam und verlassen. Eine sollte nach außen verlagert werden.

Mein Schlüssel drehte sich leicht wie eh in der Haustüre. Zunächst nahm ich im Ledersessel meines Schreibtisches Platz und schaute mich um: Als Marita und Rosemarie Ende 1943 nach Naumburg übersiedelten, hatte man an keinerlei Räumung gedacht. Erst 1944 wurde Verschiedenes dorthin verlagert, was dann auch prompt im April 1945 in der Lonsdorfer schen Garage Bomben zum Opfer fiel. Einiges war auch ausgelagert worden, wohin die Russen dann noch vor der Eroberung Danzigs kamen. Die schönen Bilder von Heidingsfeld⁴⁴, Chlebowski⁴⁵, die Familienporträts von Ruth Ehinger hingen noch an ihren Plätzen im Herrenzimmer mit seiner altdanziger Stuckdecke, dem Speise- und Dammenzimmer. Die Einquartierung in den verschiedenen Räumen schien sich sehr wohl zu fühlen und ich hinterließ ihnen auch den Schlüssel zum Weinkeller.

Ein Herr unseres Verlags der im Schlafzimmer hauste, erzählte mir nach Jahren, dass er als Letzter, nachdem eine Granate in der Küche explodiert war, das Haus geräumt habe. Vom ganzen Komplex soll heute nichts mehr stehen.

Leider kam ich sonntags halber nicht an meinen Banktresor heran. Ich sprach meine treue Sekretärin Helene Hinz, die meine Schlüssel hatte, und beauftragte sie, den Tresorinhalt nach Naumburg zu schicken.

Wie sie mir aber bei einem Besuch in ihrem Bad Homburger Altenheim viel später berichtete, unterblieb der Versand, da ihr dies zu unsicher und Danzig ihr sicherer erschienen sei. Nun, wenigstens unseren Kanarienvogel hatte sie bei sich bis zur Flucht sichergestellt.

Der Tag ging rasch dahin. Vieles blieb vor lauter Schwätzen unerledigt.

Wenn ich zu jemand- mit aller Vorsicht- meine Bedenken zu Danzig vorbrachte, wurde ich ungläubig angesehen. Anfang 1945! Der Untergang Danzigs war ja erst Ende März, nachdem die Russen längst die Oder überschritten und die Ostpreußen-Flüchtlinge Danzig noch nicht erreicht hatten. Gegen 23 Uhr ging der fahrplanmäßige Zug.

Im Schlafwagen verließ ich Danzig, das ich gleichermaßen das erste Mal im November 1927 erreicht hatte. Heute muß ich immer wieder denken: Was vergangen, kehrt nicht wieder, aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück.

Dieter W. Leitner, 100 Jahre Rentier Poguttke. Zum Gedenken an Fritz Jaenicke und seine Stammtischgespräche in den Danziger Neuesten Nachrichten, „Unser Danzig“ 2008, Nr. 2, S. 22

Im Oktober 1907 erschienen zum ersten Mal in den „Danziger Neuesten Nachrichten“ (DNN) die „Sonabend- Stammtischgespräche des Rentiers und Maurerpoliers

⁴⁴ Berthold Hellingrath (1877–1954). Maler.

⁴⁵ Stanislaus Chlebowski (1890–1969). Der Danziger Maler.

a. D. Franz Poguttke aus Danzig“. Die DNN existierten seit 15. September 1894 als Generalanzeiger. In der Breitgasse entstand der Zeitungsgrößbetrieb und Verlag von Senator Gustav Fuchs, den nach seinem Tod 1929 sein Sohn Dr. Hans Fuchs weiterführte. Fritz Jaenicke wohnte in der Johannissgasse 23 und konnte zu Fuß in die Redaktion gehen, Als Lokalplauderer Poguttke gab er den „Danziger Neuesten Nachrichten“ fast 37 Jahre jede Woche ein lokalpolitisches Gepräge, bis die Zeitung 1944 als letzte der alten Danziger Zeitungsbetriebe 14 Tage vor ihrem 50. Geschäftsjubiläum zwangsweise ihr Erscheinen einstellen musste.

Fritz Jaenicke⁴⁶ wurde am 9. Dezember 1885 in Deutsch Eylau geboren. Seine Kunstfigur des Rentiers Poguttke, für die es ein lebendiges Vorbild gab, hat weltweit Beachtung gefunden und ist schon um 1925 in ausländischen und besonders in amerikanischen Zeitungen zitiert worden, um die ruhige und besonnene Haltung der deutschen Danziger in kritischen Zeiten sichtbar zu machen.

In schweren Zeiten war man dankbar für Zuspruch und Trotz, gepaart mit unbezwingbarem Humor, den Poguttke ausstrahlte. „In der Schöpfung des biedereren Danziger Mauerpoliers a.D. und Rentiers Franz Poguttke und seiner anderen Gestalten, wie seiner Frau Olga, dem Hund Brummer und seiner Freund Franz Schaweiter setzte ihr Schöpfer Jaenicke dem Danziger Kleinbürgertum humorig und mit feinem literarischen Stilgefühl ein kulturhistorisches Denkmal von bleibendem Wert“ schrieben die DNN zum Erscheinen der Stammtischgespräche im 25. Jahr. Fritz Jaenicke stand in diesem Oktober 1932 im Mittelpunkt des Interesses und erhielt viele Ehrungen.

In Burlesken und tragikomischen Abenteuern und beschaulichen Betrachtungen, zusprechend, Gegensätze ausgleichend, in Versen und Prosa erhielten die Geschehnisse und Stimmungen in Danzig eine ganz andere Spiegelung. Und so leicht und lustig sie erscheinen wollten, so ernst war die Weltanschauung, die Ihre Haltung bestimmte.

Jaenicke war auch ein exzellenter Zeichner. Seine „Stammtischgespräche“ illustrierte er selbst, so auch die Fischfrau vor der Kulisse des Krantors zum „Danziger Sprachführer“, das Porträts seines Poguttke, das jedes Wochenende die Betrachtungen des Rentiers zierte.

In der letzten Ausgabe der DNN vom 1. September 1944 zeigte sich Fritz Jaenicke zuversichtlich, dass er nach dem Krieg die Serie fortsetzen könnte. Diesen Text muß man wohl aus der Zeit heraus verstehen, denn Jaenicke hat sicher nicht an einen „Endsieg“ geglaubt- wollte sich aber auch nicht der Gefahr einer Verhaftung aussetzen.- Er starb am 27. Juli 1945 und ist auf dem Olivaer Friedhof bestattet.

⁴⁶ Fritz Jaenicke (1885–1945). Redakteur der DNN, Zeichner. Seit 1907 erschienen 37 Jahre lang seine sehr in Danzig populäre Stammtischgespräche des Rentiers Franz Poguttke. Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass Fritz Jaenicke „im Danziger Plattdeutsch schrieb ...Er war wohl einer der wenigen, vielleicht auch der einzige, der den Danziger Dialekt in gedruckter Form wiedergab. Die Danziger hatten ihn gern und für ihn ist sicherlich ein Platz in Danzigs Geschichte garantiert“ (S. Warminski, *op. cit.*, S. 23).

„Netteste Nachrichten“, „Danziger Hauskalender“ 1994, o.S.

Unter dieser Rubrik brachten die „Danziger Neuesten Nachrichten“ in den dreißiger Jahren während der Karnevalzeit folgenden Aufsatz: München und Köln sind die Hauptstädte im Reiche des Prinzen Karneval. Dort herrscht für Wochen die Freude und Ausgelassenheit. Narrheit ist Trumpf und närrisch ist die Seligkeit. Und dem Narren ist jedes Wort frei. Wer etwas übel nimmt, ist selber schuld. Das treffendste Zeugnis dieser Narrenfreiheit des Witzes sind sicherlich die „Münchener Nettesten Nachrichten“, die unübertreffliche Faschingszeitung der „Münchener Neuesten Nachrichten“. In ihr zeigt sich am schönsten, daß im Deutschland von heute die Freude wieder Wohnsitz hat und der Humor freie Bahn. Wir wollen daher den „Nettesten Nachrichten“ ein paar Kostproben entnehmen. Das gilt für die folgende Satire.

Das Rotkäppchen.

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren in Deutschland ein Wald, den der Arbeitsdienst noch nicht gerodet hatte, und in diesem Wald lebte ein Wolf. An einem schönen Sonntag nun, es war gerade Erntedankfest, da ging ein kleines BDM-Mädel durch den Wald. Es hatte ein rotes Käppchen auf und wollte seine arische Großmutter besuchen, die in einem Mütterheim des NSB untergebracht war. In der Hand trug es ein Körbchen mit einer Pfundspende und eine Flasche Patenwein.

Da begegnete ihm der böse Wolf. Er hatte ein ganz braunes Fell, damit niemand gleich von Anfang an seine rassenfremden Absichten merken sollte. Rotkäppchen dachte auch nichts böses, weil es ja wußte, daß alle Volksschädlinge im Konzentrationslager saßen, und glaubte, einen ganz gewöhnlichen bürgerlichen Hund vor sich zu haben. „H e i l H i t l e r ! R o t k ä p p c h e n“, sagte der Wolf. „Wo gehst du hin?“ Rotkäppchen antwortete: „Ich gehe zu meiner Oma ins Mütterheim“. „So“, sagte der Wolf, „Aber“ dann bringt ihr doch ein paar Blumen mit, mit denen das Amt für Schönheit der Holzarbeit den Wald geschmückt hat!“ Sogleich machte sich Rotkäppchen daran, ein Erntesträußchen zu pflücken. Der Wolf eilte aber zum Mütterheim, fraß die Großmutter auf, schüpfte in ihre Kleider, steckte sich das Frauenschaftsabzeichen an und legte sich ins Bett

Da kam auch Rotkäppchen schon zur Tür herein und fragte: „Nun, liebe Oma, wie geht es dir?“ Der Wolf versuchte, die volksnahe Stimme der Oma nachzumachen, und antwortete: „Gut, mein liebes Kind“. Rotkäppchen fragte: „Warum sprichst du heute so andersartig zu mir?“ Der Wolf antwortete: „Die Rednerausbildung am Vormittag hat mich zu sehr beansprucht“. – „Aber Oma, was hast du für große Ohren?“ – Damit ich das Geflüster der Meckerer besser hören kann“ – „Was hast du denn für große Augen?“ – „Damit ich die Wühlmäuschen besser sehen kann!“ – „Was hast du denn für einen großen Mund?“ – „Du weißt doch, daß ich in der Kulturgemeinde bin!“ – und mit diesen Worten fraß er das arme Rotkäppchen, legte sich ins Bett, schlief in seiner verantwortungslosen Art sofort ein und schnarchte,

Da ging draußen der Kreisjägermeister vorbei. Er hörte ihn und dachte: „Wie kann eine arische Großmutter so rassenfremd schnarchen“. Und als er nachsah, da fand er den Wolf; und er schoß ihn, obwohl er keinen Jagschein für Wölfe hatte,

auf eigene Verantwortung hin tot. Dann schlitze er ihm den Bauch auf und fand Großmutter und Kind noch lebend. War das eine Freude! Der Wolf wurde dem Reichsnährstand zugewiesen und zu Fleisch im eigenen Saft verarbeitet. Der Kreislägermeister wird an der Uniform einen goldgestickten Wolf tragen. Rotkäppchen wurde zu Unterführerin im BDM befördert und die Großmutter durfte auf einem funkelneuen KdF-Dampfer eine Erholungsreise nach Madeira machen.

Maskenscherze. Gestern kam ein Herr in eine Wirtschaft unter der Maske eines harmlosen Biedermannes. Es entwickelte sich eine fröhliche Stimmung, in deren Verlauf zwei Gäste sofort nach Dachau abgeholt wurden.

Hildegard Semmler, Der Zeitungsjunge, „Danziger Hauskalender“ 1994, o.S.

Er wohnte in Klein-Waldorf⁴⁷ mit seinen Eltern und hatte noch elf Geschwister, die alle satt werden wollten. Manchmal war Schmalhans Küchenmeister. Was blieb also übrig, als mitzuverdienen. Für zwölf hungrige Mäuler mußte die Mutter sich schon was einfallen lassen, wenn jeden Tag etwas auf dem Tisch stehen sollte.

So trug sie mit einem ihren Jungen am Nachmittag Zeitungen aus. Früher gab es bei uns zu Hause die Tageszeitungen am Nachmittag. An der Rückfront der „Danziger Neueste Nachrichten“ in der Johannissgasse sah ich sie gegen ½ 3 Uhr stehen und darauf warten, daß ihnen der Zeitungsstapel ausgehändigt wurde.

Ein Fahrrad? Wer um alles in der Welt hatte schon ein Fahrrad? Im Winter stand der Junge freidend neben seiner Mutter. Durch seine dünne Jacke piffte der Wind, die Fausthandschuhe waren noch naß von den Schneebällen, die er unterwegs schnell man formen mußte, und über die Ohren hatte seine Mutter ihm schwarze Ohrenwärmer gestülpt.

Schnell hatte er nach dem Mittagessen seine Schularbeiten erledigt. Es war ein weiter Weg von Klein-Waldorf übers Legetor. Poggenpfehl, Vorstädtischer Graben, Hundegasse, Langgasse, an der Marienkirche vorbei über den 1. und 2. Damm bis zur Johannissgasse.

So manches gab es in den Schaufenstern unterwegs zu sehen, er mußte sich spüren, um seine Mutter immer wieder einzuholen, die zurückblickend, ohne ihren Schritt zu verlangsamen, ihn oft aufforderte: „Nu mach schon Jung, nu komm schon, ich kann Dir ja doch nuschts kaufen“. In einem Fenster lagen Schlittschuhe, da verweilte er etwas länger, als seine Zeit es ihm erlaubte. Schon weit von der Auslage entfernt, mußte er an diese Schlittschuhe denken. „Wenn ich ganz reich bin, kauf ich mir solche Schlittschuhe“, ging es ihm durch den Kopf, und wenn es dann noch langt, dann kauf ich mir ein Fahrrad dann kann ich im Sommer immer mit dem Fahrrad die Zeitungen austragen, die stapel ich auf dem Gepäckträger hoch auf“. Er hatte gar nicht bemerkt, daß sie schon längst in der Johannissgasse waren und ihre Zeitungen in Empfang nehmen mußten. „Nu mach schon, Du träumst ja schon

⁴⁷ Heute ulica Świętojańska.

wieder“, stubbelte ... seine Mutter an. Und nun ging es los über die Wollwebergasse zur Gr. und Kl. Gereber Gasse, Karrenwall⁴⁸, Holzgasse⁴⁹ und Vorstädt. Graben. Dieses Revier hatte er mit seiner Mutter. In den Häusern dieser Straßen warteten die Kunden auf ihre Tageszeitung. Bis in den vierten Stock mußte er manchmal sie Zeitung tragen.. Die Treppenhäuser waren spärlich beleuchtet, oft nur durch eine Petroleumlampe. Der Junge fand seinen Weg auch im Dunkeln, klopfte hier und klingelte dort und reichte mit einem fröhlichen „Guten Tag“ eine Zeitung durch die Türen. Es kam vor, daß er gefragt wurde: „Willst schnell ein Glas heiße Milch? Oder daß ihm ein Apfel oder ein Stückchen Schokolade durch die Tür gereicht wurde. Sehr oft war das nicht der Fall. Nur in der Weihnachtszeit waren die Menschen etwas spendabler, da wurde ihm sogar eine bunte Tüte herausgereicht und Marzipan, Nüsse, Feigen und Datteln.

Auch die Westpreußische Lebensversicherung mußte er „beliefern“ Wenn er dort in den Fluren über das Linoleum lief, waren die Frauen gerade dabei, den Fußboden zu reinigen. Hei, wie er da auf den blanken Böden schlittern konnte! Natürlich hinterließ er Spuren auf dem Linoleum, und die Frauen liefen schimpfend hinter ihm her.

Die Zeitung kostete damals 2,40 Danziger Gulden. Es war sehr schön, daß es nicht 2,50 waren, so bestand immer die Hoffnung. Daß man 2,50 ausgehändigt bekam und einem gesagt wurde: „Das Dittchen ist für Dich.“ Aus der Treppe überschlug er dann, wieviel Trinkgeld er inzwischen bekommen hatte. Waren es schon acht Dittchen, oder waren es erst sieben? Schnell mal auf die Treppe gesetzt und nachgezählt.

Schnell mal auf die Treppe gesetzt und nachgezählt.

Einmal im Jahr, und das war vor Weihnachten, stieg sein „Einkommen“ sprunghaft in die Höhe. Es kam vor, daß er fast zwanzig Gulden, er war ein reicher Mann! Eigentlich hätte er seiner Mutter das Geld abliefern müssen, aber wovon sollte er dann die Geschenke für seine Eltern und seine Geschwister kaufen? Schenken war doch so schön.

Das Jahr war sehr lang., und seine Geschwister hatten Geburtstag, manchmal sogar zwei in einem Monat. Da hieß es also, alles schön einteilen. Er selbst wollte auch manchmal leichtsinnig sein und sich für fünf Pfennig Salmiakpastillen oder für fünf Pfennige Eßpapier kaufen. Das mußte schließlich dransitzen für das Rennen Treppauf und treppab. Das meiste Trinkgeld gab es bei den jüdischen Familien. Da gönnte er sich sogar leichtsinnig eine Pfefferminzstange für ein Dittchen, eine Pfefferminzstange wie einkrückstock geform-

Im Sommer gab es wenigstens kein Problem mit dem Schuhzeug, denn dann lief unser Zeitungsjunge barfuß bis in den September hinein. Am Wiebenwall wurden die Zeitungen aus der Hand gelegt, die anderen Jungen warteten schon und es wurde Fußball gespielt, schnell mal einige Minuten, denn gleich mußte es wieder weitergehen zur Holzgasse und in den Vorstädt. Graben.

⁴⁸ Heute ulica Okopowa.

⁴⁹ Heute ulica Kładki.

Wenn aber so gegen 1/3 6 Uhr alle Kunden beliefert waren, hallte der Wiebenwall vom Lärm der kleinen Fußballspieler wider. Ab und an ging auch eiern Fensterscheibe zu bruch, und wie vom Wind war der Wiebenwall wie leergefegt.

Unseren ehemaligen Zeitungsjungen hat es nach Schleswig-Holstein verschlagen. Er lächelte vor sich hin, als er nur mit lachendem Mund seine Jugenderinnerungen erzählte, und nachdenklich werdend fügte er hinzu: „Ja, was ist heute schon ein Fahrrad, heute kommt der „Zeitugsjunge“ mit dem Auto vor die Tür gefahren und wirft die Zeitung auf die Schwelle. Früher war es schöner.“ – War es das tatsächlich?

IX. SPORT

Robert Sander¹, Die Sportstadt Danzig, in: Die Komgreßstadt Danzig, Danzig (nach 1928), S. 24

Schon in der Vorkriegszeit hat in Danzig auf mannigfachen Sportgebiete reges Leben geherrscht; Rudern, Schwimmen, Tennis, Reiten und Rasensport wiesen Vertreter auf, die über die Grenzen unserer Stadt Bedeutung besaßen.

Aber erst die Nachkriegszeit mit ihrer Sportbegeisterung brachte die Entwicklung aller dieser Keime: jenes Ströme der Jugend zu den Übungsstätten, deren Zahl und Größe nun nicht entfernt mehr ausreichten. Der Stadtgemeinde Danzig hat es rechtzeitig erkannt, dass zu ihren Wirtschafts- und Kulturaufgaben auch die Gesundheitspolitik gehört, und dass planvolle Leibesübungen gleichwertig neben alle anderen Handlungen der öffentlichen Wohlfahrt zu treten haben. Wenn heute auf diesem Gebiete immer noch Wünsche in Menge bestehen, dann sind es im wesentlichen die erforderlichen hohen Ausgaben gewesen die bei der jetzigen Wirtschaftslage das Haupthindernis der Erfüllung bildeten.

Immerhin ist seit 1919 nach Begründung einer Stadt-Geschäftsstelle für Leibesübungen der Bau und die Unterhaltung der Übungsstätten vereinheitlicht. Eine Anzahl von wertvollen Übungsanlagen konnte der Jugend übergeben werden. Erwähnt seien der Bau der Kampfbahn Niederstadt mit Flußbad, der Erwerb der „Sporthalle“ mit Spielplatz, Tennisplätzen und Eisenbahn, die Einrichtung eines Gymnastikhauses.

Die Stadtgemeinde Danzig gab Ende 1927 für die Leibesübungen (ohne Schulturnen) 283 010 G aus. Es waren vorhanden: 16 städtische und 11 Vereins-Spielplatzanlagen, die letzteren zumeist auf städtischem Boden, 27 Schulturnhallen, 4 Vereins-Turnhallen, 2 Flußbadanlagen, 5 Tennisanlagen mit 24 Feldern, 6 Bootshäuser, 3 Jachthäfen, 3 städtische Eisbahnen, 3 Rodelbahnen, darunter die ca. 1000 m lange Waldrodelbahn Oliva, Die Spielplatzfläche betrug 1,9 qm, die Hallenfläche 0,04 qm je Kopf der Bevölkerung. In den letzten 10 Jahren ist in Danzig die Verdoppelung des bis dahin Vorhandenen eingetreten².

Das Danziger Sportleben ist recht reges, das beweisen die hier Ende 1927 bestehenden 190 Leibesübung treibenden Vereine mit 25 532 Mitgliedern. Die Danziger Gesamt-Sportleistung kann sich getrost neben der der anderen ostdeutschen Großstädte sehen lassen, vor allen Dingen weil die Jugend-Arbeit sich besonderer Pflege erfreut.

¹ Robert Sander (1878–1973). Er hat sich bei der Verbreitung des Sports in Danzig sehr engagiert und konnte es auf diesem Gebiet grosse Verdienste vorweisen. Aus seiner Feder stammt u.a.: *Der Ar-
restant. Ein Danziger Sportlerlebnis*, „Danziger Heimat“ 1959, S. 68–74.

² In Danzig und in Zoppot gab es gute Bedingungen für den Sport. Er wurde zu einer der beliebtesten Freizeitbeschäftigungen. In der Freien Stadt Danzig wurde im Winter sogar Ski- und Schlittschulauflauf gepflegt. Hier sei auch erwähnt, dass unter dem Patronat der SPD regelmäßig Sportwettkämpfe organisiert wurden.

Alfred Kasanowski, Mit „Radaune“ voll auf Sieg. Ein Fußball Idol aus Danzig, „Unser Danzig“ 1995, Nr. 4, S. 37

„Radaune“, „Breit machen das Spiel“, „Jagt die Stürmer“, „Habt ihr denn keine Ehre im Leib“, alle diese Anfeuerungsrufe sind den Fußballanhängern, die in Rostock die Heimspiele des Landesligisten Grün-Weiß Rostock besuchen, bekannt. Sie sind das Markenzeichen des fußballbegeisterten Haudegens und Fußball-Pioniers Max Karden. Der 1915 in Danzig geborene Mann war bereits 1929, mit 14 Jahren, Fußballer im Arbeitersportverein Fichte in Danzig. 1936 spielte er in der Herrenmannschaft von Preußen Danzig auf dem Fußballplatz am Bischofsberg. Geboren auf dem Schüseldamm, wohnte er in der Brotbänkengasse³ 14.

„Ob in Danzig oder seit 1946 in Rostock, mein Leben gehörte immer und gehört auch heute dem Fußballsport“, sagt Max Karden von sich selbst. Immer noch spielen die Rostocker um den von ihm gestifteten Pokal. Der Max-Karden-Cup ist bei Kickern und Anhängern ein Begriff. Auf die Frage, warum er den Namen des Danziger Flusses „Radaune“ zum Schlachtruf gemacht hat, sagt er: „Weil ich immer an meine Heimatstadt denke und weil sich das Wort „Radaune“ gut zum lauten Rufen eignet. Die Fußballfans schreien schon seit Jahrzehnten mit mir „Radaune“, ohne die Bedeutung des Wortes zu kennen“.

Schon als Kind spielte Max Karden am Hagelsberg bei den Kasematten neben dem Russendenkmal Fußball, gemeinsam mit seinem Bruder Paul. Seine Halbschwester Hildegard schaute zu.

„Natürlich hat man in 80 Jahren viel Leid erlebt - Verlust der Heimat und der liebsten Menschen, das waren die schlimmen Schicksalschläge. Deshalb bin ich heute auch dem Schicksal besonders dankbar für meinen Sohn und seine Familie. Sie und der Sport sind mein Lebensinhalt im Alter. Obwohl ich erst im September 1994 in Danzig zu Besuch war, wünschte ich mir, dass ich Danzig noch einmal wiedersehen darf“.

Carl Lange⁴, Zoppot als Sportmittelpunkt, „Unser Danzig“ 2001, Nr. 7, S. 24

Es bedarf keines Wortes, um die wachsende Bedeutung des Sports für das gerammte Volksleben zu begründen. In allen Städten erstehen neue Anlagen, Sportplätze, Turn- und Schwimmhallen, Gymnastikschulen usw. Neues, die Volksgesundheit hebendes, den Körper stählendes Leben wird wach, neben den Segen der Wanderungen und Ausflüge, die uns in die knospende Natur, an die Brust der Mutter Erde hinausführen.

Wie steht es nun mit den sportlichen Bestrebungen in Zoppot? Hier, dem Staub der Großstadt entzogen, reine stets erfrischende Luft vom Meere atmend, umrahmt

³ Heute ulica Chlebnicka.

⁴ Carl Lange (1885–1959). Lyriker und Essayist. Begründer und Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“ (1920–1930) und Mitbegründer der Dichtervereinigung „Die Kogge“.

vom Grünen oder befreit durch Ausblicke zur See, kann es ein idealeres Gelände geben? Nicht zu vergessen, dass selbst im Winter die weißen Höhen und Berge dem Schneeschuhsport nahe am Meere beste Gelegenheit zur Ausübung geben.

So sind die Vorbedingungen in jeder Hinsicht günstig, wenn nicht als einzige Einschränkung gesagt werden muß, dass der Winter häufig gar zu lange Regent und Herrscher sein will. Aber Zoppots Bevölkerung und Verwaltung hat immer mehr die Bedeutung des Sports erkannt und alles unterstützt und gefördert, was hier dem Ruf des Bades nützen kann. Schon vor dem Kriege hatten die zahlreichen Rennen des Danziger Reitvereins auf dem ideal angelegten Zoppoter Rennplatz eine ausgezeichnete Besetzung, und an sonnigen Sonntagen einen Besuch, der an große Volksveranstaltungen erinnert. Internationale Schwimmfeste, Segel- und Motorjachtregatten, die vielen rasensportlichen und turnerischen Wettkämpfe, Auto-, Motor- und Fahrradkonkurrenzen zeigen die Vielseitigkeit der Veranstaltungen, deren sportlich Bedeutung durch Teilnahme hervorragender Sportleute und Auszeichnungen erster Meisterschaften wächst.

Für alle Sportarten hat Zoppot geeignete Plätze und Anlagen nicht zuletzt für den wieder wie in früherer Zeit an lebhaftem Interesse gewinnenden Tennissport dem Zoppot seine große international Sportwoche verdankt. Für diese Spiele stehen in bester Lage 18 ausgezeichnet gehaltene Plätze zur Verfügung. Wie ich schon kurz erwähnte, ist der Wintersport seit einigen Jahren erheblich gewachsen. So sind Kurhaus, Warmbad, Theater, Kasino auch im Winter geöffnet. Rodelbahnen, große Ski- und Eisbahnen bieten reiche Abwechslung. In der Erkenntnis, dass ein Karneval mit Festveranstaltungen, Rosenmontagssitzung, Fastnachts- und Maskenball und Umzug ein mehr südländisches Temperament erfordert, ist man bemüht, ihm hier eine eigene nordische Note zugeben. Ebenso gezwungen erscheint die Verflachung der Zoppoter Sportwoche durch eine Überfüller gesellschaftlicher Veranstaltungen, die immer den rein sportlichen Charakter schädigen. Dieser bestehenden Gefahr ist man glücklich aus dem Wege gegangen.

Die Wogen der Begeisterung bei den ersten Tennisturnieren im Anfang unseres Jahrhunderts schlugen hoch, so dass diese Veranstaltungen in Zoppot und Königsberg Mittelpunkte des gesellschaftlichen sportlichen Lebens waren. Auch ausländische Spieler nahmen an den Turnieren teil. Von der Begeisterung kann man sich jetzt kaum noch einen Begriff machen. Die Sieger wurden in der sorglosen Zeit der Vorkriegsjahre mit Rosen und Konfekt von den einheimischen Damen überschüttet und in oft beängstigender Weise verwöhnt. Als Begründer der großen Zoppoter Sportwoche nennen wir den gefallenen Major Fritz Schlepps, der auch als Organisator des Tennissports Anerkennung verdient.

In der Ostmark fasste die Spitzenorganisation des Ostdeutschen Tennis-Turnierverbandes die einzelnen Klubs West- und Ostpreußens zusammen. Der O.L.T.T.V. hat sich bis heute erhalten und begeht in diesem Jahre sein 25jähriges Jubiläum. Sein Wirkungsgebiet ist jetzt räumlich beschränkt. Der erste Verein des Verbandes ist der Zoppoter Tennisklub, der schon immer die beste sportliche Vertretung Danzigs war. Zweifellos hat sich Zoppot in der Tenniswelt einen besonderen Namen erworben. Heute bildet das Zoppoter Turnier den Hauptanziehungspunkt

und gehört zu dem größten Tennissportlichen Ereignis des Osten, an dem nicht nur Reichsdeutsche, sondern auch Engländer, Polen und andere Nationen teilnehmen.

In früheren Zeiten fand die Eröffnung des Zoppoter Turniers durch den Oberpräsidenten und den kommandierenden General von dem schön gelegenen Klubhaus statt. Die Teilnahme von Behörden und Regimentern war selbstverständlich, so dass die Endrunden am Tage des Blumenkorsos schon immer von Anbeginn an ein buntes, unvergessliches Bild boten.

Die Jahre vor dem Krieg weilte der Kronprinz als Kommandeur des Husarenregimentes in Danzig. Sein sportliches Interesse war groß vor allen Dingen für das Tennisspiel, zu dem ihn noch eine besondere Begabung hinzog. Seine Teilnahme erhöhte den Ruf der Zoppoter Turniere, denen die Kronprinzessin als Zuschauerin beiwohnte.

Neben Zoppot erhält Danzig außer den Plätzen im Uphagenpark⁵ und der Halben Allee⁶ eine neue Anlage an der Sporthalle. Die alten Tennisfreunden früherer Turniere und Wettkämpfe, die Bedeutung des Sports an sich sind als Ersatz einer Dienstpflicht gewachsen. Hoffen wir, dass bei der weiteren Entwicklung der Freudenkreis immer mehr zunimmt! Vergessen wir nicht, dass hierin ein wesentlicher Faktor liegt zur Ausbildung des Charakters durch Ausdauer und Entschlusskraft, durch Beobachtungsgabe und schnelles geistiges Erfassen.

Als Auftakt in diesem Jahre war es durch die Vermittlung des Hohen Kommissars Exzellenz Mac Donnell⁷ gelungen, die englische Davismannschaft hier nach Zoppot einzuladen. Diese Wettkämpfe wurden ein Tennissportliches Ereignis ersten Ranges. Zwar konnten die Spieler des Freistaates den englischen Vertretern keinen wesentlichen Widerstand leisten, aber die Danziger erste Klasse zeigt gutes Können und wehrte sich tapfer. Bei den Internationalen Meisterschaften des Davidspokals handelt es sich um Länderwettspiele. Im letzten Jahr nahmen nicht weniger als 24 Länder daran teil.

„Olympische Spiele in Zoppot“, „Danziger Hauskalender“ 1981, o.S.

Als Zoppot immer mehr als Seebad sich zu entwickeln begann, da dauerte es nicht lange, bis die Freunde des Tennissports ihre Zelte in Zoppot aufschlugen und 1900 den Zoppoter Tennisklub gründeten, der auf zwei Plätzen seinen Spielbetrieb aufnahm, und der schon 1901 sein erstes Turnier durchführte. Dieses Turnier war der Grundstein für eine folgende großartige Entwicklung, die in der steigenden Bedeutung der Zoppoter Tennisturniere ihren Ausdruck fand. Unzählige internationale Turniere mit hervorragender Besetzung Städtespiele und Länderkämpfe erlebte Zoppot, dessen Sportwoche dem Zoppoter Tennisklub ihr Entstehen zu verdanken hatte. Später gab es eine eigentliche Sportwoche im Sinne ihrer Gründer nicht mehr. Der

⁵ Uphagenpark.

⁶ Halbee Allee.

⁷ Mac Donnell Mervyn Sarley (geb. 1870).

Sportbetrieb hatte einen solchen Umfang angenommen, dass es nicht mehr möglich war, alle Veranstaltungen in dem Zeitraum einer einzigen Woche unterzubringen.

Zoppot konnte auch noch in anderer Beziehung den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, Bahnbrecher des Danziger Sports gewesen zu sein. Da gab es die großartigen rasensportlichen Feste, die der „Ballspiel- und Eislaufverein Danzig“ auf dem ehemaligen Manzenplatz⁸, dem Nordpark, Jahr für Jahr veranstaltete. Diese Feste standen zehn Jahre nach der Jahrhundertwende auf ihrem Höhenpunkt und trugen den stolzen Titel „Olympische Spiele in Zoppot“.

Noch bevor der Zoppoter Tennisklub im Herbst 1900 das Licht der Welt erblickte, hatte der Tennissport in Danzig Eingang gefunden. Im Kleinhammerpark⁹, Langfuhr, auf den Plätzen im ehemaligen Kaffee Weichbrodt, dem späterem Kaffee „Vier Jahreszeiten“ und auf den ehemaligen Plätzen an der Delbrückallee begannen die ersten Wettspiele. Im Winter wurde der Übungsbetrieb in der Turnhalle Gertrudengasse fortgesetzt.

Auch der Segelsport entwickelte sich, es war am 28. Juli 1889 als sich Menschen auf dem damals noch kurzen Zoppoter Seesteg stauten und erstaunt die fünf Jachten bewunderten, die sich zu einer Wettfahrt vor Zoppot versammelt hatten – Trotz dieser Veranstaltung bedurfte es bei den einsiedlerisch eingestellten Seglern doch noch einer Zeit von neun Jahren, bis die Gründung eines Klubs gelangt. Der am 21. Oktober 1897 gegründete Danzig-Zoppoter Yachtclub „Gode Wind“ begann seine Tätigkeit mit 16 Mitgliedern. Als Klubheim diente zuerst ein alter kurischer Kahn, der im Winter am Ruderhaus der „Victoria“, im Sommer im Festungsgraben der Festung Weichselmünde¹⁰ lag. Das Jahr 1904 bringt dann die Gründung des Akademischen Seglervereins zu Danzig, der 1905 erstmalig die Zoppoter Wettfahrten mitsegelt. In stetem Wachsen sind beide Vereine, denen sich 1908 die „Danziger Seglervereinigung“ anschließt. Zu diesen drei Danziger Vereinen gesellen sich dann erst 1923 bzw. 1925 der Yachtclub „Meteor“ und die Segelabteilung des Polizei- Sportvereins Danzig. Diese Vereine waren dann die Veranstalter und Gastgeber für die „Danzig-Zoppoter Segelwoche“, wo die Boote der Ostseestaaten jährlich gern gesehene Gäste waren.

100. Jahre Zoppoter Turnverein von 1890, „Der Westpreuße“ 1990, Nr. 19, S. 19–20

Am 14. Oktober 1890 wurde im Viktoria-Hotel in Zoppot mit Unterstützung von Turnern des „Turn- und Fechtvereins von 1859 Danzig“ noch weiteren 51 Männern der Zoppoter Turnverein (Z.T.V. von 1890) gegründet. Der Übungsbetrieb wurde in den Räumen des „Viktoria-Hotel“, des „Zoppoterr Hof“ und des Kurhauses durchgeführt. Gleich nach der Gründung schloß man sich der „Deutschen Turnerschaft“ an. Bereits 1895 wurde eine Frau Abteilung ins Leben gerufen.

⁸ Heute ulica Kusocińskiego.

⁹ Heute in der Nähe des Bahnhofs Langfuhr.

¹⁰ Heute Wisłoujście.

Bis etwa 1905 spielte sich das turnerische Leben fast ausschließlich in geschlossenen Räumen ab. Die „Turnsperre“, ein Gesetz, welches die Ausübung des Turnens im Freien unter Strafe stellte, ließ keine Betätigung in der Öffentlichkeit zu. Nach allmählicher Lockerung dieses Gesetzes kamen dann viele neue Kräfte in den Verein, denen mehr an einer Teilnahme an den volkstümlichen Sportarten wie Leichtathletik und Schlagball lag. Viele dieser jüngeren Mitglieder haben dann später auf den verschiedenen Gebieten führend im Vorstand und als Übungsleiter gewirkt.

Entscheidend für das Aufblühen des Vereines und die steigenden Leistungen wurde die Überlassung der Schulturnhallen durch die Stadt um 1910. Damit brauchte man sich mehr behelfsmäßig mit den Tanzsälen zu begnügen. Im Jahre 1911 schuf man eine eigene Sportabteilung, die insbesondere Leichtathletik und Fußball betrieb.

Im Frühjahr 1922 begann man dann mit dem Spiel auf dem Manzenplatz entgegen allen Erwartungen sicherten sich die Männer im gleichen Jahr die Danziger- und die Ostpreußen-Meisterschaft während sich die Jugend den Titel „Danziger Jugend-Beste“ holte. Um diese Zeit wurden folgende Sportarten betrieben: Geräte-, Boden-, Volksturnen, Gymnastik, Faust-Hand-, Korb- und Schlagball, Boxen, Ringe, Fechten, Kegeln, Singen, Volkstanz, Singspiele, Tennis, Tischtennis, Kleinkaliberschießen, Schelaufen und Prellball.

Die Mitgliederzahl von 1000 wurde etwa 1922 überschritten. Neue Sportarten wurden eingeführt. Der 1919 nach Zoppot versetzte Turnbruder Carl Hoffmann aus Hamburg begann mit dem Faustballspiel, das später zu einer Domäne des Z.T.V. werden sollte.

Die Turnabteilungen nahmen auch weiterhin den ersten Platz ein. Die Teilnehmerzahlen wurden größer, und die Erfolge blieben nicht aus. Mit dem Hinzukommen von Kurt Kanis um 1933 erreichte der Z. T. V. auf dem Gebiete des Geräteturnens eine Spitzerstellung im Osten.

Die Gau- und Gaugruppenmeisterschaften im Korb- und Faustball wurden fast alle Jahre mit 3-4 Mannschaften besetzt. Auch zu den Spielen um die Deutsche Meisterschaft fuhren ständig einige Mannschaften. Zu einem Sieg in der Deutschen Meisterschaft langte es bei den Männern leider nicht. Die Frauenmannschaft war es 1938 in Hamburg vergönnt, diesen Titel zu erringen. 1941 und 1942 reichte es dann nochmals zum 2. Platz. Diese Erfolge sind mit die stolzesten, die der Z.T.V. erringen konnte.

Fast jährlich wurden in Zoppot turnerische Großveranstaltungen durchgeführt. Die Besucher der Deutschlandringe, in der auch Turnbruder Kanis mitwirkte, werden allen Zoppotern im Gedächtnis sein.

Die Einnahme Zoppots durch die russischen Truppen Ende März 1945 brachte dann die Auflösung des Z.T.V.- Im November 1955 feierte man in Hamburg noch das 65. Stiftungsfest, 120 ehemalige Zoppoter waren froh und glücklich.

X. ZOPPOT, SPIELKASINO, KARNEVAL

Arthur Lenz, Zoppot als Monte Carlo des Ostens. 25 Jahre rollte die Roulettekugel, „Danziger Hauskalender“ 1953, S. 98–101

In der geschichtlichen Entwicklung Zoppots im Aufstieg von einem armseiligen Fischerdorf zum weltbekannten Ostseebad gibt es ein merkwürdiges Zahlenspiel: 1283 wird Zoppot urkundlich zuerst genannt als ein Dorf des Klosters Oliva, und 1823 (am 21. Mai) wurde Zoppot Ostseebad gegründet. Diesem seltsamen Spiel in den Geschichtszahlen folgte in der Nachkriegszeit von 1918 fiebernde Erwartung von Glückszahlen, als Zoppot sich im Jahre 1919 anschickte, mit der Eröffnung eines Spielklubunternehmens das „Monte Carlo des Ostens“¹ zu werden. Seitdem übten 37 Zahlen am Roulettetisch ihre magische Kraft auf Tausende und Abertausende aus, um hier das Glück zu erjagen. Es gab eine eigene Kasinozeitung. In der die Zoppoter Spielkurven in langen Zahlenreihen zu Überlegungen und Kombinationen der Spielgäste wochenweise veröffentlicht wurden.

In Zoppot wurde mit den Ideen eines zu gründenden Spielklubunternehmens völliges Neuland beschritten. Überlegtem Wägen folgte mutiges Wagen. Ehe diese Ideen feste Formen annahmen, galt es zunächst vielen Vorurteilen und Widerständen in der breitesten Öffentlichkeit zu begegnen. Sie machten sich anfangs der Nachkriegszeit von 1918 bemerkbar, als zwei Berliner Kaufleute, Grötz und Wolff, daran gingen, in einem ermieteten Saal des Zoppoter Kurhauses einen privaten Spielbetrieb zu eröffnen. Die Unternehmer wurden verpflichtet, einen vertraglichen Anteil der Überschüsse an die Stadt Zoppot abzuführen. Ein in einem großen Hotel am Hauptbahnhof in Danzig für das Glückspiel gegründeter „Ecarté-Club“ hatte eine nur ganz kurze Lebensdauer. So machte schließlich Zoppot das Rennen in diesem Wettlauf um das Spielunternehmen. Der Kaufmann und Stadtverordnetenvorsteher Lietz schaltete sich mit dem wirtschaftlichen Überlegungen ein, um nach der bevorstehenden Abtrennung des Danziger Gebiets vom Deutschen Reich neue Quellen für die Zoppoter Stadtfinanzen zu erschließen. Berechnungen für eine stetige Entwicklung des Spielklubunternehmens wurden die günstigen Verkehrsverbindungen durch Eisenbahn und Autobus sowie der Ostseebinnenverkehr und die Luftwege eingesetzt. Diesen Erwägungen konnte sich der damalige Zoppoter Oberbürgermeister Dr. Erich Laue² nicht verschließen. (Er wurde

¹ Wegen des berühmten Spielkasinos und wegen der Wagner-Festivals in der Waldoper wurde Zoppot „Monte Carlo des Nordens“ auch „Bayreuth des Nordens“ genannt.

² Erich Laue (1879–1933). In den Jahren 1911–1930 Zoppoter Bürgermeister und Oberbürgermeister.

Nachfolger des am 26. Februar 1919 verstorbenen Bürgermeisters Max Woldmann³, Gründers der weltbekannt gewordenen Zoppoter Waldoper). Mit seinen Spielklubplanungen begab sich Oberbürgermeister Dr. Laue freilich in eine sehr exponierte Stellung als Stadtoberhaupt im Streite der Meinung über ein solches Unternehmen gegenüber dem Magistrat, den Stadtverordneten und der breitesten Öffentlichkeit. In dieser heiklen Situation, Spielklub hin, Spielklub her, versuchte Oberbürgermeister Laue es 1919 in einer besonderen für die Wirtschaft und die Presse bestimmten Denkschrift, dem Gedanken einer Spielklubgründung die Wege zu ebnen. In den Grundzügen dieser Denkschrift kam zum Ausdruck, dass es im öffentlichen Interesse zweckmäßiger wäre, die sich in damaligen Nachkriegszeit breit machende Neigung zum Glücksspiel in geordnete Bahnen zu lenken, staatlich zu überwachen und dadurch wilde Spielunternehmen in geheimen Klubs unmöglich zu machen. Die Überschüsse aus einem solchen sachgemäß kontrollierten Spielunternehmen sollten dem zu einer neuen Entwicklung drängenden Ostseebad wirtschaftliche und finanzielle Einkünfte gewährleisten.

In der Verfechtung der in seiner Denkschrift betonten Grundsätze war es dem Oberbürgermeister Laue nicht leicht, damit in den Spielklubdebatten im eigenen Stadtparlament durchzudringen. Schließlich kam es auch noch zu noch zu einer bewegten Spielklubdebatte im Volkstag, dem an des Parlament der Freien Stadt Danzig. Auch hier platzten die Geister des Für und Wieder hart aufeinander, bis man es für ratsam hielt, dieses heikle Thema praktischen Erwägungen und an realen wirtschaftlichen Gesichtspunkten einzuordnen. Im Endeffekt wurde der Zoppoter Spielklub so auf die Beine gestellt, dass er sich zu einer stetigen Einnahmequelle nicht nur für die Finanzen des Freistaates Danzig entwickelte. Der Spielklub erhielt staatliche Konzessionierung und trat unter öffentlich-rechtlicher Kontrolle. Es bildete sich ein kommunaler Zweckverband, der Freistadt-Gemeindeverband G.m.b.H. mit dem Sitz in Zoppot, an dem verwaltungsmäßig Vertreter der Städte und der Landkreise erhebliche Zuschüsse. Die Schlüsselung wurde abschließend dahin geregelt, dass das Ostseebad allein 50 v.H. der anfallenden Spielklubüberschüsse erhielt, während die anderen 50 v. H. Überschüsse auf die Stadtgemeinde Danzig und die Landkreise Danziger Höhe, Danziger Niederung und Großes Werder zu verteilen waren. Die Leitung des Freistadt-Gemeindeverbandes als Träger der Kontrolle und Verteilung der Spielklubüberschüsse hatte lange Jahre in sich gleich bleibender Treue und Hingabe Hugo Twistel, früherer zweiter Bürgermeister Zoppot, der sich durch seine ehemalige Tätigkeit als Bürgermeister mehrerer Provinzstädte Westpreußens zuletzt Olivas; einen klangvollen Namen als Verwaltungsfachmann und Finanzpolitiker zu erwerben gewusst hatte.

Die technische Seite des Spielklubbetriebes in Zoppot begann 1919 mit einem sogenannten Pferdchen-Glücksspiel auf einem Tableau mit Zahlen im Anklingen an die Pferderennen auf der Bahn in Zoppot. Darauf begann die Roulettekugel als stärkerer Anreiz der Spielgäste zu wirken, aber auch im Baccarat machte sich bald der

³ Max Woldmann (1868–1919). Zoppoter Oberbürgermeister.

Kartenschlitten heimisch, wenn aus ihm mehr oder minder glückverheißenden Spielkarten gezogen und darauf entscheidend für die Spieler vom Croupier aufgedeckt wurden, „Bitte das Spiel zu machen“ hörte man spannend als freundliche Einladung, dann aber im gleichen Rhythmus und im Unterton eines kategorisch entscheidenden Anrufes „Nichts geht Mehr“.



Abb. 19. Der Seestege in Zoppot

Mit den Jetons als Spieleinsatz rollten auch seit Einführung der Guldenwährung im Jahre 1923 die Danziger Silberstücke von zwei und fünf Gulden auf dem grünen Tableau des Roulettetisches. Das unter so vielen Schmerzen geborene Spielklubunternehmen in Zoppot war schließlich nicht mehr wegzudenken aus den öffentlichen Gegebenheiten des Freistaates Danzig. Es bildete einen prickelnden Anreiz nicht nur für die „Eingeborenen“, sondern viel mehr noch für die auswärtigen Besucher Danzigs, Reichsdeutsche und Ausländer, für letztere jedoch in erhöhtem Maße im gleichzeitig herrlichen Genießen „der Perle unter den Ostseebädern“. Letzte Sehenswürdigkeit für die vielen Kongreßteilnehmer aus dem Reiche, die nach Danzig kamen, war der Zoppoter Spielklub. Hier wurde gern noch ein kleines Spielchen gemacht auch von den Dirigenten, Musikern und Sängern der Waldoper, die sich im Dienste der Kunst alljährlich zur Hochsommerzeit in Zoppot ein Stelldichein gaben, Nicht zu vergessen die Besucher der Pferderennen auf der Zoppoter Rennbahn die nach Beendigung der Rennen zur Kurzweil die Spielsäle aufsuchten, wurden doch sehr wertvolle Pferderennen auch vom Zoppoter Spielkasino mit Preisen hoch dotiert. Dafür setzte sich besonders Oskar von Haine ein, ein früherer Riesenburger Kürassier-Rittmeister und Urenkel des Arztes Dr. Haffner⁴ der am 21. Mai 1823 Gründer des Ostseebades Zoppot wurde

⁴ Johann Georg Haffner (1775–1830). Auf seinen Anraten wurde 1823 in Zoppot die Badeanstalt eröffnet.



Abb. 20. Heisse Musik vor dem Kasino-Hotel

Es gab kaum ein Gebiet des öffentlichen Interesses im Ostseebad Zoppot, das nicht finanziell vom Spielklub gestützt wurde. Dazu gehörten neben den pferdesportlichen auch alle anderen Veranstaltungen des hochsommerlichen Kurbetriebes mit dem glanzvollen „Großen Donnerstag“ und den internationalen Tanzturnieren im Roten Kurhaussaal. Der Betrieb im Zoppoter Kurhaus überhaupt wurde in seiner großräumigen, Pachthergabe für den Spielklub völlig von dessen Fluidum eingefangen. In gesellschaftlicher Beziehung und exakter Ordnungsmäßigkeit blieb in keiner Weise etwas zu wünschen übrig. Lange Jahre hindurch war Richard Foerster als Direktor des Zoppoter Spielklubunternehmens tätig und meisterte in rechter Einfühlung die viel Geschick und Takt erfordernden Aufgaben. Mit seinen reichen Erfahrungen und der Praxis eines erstklassigen Fachmannes übernahm er vor einigen Jahrenden Aufbau der rheinischen Spielbank Bad Neuenahr. Dabei verstand er es, bewährte Mitarbeiter aus seiner früheren Zoppoter Tätigkeit heranzuziehen, so daß dort heute das geflügelte Wort von „Zoppot am Rhein“ lebensvollste Erinnerungen an das einstige „Monte Carlo im Osten“ weckt. Ehemals wie heute bildet die zweckmäßigste Überwachung eines sich öffentlich vollziehenden Spielbetriebes ein Kapitel der Aufmerksamkeit für sich selbst. Es blieb auch nicht aus, daß unlautere Elemente mit falschen Jetons am Zoppoter Spieltisch auf Betrug ausgingen, indessen gelang es immer noch, diesen Hyänen dank einer diskret eingesetzten Hauspolizei rechtzeitig ihr dunkles Treiben zu legen. Den „Eingeweihten“ war das scharf prüfende Auge des Hausfaktotums, Vaters Joswig, nicht unbekannt. Auch er gehörte mit zu der wichtigen Aufsicht darüber, daß kein Mißbrauch mit den auf die jeweiligen Namen lautenden Eintrittskarten für die Spielsäle getrieben wurde. Wer Ablenkung

von den tückischen Launen Fortunas wünschte, fand diese in den Klub-, Lese- und Unterhaltungsräumen mit ausliegenden Zeitungen und Zeitschriften. Auch berichteten hier vortreffliche Ölgemälde aus der Inhaltreichen Geschichte des auf einer über hundertjährigen Tradition ruhenden Ostseebades.



Abb. 21. Segelboote kreuzen vor dem Zoppoter Seesteg

So rollte die Roulettekugel unentwegt über 25 Jahre in den Spielsälen Zoppots, bis Anfang September 1944 das Halali „Jagd aus“ (nach dem Glück!) geblasen wurde, ein Halali, das seine dunklen Schatten hin zum grausigen Kriegsende zu werfen begann. Wenige Monate danach sanken auch die Zoppoter Spielsäle unter der unerbittlichen Kriegsfurie in Schutt und Asche. Sie hatten zuletzt für Lazarettzwecke Verwendung gefunden. Heute spreizen sich die polnischen Nutznießer an den Spieltischen im „Grand-Hotel“, dem einstigen schönen Kasinohotel, 1923–1925 nach den Plänen des Danziger Hochschulprofessors Otto Kloeppel erbaut. Er lieferte schon 1905 die Entwürfe für die Fassaden des Danziger Polizeipräsidiums und auch die Pläne für den Erweiterungsbau des Zoppoter Kurhauses. Das mit neuzeitlichem Komfort eingerichtete Kasinohotel am Ostseestrande mit der herrlichen Aussicht auf die Danziger Bucht bis nach Hela wurde aus Mitteln von Überschüssen des Spielklubunternehmens errichtet. Es gibt das beste Beispiel dafür, wie die Erträge aus dem Spielbetrieb mit die Grundlagen für die Entwicklung Zoppots zu einem internationalen Weltbad schufen. Der Erbauer des Kasinohotels, der sich als Vorsitzender des Denkmalrats der Freien Stadt und auch als Vorsitzender der Vereinigung zur Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler Danzigs einen ehrenvollen Namen gemacht hat, erstellte mit dem an Ostseestrande wuchenden Kasinohotel gleichsam ebenso ein Denkmal deutscher architektonischer Leistungen. Diese werden zeugnissweisend auch das Kriegschaos und einen billigen Triumph der heutigen, übermütigen Nutznießer am heimatlichen Ostseegestade überdauern.

Edith Boy, Das Karnevalshütchen am Menzelbach, „Unsere Heimat“ 1961, S. 108–113

Man feiert Fasching nicht nur in München und Karneval nicht nur in Köln oder Mainz. In Zoppot kannte man sie auch, die „drei tollen Tag“. Es lebte ein fröhliches Völkchen dort, und mit Eisenbahn und Autobussen rollte „es“ noch heran aus der Umgebung, zum Rosenmontag, zum Faschingsdienstag, kostümiert, markiert, geladen mit Fröhlichkeit, abhold jeder Traurigkeit. Was für ein Trubel im Kasinohotel, im Kurhaus, in den großen Cafes! Was für ein Vergnügen allein schon für die Kinder auf den Straßen!

Unseren Harras machte das nervös. Er war ernster Natur, und der Anblick des närrischen Volkes erbitterte ihn. Schon am Rosenmontag fing er in der Seestraße an der Ecke Südstraße an zu knurren. Vielleicht war es ungeschickt von mir, ihn dorthin zu führen, aber er hatte mir zu verstehen gegeben, dass er an die Luft wollte, und ich hatte ihm den Gefallen getan – richtiger mir. Ich wollte etwas sehen! Aber dann war es meinem seriösen Hund dort zu bunt und zu bewegt. Er stellte plötzlich seine langen Ohren auf Sturm und ging neben mir über das Pflaster, als schritte er zum mindestens über Spitze Nägel. Dazu knurrte und miefte er abwechselnd. Es lag auf der Hand, dass ihn das Rosenmontagstreiben unangenehm berührte. Das Kostümiertheit der menschlichen Wesen um ihn herum beunruhigte ihn. Er war für die ruhige Tour. In seinem grau-schwarz melierten Hundepelz hätte er selbst sehr würdig in jener bunten Bewegtheit gewirkt, wenn er nicht gar so unwürdig geknurrte hätte.

Mir tat der Hund leid. Als er am nächsten Tag wieder an die Luft drängte. Wich ich mit ihm „ins Grüne“ aus. Ich dachte, dass er am Faschingsdienstag am besten in Gottes freier Natur über die Runden kommen würde. Und aus dieser Überlegung heraus kam mir die Idee, mit ihm in Richtung Menzelbach zu wandern. Insgesamt nahm ich mir vor, ihn sofort abzuleinen, sowie wir aus dem „Gehege“ der Seestraße und des Kurhaus- und Kasinoviartels heraus waren. Ehe es aber soweit war, tapste er erneut/ so, als hätte er eine schlechte Nacht gehabt und noch nicht die Eindrücke vom Vortage in seiner Hundeseele verarbeitet...

„Heiße Musik“ auf „kalter Platte“. Kasino-Hotel-Weltbad Zoppot.
„Danziger Hauskalender“ 1996, o.S.

Wie die heutige Jugend ihre Idole in der Rock- und Popmusik hat, so hatten wir Schüler damals die Idole in der Swing – und Jazzmusik!⁵ Diese Musik kam hauptsächlich aus dem anglo-amerikanischen Raum! Namen der Engländer wie Jack Hylton, Nat Gonella, Harry Roy, Benny Goodman USA, und des fabelhaften Schweizers Teddy Stauffer waren sehr geläufig und bekannt bei uns! Diese Schellackplatten besorgten wir uns zum Teil aus Berlin oder aus dem bekannten Danziger

⁵ Jazz galt, ähnlich wie in Berlin auch in Danzig als Negermusik. Aber allen Einschränkungen zum Trotz hatte er eine außergewöhnlichen Überlebenskraft.

Musikhaus „Trossert“ am Kohlenmarkt, das auch den Landseder mit Platten versorgte! Auch die Firma Max Böhm in der Röpergasse hatte ab und zu „Heiße Schellackplatten“. Unser Taschengeld war damals sehr klein im Verhältnis zur heutigen Jugend, man musste alles zusammensparen! Höchstes Glück war damals der Besitz eines Koffergrammophons, ich besaß so ein Telefunkengerät, um dann u.a. am Strand die neuesten Hits mit der Clique zu erleben!

Um diese „Heiße“ Musik aber leibhaftig zu hören, gab es für und Schüler in Zoppot die „Kalte Platte“ des Kasino-Hotels, draußen vor dem Strand. Hier spielte vor dem Krieg im Sommer das bekannte Tanzorchester Hilden-Arnold Berlin, mit der später sehr bekannten Sängerin „Helga Wille“. Das Orchester war Hausorchester im sehr berühmten „Haus Vaterland“ Kempinski, Berlin, in den Wintermonaten!

Wir pilgerten nach den Schularbeiten öfters in den Kurgarten, um uns an dem Absperrzaun der Tanzfläche die Musik anzuhören und den Tanzpaaren zuzusehen.

Die „Hits“ damals waren: „Leepers Creepers“, „A Tskat-A Tasket“, „Goody Goofy“, „Say SI SI“ Bei mir bist du schön, Gnädige Frau, wo waren Sie gestern etc! Zum Schluß eines jeden Tanztees spielte man das berühmte „Good Night Ladies“ wobei die Kapelle aufstand und alles mitsang! Wenn das Wetter schön warm war, wurde auch am Abend draußen getanzt, bei größeren Veranstaltungen spielte manchmal auch zusätzlich das Rundfunktanzorchester des Landesenders Danzig unter der Leitung von Richard Witzorky! Sehr interessant und aufregend für uns Jugend war es auch, wenn im Sommer die Luxuskreuzfahrtschiffe auf Reede vordem Seesteg vor Anker gingen und die Passagiere mit Pinassen ausgebootet wurden! Ich erinnere mich an die „Oceana“ von der Hapag, die immer ein kleines Wasserflugzeug an Bord hatte, die „Arandora Star“ von Cunard London, und die norwegische Luxusjacht „Stella Polaris“ von Bergenski Oslo, mit deren Reederei mein Vater geschäftlich sehr befreundet war. Der Engländer „Arandora Star“ hatte meistens indische Besatzungsmitglieder in malerischen wie-/blauen Uniformen, die die Passagiere mit den Pinassen an den Seesteg⁶ brachten. Leider froren die Inder immer und zitterten, da unsere Wärme für indische Verhältnisse nicht ausreichte!

Die Passagiere, meistens reiche Engländer und Amerikaner, die Damen mit glitzerenden Juwelen, damals kannte mal noch nicht die Kriminalität wie heute, die Herren im Smoking gingen zur „Réunion“ oder „Soirrée“ ins Kasino-Hotel, tafelten dort und tanzten nach den Klängen von Hilden-Arnoldt Swing, um dann anschließend in das Spielkasino zu wechseln!

Dann kam leider bald die „braune“ Zeit, es änderte sich vieles, heiße Musik war unerwünscht, es hieß nun „Swing tanzen verboten“! Eng. Und amerik. Platten bekam man nur noch unter der Hand, heimlich, dafür kam Marschmusik und Marschieren in den Krieg! Glücklicherweise überstanden, stand man vor dem „Nichts“!

Als großer Plattensammler, auch im Alter, habe ich mir die wieder herausgebrachten „Retrospect Serien“ der alten Kapellen und Künstler von der Plattenindustrie gekauft, lege mir gemütlich, als Rentner, Teddy Staufers „Good Night Ladies“ auf

⁶ Der Zoppoter Seesteg wurde 1928 errichtet. Er war der längste an der Ostseeküste: 458 m über Wasser und 511 m Gesamtlänge.

und denke an die schöne, unbeschwerte Jugendzeit in Zoppot und an den Tanztee auf der „Kalten Platte“ mit Hilden- Arnoldt Berlin!

Vorklänge zum Zoppoter Karneval. Vor fünfzig Jahren – Februar 1936 – Danziger Zeitungen berichteten: Der Kleine Rat begrüßt den Prinzen und die Prinzessin, „Danziger Hauskalender“ 1986, o.S.

Nur noch eine Woche trennt uns vom Karneval, der mit den bekannten großen Veranstaltungen in Danzig⁷ und Zoppot gebührend gefeiert wird.. Wir wissen schon darauf hin, welche Veranstaltungen diesmal in Zoppot vorgesehen sind und machten darauf aufmerksam, dass die Zoppoter Kurverwaltung, die mit Unterstützung der Kasinogesellschaft als Veranstalter des Zoppoter Karnevals zeichnet, zwei Prominente von Bühne und Film für den Karneval gewonnen hat. Es sind dies Ivan Petrovich, der sich den Uoppotern und Danzigern beim Karneval als Prinz Ivan I. von Zoppotien vorstellen wird, und Friedel Schuster, die bekannte Bühnenkünstlerin, als „Prinzen Karneval“ hat die Kleine Rat bereits eine Begrüßungsadresse gerichtet, die originell abgefasst ist.

Gruß an Iwan I:

„Eure Tollität, allergnädigster Prinz Iwan I. von Zoppotien! Die Kurverwaltung des Ostseebades Zoppot hat mir als Präsident der Zoppotere Karnevals Gesellschaft den ehrenvollen Auftrag erteilt, Eure Tollität im Namen des Kleinen Rats und der Bevölkerung herzlich willkommen zu heißen. Die Nachricht, daß Eurer Gnaden in der Faschingszeit das närrische Szepter in Zoppot führen wollen, hat im ganzen Reiche Zoppotien größten Jubel und Begeisterung ausgelöst. Die Vorbereitungen für einen würdigen Empfang und für die Ausgestaltung Eures Besuches sind bereits in vollem Gange. Mit sofortiger Wirkung sind die Abrüstungsverhandlungen bezüglich des Verbrauchs von Alkohol bis nach dem Aschermittwoch vertagt. Bei dem „Danziger Goldwasser“ soll das Wasser für die Faschingszeit in Fortfall kommen. Da die Stadt Zoppot zur Zeit bemüht ist, die Mückeplage zu beseitigen, haben wir dringend gebeten, diese Beseitigung auch die Möckerer auszudehnen, dagegen die mücken leben zu lassen und für ihr Gedeihen in der Faschingszeit zu sorgen. Wir würden glücklich sein, wenn Eure Tollität in der Mitsführung nicht dem Beispiel Eures Ahnen „Iwan der Leutselige und Feuchtfrohliche“ regiert. Mit frohmötigem Alaaf Eurer untertänigster (gez. unterschrieben) Präsenz des Kleinen Rats“.

Selbstverständlich hat der Kleine Rat auch der Karnevalsprinzessin eine Begrüßungsepistel gewidmet, die folgermaßen lautet:

⁷ Karneval bzw. Fasching, gab es auch in Danzig, aber seine Ausmaße waren noch geringer als die in Zoppot. Trotz der Bemühungen der Veranstalter, die zum Teil aus dem Rheinland stammten, war der Karneval in der Freien Stadt Danzig keinesfalls mit dem in Düsseldorf oder Köln zu vergleichen. Von großem Erfolg war dagegen der „Große Donnerstag“ mit „Blumencorso“ gekrönt.

AN PRINZESSIN FRIEDEL

„Ihre Hoheit, Prinzessin Friedel von Zoppototien! Euer leutseliger Entschöiß, in der Faschngszeit das hohe Narrenreich von Zoppototien durch Eure Anwesenheit zu erfreuen, hat größten Jubel in unserem Halbmillionen Reich ausgelöst. Dieser Jubel hat namentlich die Männerwelt in so hehen Maße erfasst, dass behördliche Maßnahmen ergriffen werden mussten, um einem zu spontanen Ausdruck ihrer Freude Einhalt zu gebieten. Die Zeit Eurer Anwesenheit wird für das hohe Reich Zoppototien nicht eine „Friedens“-, sondern eine „Friedeld“-Zeit werden. Ein altes Sprichwort lautet: „Schuster bleib bei deinem Leisten. „Unser närrsches Können und Leisten wird gerne bei Ihnen bleiben. Die Vorbereitungen für Eurer Hiersein sind bereits getroffen. Die Straßen werden mit roten Rosen geschmückt. Die Kasinodirektion ist angewiesen, die Gewinn-Nummer vor jedem Spiel bekannt zu geben. Sekt und andere edle Weine werden an die Bevölkerung gratis verteilt. Die Luft hängt voller Geigen, so dass eine sphärische Musik die Atmosphäre in Zoppototien erfüllen wird. Wir legen uns unserer Prinzessin in devotester Narretei zu Füßen.

des Kleinen Rats“

Lothar Wegner, Peter. Eine Erinnerung an den Zoppoter Kasinostrand, „Danziger Hauskalender“ 1964, S. 72–73

Mit beherrschender Ruhe schaute das gewaltige Zoppoter Kasinohotel auf das Tägliche bunte nachmittägliche und abendliche Saisontreiben zu seinen Füßen. Auf der „Kalten Platt“ ertönten die „Evergreens“ einer unermüdlichen „Band“, „Playboys“ beschäftigten sich mit dem „sex appeal“ knuspriger Teenagers und „Twens“ posierten lässig und sogen an eisgekühlten „drinks“. Das alles gab es bereits vor dem Kriege nur wurden Menschen und Dinge damals zumeist noch nicht amerikanisch katalogisiert.

Einheimische, etwas steife Normalbürger, Beamte, Wirtschaftskapitäne, Industriebonzen, Filmstars und Hochstapler profitierten fröhlich von der gleichen wunderbar kräftigen Seeluft, äußerlich nivelliert durch die bräunende Kraft der Sonne in allen Tönungen von oliv bis Bronze. Man spürte das prickelnde Fluideum dieser gesellschaftlichen Mischung bis in die Zehen.

Bis 10 Uhr vormittags herrschte am gleichen Platz die totale Ruhe exklusiver und gut zahlender Unausgeschlafenheit. Dann allerdings strömten sie herbei, in familien- oder zweckgebundenen Klaus, Die Wasser- und Sonnenanbeter beiderlei Geschlechts. Vorneweg meist Muttis, manikürt, pedikürt, lackiert, shampooiert und einbalsamiert, dahinter die Männer al als Packesel mit sämtlichen Badeuntensillen der Familie, Fernglas, Fotoapparat und einem Dutzend Zeitungen. Den Troß bildeten die Kinder, lieblich bemalt mit Obst- und Speiseeis, die Kleinsten oft mit überdimensional herausgefütterten Vorder- und Hinterbäckchenalles in allem ein herzerfrischendes Bild.

Diese „Milieu“, wohlbekannt allen Zoppotern und den meisten Danzigern, war oft der Nährboden erstaunlicher Typen und Begebenheiten, von denen mit einer in lebhafter Erinnerung geblieben ist.

1935 war es, eine glückliche Zeit, in der die Beziehungen zwischen Eingeborenen und Ausländern nur als bestes zu bezeichnen waren. Zu unserer fröhlichen Strandrunde hatte sich seit kurzem „Peter“ mit dem unaussprechlichen Familiennamen. Niemand konnte ihn behalten, denn er bestand aus Buchstaben, die das deutsche Alphabet am liebsten umgeht. Irgend jemand hatte Peter mitgebracht, da er keinen Strandkorb mehr bekommen konnte. Es ging die Fama, er sei eine polnisch-ungarische Mischung und stamme von einem riesigen Gut, von Beruf Vaters Sohn. Zur Komplettierung seiner gesellschaftlichen „Studien“ genoss er in Zoppot die Freuden und Leiden des Rouletts und der Amour wechselweise. Zu diesem Zweck befließigte er sich eines ausgedehnten Nachtlebens, wozu er bestens prädestiniert war, denn er war unverheiratet, jungenhaft reizend, gentelmanlike und spendabel.

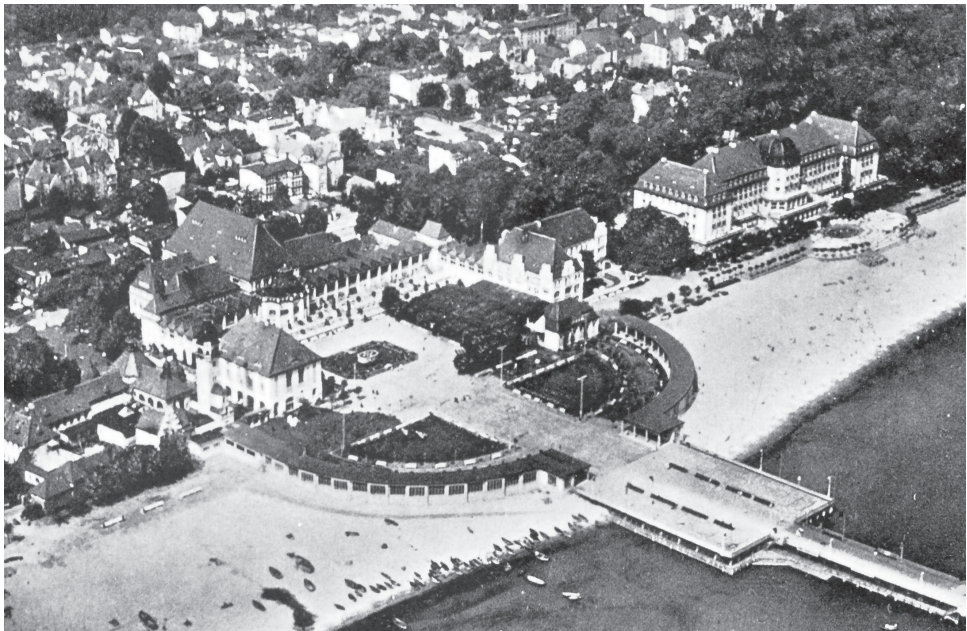


Abb. 22. Das Kurhaus mit Kurgarten und Beginn des Seestegs

Es amüsierte uns stets aufs neue, wenn er morgens, sichtlich unter der Depression von Haarwurzelkatarrh stehend, an unseren Strandkorb kam und mit südöstlicher Liebenswürdigkeit sagte: „Ich bittä sähr, darf ich habben den Vergniegen, zu deponieren meine kleine Sachi n Ihre Korb? Fsn n stskte er als ausgesprochene Landrate vorsichtig und storchbeinig ins Wasser von die Ostsee ist sähr, sähr gutt, aber- viel zu kalt fier maine ungewöhnliche Körpär! Schwimmen konnte und wollte er nicht mit der Begründung: „Schwimmen? Warum? Das kann bei uns nicht mal dār Bürgermaistär! Bis zur Brust ging er nur hinein, wenn das Wasser kurz vor

dem Sieden stand. Bespritzen fasste er als persönliche Lebensgefährdung auf und schrie einmal: „Abär Herrschaft, denekn Sie an meinen inneren Herzorggan! Wird er kalt, macht er knacks, ist er aus-kaputt- und Sie zahlen die Alimenten!!!

Ansonsten war Peter stets von olympischer Fröhlichkeit und Leichtlebigkeit! Seine Verachtung dem Nervus rerum gegenüber war einfach entwaffnend. Mit Geld ging er um wie andere Leute mit Pfefferminzdrops- und darum erzählte ich diese Geschichte eigentlich.

Eines Morgens tauschte er wieder auf und flötete mit dem bekannten spitzbü-
bischen Grinsen: „Ach bitta- darf ich auch hatte widder habben den Vergneigen?
... Er durfte und warf mit unnachahmlicher grandezza seinen Bademantel in den
Strandkorb. Dabei glitt ein dicker verschlossener Briefumschlag heraus und in den
Sand, was Peter nicht bemerkte, weil er sich schon umgedreht hatte. Ich hob das
Kuvert auf und reichte es ihm. „Oh- tausend Dank“, meinte er „meine dumme Kopf
hat verloren schon einmal ihn- eben- in Frrriehstiksraum von Kasino- auf Trieh-
stiksraum von Kasino- auf TischplattÄ! Hat Piccolo gebracht mit ihn hinteräh!“
Damit steckte er den Umschlag gleichmütig in die Seitentasche des Strandkorbs.

Stundenlang tobten wir im Wasser umher, niemand war im Strandkorb, nie-
mand dachte an den Umschlag. Als uns Hunge und Nüdigketi endlich anch Hause
treiben, rief Peter: „Oh-was habb ich jetzt- wie sagt man daitsch- Git aine erschrek-
liche Kohlen- dampf! Addio“. Und damit trabte er ab.

Als er bereits die breite Strandtreppe zur Promenade hinaufschwebte, fas-
ste jemand zufällig in die Seitentaschee und erwischte Peters Umschlag. „Peter,
Peter“, brüllten wir im Chor, „Sie haben Ihren Brief vergessen!“. Petr drehte sich
alngsam um und akem seelenruhig zurück. Freundlich lächelnd nahm er den Brief
in Empfang und meinte so ganz nebenher: „Diese Brief-is nix Brief! Sähhen Sie
här, Herrschaft- voila!“. Damit riß er i hn auf und zog ein Bündel Banknoteen
heraus. „Hier-habb ich gestern Nacht gewonnen- ungefähr zweitausend Gulden-
habe ich noch gar-keine Zeit gehabt, nachzuzählen! Hätt ich fast verloren zum
drittenmal- wie saggt man in daitsch: Alle gutten Dinge sind drei!“- Und fröhlich
pfeifend klemmte er den Umschlag unter seine Badehose.

Tja- solche dollen Heinis gab es damals bei uns!

XI. SCHULWESEN, STUDENTEN

Gertrud Bornholdt, Der Leidensweg einer Linkshänderin,
„Unser Danzig“ 2006, Nr. 7, S. 19–21

Die gebürtige Danzigerin Gertrud Bornholdt wohnte vor 1945 in Danzig. St.-Katharinen-Kirchensteig 13/14, direkt an der Katharinenkirche. Damals standen dort, wo sich heute fast nur noch Freiflächen befinden, dicht nebeneinander schlichte Wohngebäude.

Ganz in der Nähe, an der Radaune „Niedrige Seigen“ wurde die Autorin im Jahr 1932 eingeschult. Diesem Viertel in der Danziger Altstadt, so beengt es dort auch zuzuging, hätte man durchaus die Bezeichnung „Venedig des Nordens“ zuerkennen können, denn es war ein Spielparadis für die Kinder. Da ist es nicht verwunderlich, daß sich unsere Landsmännin noch an vieles erinnern kann. Auch daran, daß man für Linkshänderinnen noch nicht viel Verständnis aufgebracht hat¹. *Die Redaktion*

DER LEIDENSWEG EINER LINKSHÄNDERIN

1932 wurde ich auf Niedere Seigen eingeschult. Meine Klasse befand sich im alten Schulgebäude. Der Klassenlehrer war Herr Buse, ein großer, hagerer, semmelblonder Mann mit einem Pinec-Nez (Kneifer auf der Nase).

Nach einiger Zeit entdeckte er, daß ich mit der linken Hand schrieb, nun hatte er mich auf dem Kieker und mein Leidensweg begann.

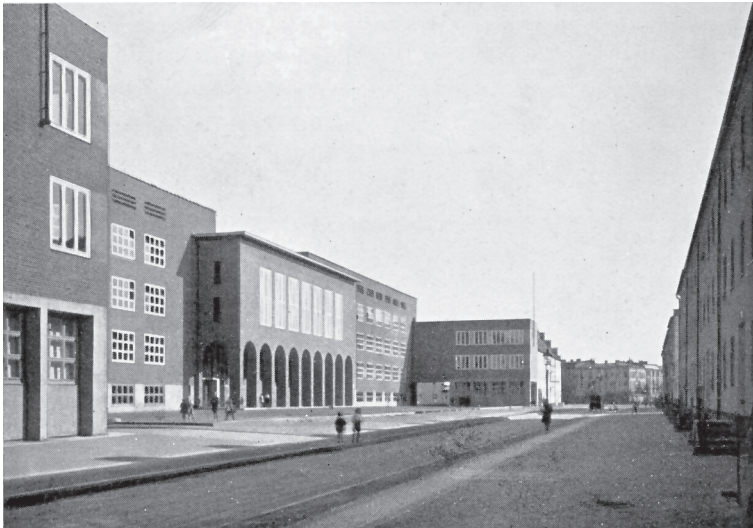


Abb. 23. Pestalozzi Schule in Langfuhr

¹ DNN 12 II 1921.

Laufend prügelte er mich, und vor verhaltenen tränen wurde das Wenige, welches ich auf der Tafel geschrieben- hatte,- gelöscht. Als er mich wieder einmal schlagen wollte, mußte ich vor lauter Angst zum Klo. Die Toiletten befanden sich außerhalb des Schulgebäudes. Unter meiner Schürze und dem Kleid trug ich eine weiße Hemdhose aus Leinen mit Spitze, die am Hinterteil eine Klappe hatte und mit zwei Knöpfen geschlossen wurde. Es gelang mir nicht die Hosenklappe zu schließen. Weil es solange dauerte, suchte Lehrer Buse mich und war mir behilflich. Als ich wieder einmal Prügel bezog, entdeckte meine Mutter an meinem Hals rote Flecken. Danach hatte sie eine ernste Unterredung mit Herrn Buse. Darauf ließ er mich links liegen und ich blieb sitzen. Nach einem Schulwechsel fand ich eine verständnisvolle Lehrerin, die sich meiner annahm und mich aufbaute. Heute schreibe ich mit der rechten Hand, aber nähen, schneiden usw. mache ich alles mit links.

Trotz allem kann ich zwei abgeschlossene Berufsausbildungen vorweisen.

Das war noch Frl. Mang, eine strenge und unfreundliche Lehrerin. Montags hatten wir kath. Religionsunterricht. Zur Kontrolle, ob wir am Sonntag auch in der Kirche waren, mußten wir die Farbe des Meßgewandes, welches der Priester am Sonntag in der Kirche trug, auf einen Zettel schreiben. Auch die Fingernägel wurden auf Sauberkeit kontrolliert, ebenso die Tafelläpchen und die unlackierten Ränder unserer Schiefertafeln. Ansschließend ging Fr. Mang durch die bankreihen und stocherte auf der Suche nach Kimmchen (Läusen) mit zwei Federhaltern in unseren Zöpfen überm Ohr rum. Wer Läuse hatte, mußte auf die Lausbank, die seitwärts stand.

Unser Schularzt hieß Dr. Ziegenhagen, ein kleines hutzliges Männlein mit Spitzbart und PinecNez. Ich kann mich noch an seine kalten Hände erinnern. Zwei neue Lehrerinnen sind mir in Erinnerung geblieben, F. Kleist und Frl. Bertling.

BRONJA, EINE JÜDIN

Eine Mitschülerin von mir war Bronja Zeigefinger. Wir drückten zusammen dieselbe Schulbank, und hatten am 31. Mai Geburtstag. Bronja zahlte 3. Gulden Schulgeld, die Lehrerin notierte den Empfang in einem kleinen kleinen Heftchen. Bronja war ein hübsches Mädchen mit schwarzen Kirschaugen und hatte gelocktes Haar, das sich an der Stirn und den Zopfenden krillte. Ihre ältere Schwester Regina sah nicht so gut aus. Ich hatte mit Bronja denselben Schulwege und sie nahm mich oft in ihre Wohnung mit. Sie wohnte in einem Haus „Hinter Adlers Brauhaus“, 1 Etage. Aus dem Küchenfenster blickte man in die Plappergasse². Wir schlecker-ten an Zitrone in Zucker gestippt oder Bronja bot einen Zitronensaft an. Ihre Eltern hatten auf dem „Altstädtischen Graben“ einen Obst- und Gemüsestand in einem Keller neben dem Bäcker zwischen Ochsen-gasse³ und Nähtlergasse⁴. An der Ecke hatte der Sattler Nadolny sein Geschäft. Im Schaufenster stand in Normalgröße ein ausgestoppptes Pferd. Ich hatte mich bei Bronja verspätet und peste durch das

² Heute ulica Kumoszek.

³ Heute ulica Oborniki.

⁴ Heute ulica Igielnicka.

Tor über den Sandplatz, wo größere Jungen penschten, nach Hause. Meine Mutter wartete sscho mit dem Mittagessen, es gab „sauere Klops“. Durch unseren Umzug in einen anderen Stadtteil brach mein Kontakt mit Bronja ab. Sollte sie überlebt haben, vielleicht hat sie an unserem gemeinsamen Geburtstag auch mal an mich gedacht: Da war noch Therese Erdmann, sie wohnte in der Bäcker-gasse. Ihr Vater hatte dort eine Bäckerei. Nach Schulschluß durfte eine andere Schülerin (Zielinski) und ich Therese begleiten und mußten vor dem Laden warten. Therese versorgte euns mit Torenstückchen vom Tag davor. Wir freuten uns sehr. Anschließend gingen wir in Richtung Gasometere, dort war ein Großmarkt für Obst und Gemüse. Da arbeitete der Vater der anderen Schülerin, welcher uns mit Obst beschenkte.

MENSCHEN, TIERE, SENSATIONEN

Sommer, Sonne, Schulferien, Dominik, ach war das eine schöne zeit. Endlich war es so weit. Meine drei Brüder und ich waren fein hereausgeputzt, weiße Matrosenblusen und ich außerdem einen Propeller (Schleife) im Haar. Ab ging es am Sonntag zum „Brausenden Wasser“ zur zwei Pfennig Fährre. Es war eine Holzfähre, die tief im Wasser lag. Der Fährmann zog sie mit einer Metallwindenschnur ans andere Ufer der Mottlau. Dort saß der blinde Herr Mehling mit seinem Schifferklavier und stimmte die Besucher auf den Dominik ein. Er bekam von uns ein Dittchen.

Unsere Mutter war bei der Zollbehörde, Abt. Abfertigung am Legetor beschäftigt, Die Schausteller aus dem Reich und Ausland wurden dort abgefertigt, und so hatte sie einige Freikarten für ihre vier Kinder geschenkt bekommen. Der Dominik fand auf einem große Platz in der Nähe der Breitenbach Brücke statt. Wir Kinder waren voller Ungeduld, schoben und drängeln. Von weitem sah man schon das Riesenrad, die Achterbahn und das Kettenkarussell. Es herrschte ein Kunterbunt und Trubel. Es reihte sich Schaubude an Schaubude. In der ersten wurde die Dame ohne Unterleib versprochen. In der nächsten der Kuhnensch, weiter siamesische Zwillinge, dann Liliputaner, Ringer und Affen Mutter kaufte für uns einen rotglasierten Apfel am Stiel, Thoner Katharinen und Steinpflaster. Außerdem durften wir Kinder uns ein kleines Spielzeug aus einem Bauchladen aussuchen. Ich wünschte mir ein Jojo, lieber hätte ich einen Hampelmann gehabt, aber der war zu teuer. Meine Brüder suchten sich einen krähendenn Blechhan mit Mundstück, Schalliwalli, und eine Papierschlange zum Aufpusten, Danach gingen wir an der rollenden Tonn vorbei und suchten die Geisterbahn, denn dort wartete Onkel Fritz und Tante Liesbeth aus Zoppot auf uns. „Goldenen“ mit ihm neuen Schleiser (Freund) war auch dabei. Zum Abschied gab Onkel Fritz zwei Gulden für die Kinderschen (die wurden aber nicht ausgegeben). Nachdem die Freikarten aufgebraucht waren, gingen wir über Langgarten nach Hausem wo allerlei fremdländisches Volk, Chinesen, Zigeuner usw. ihre Waren anboten. Der Dominik war längere Zeit in Danzig, deshalb durften wir Geschwister noch einmal alleine hin. Jeder bekam ein Dittchen und wir zogen los. Mein kleiner Bruder wollte unbedingt ein Eis. Wir standen vor einer Schaubude und waren abgelenkt. Plötzlich ein sausender Schatten und Horstchen war sein Eis los. Ein angeketteter Affe war der Übeltäter. Horstchen warf sich auf den Boden

und schrie und schrie und hörte nicht auf. Die Zuschauer lachten, und eine Frau gab ihm ein Dittchen für ein neues Eis und die Situation war gerettet. Ich setzte mein Dittchen beim Würfelspiel um und gewann als Kind ein Kaffeeservice, das wurde für die spätere Aussteuer aufbewahrt und blieb 1945 in der Heimat, Das hätte ich nach der Flucht gut gebrauchen können.

UNSER SCHUCKER BRUNO

Zu meinen Kindheiserinnerungen gehört auch unser schucker Bruno. Wir Danziger Kinder aus der Altstadt waren dort überall, wo etwas los war. Ob auf der Speicherinsel, an der Radaune oder auf dem Dominikanerplatz.

Am schönsten für uns Kinder in der Brigitten- und Katharinen-Kirche. Wir warteten vor dem Kirchenportal. Die große Tür öffnete sich und voran erschien schucker Bruno mit Zylinder, Scheske (Gehrock) und weißen Handschuhen an seiner verkrüppelten Hand. Über einem Arm hing ein Krickert (Gehstock). Sein linker Mundwinkel hing herab, und er seiberte. Er orgte dafür, daß die Hochzeitgesellschaft, auf die der Fotograf schon wartete, nicht von uns Kindern behindert wurde. Danach liefen wir von der Kleine Nonnengasse in Richtung Malergasse und riefen „schucker Brubo, schucker Bruno“. Er kriepte seinen Krickert durch die Luft und warf ihn hinter uns her. Während des Krieges ist schucker Bruno mir noch einmal begegnet. Ich war Lehrling in einer zahnärztlichen Praxis und fuhr täglich mit der Ohrschen Loor, Linie 6, nach Ohra. An der Haltestelle Petershagen⁵ stieg Bruno zu. Mein erster Gedanke war: „Mein Gommas, hoffnetlich erkennt er dich nicht“. Er übernahm sofort das Kommando, drängte die baltische Schaffnerin zur Seie und zog an der Bimmelschnu. Der Straßenbahnschaffner nickte der Schaffnerin zu, das hieß, alles in Ordnung..

Das war meine letzte Begegnung mit unserem schucker Bruno.

Alfons Klatt, Das bestandene Abitur. Der Tag, an dem der „Stürmer“ getragen wurde, „Unser Danzig“ 2007, Nr. 2, S. 13–15

Man schrieb das Jahr 1937. An der „Oberrealschule St. Petri und Pauli“ am Hansaplatz in Danzig stand zum Abschluß der Schulzeit von Alfons Klatt die Ablegung des mündlichen Abiturs bevor. Wenn man das bestanden hatte, folgten traditionsgemäß nicht nur diverse fröhliche Feste, sondern man durften dem „Stürmer“ tragen, auf deren runden Scheiben weit sichtbar das Wappen der Schule oder das eigene Monogramm zu lesen war. Von der Prüfung und „danach“ erzählt der Autor und ruft dabei eine ganze reihe von Gaststätten in die Erinnerung zurück. *Die Redaktion.*

DER ABITURTAG

Am ersten Abiturtag versammelten sich siebzehn muntere Knaben in festlicher Kleidung vor dem Lehrerkollegium, das entsprechend der Bedeutung des Tages

⁵ Heute ulica Zaroślak.

ebenfalls festlich gekleidet war. Nach der Begrüßung durch Oberstudiendirektor Beil und Einführung in das Prüfungsgeschehen wurden wir zunächst in den Musiksaal geschickt. Die Klavierspieler unter uns fingen natürlich sofort an, auf dem Klavier herumzuklimpern. Dann wurde es ernst.

Ich wurde als erster zur Prüfung im Fach Deutsch in das Prüfungszimmer gerufen. Das Lehrerkollegium saß im Halbkreis um den Prüfungstisch. Mein Deutschlehrer Dr. Lindow gab mir das Prüfungsthema, es hatte mit Wagners Opern und der germanischen Mythologie zu tun. Ich hatte 20 Minuten Zeit zur Vorbereitung. Es gelang mir trotz der kurzen Vorbereitungszeit, meine sehr gute Note in diesem Fach zu bestätigen.



Abb. 24. St. Johann, Abiturklasse 1937

So wurde einer nach dem anderen aufgerufen. Am Nachmittag kam die zweite Prüfung in Englisch. Bei der kritischen Auseinandersetzung über mein Übersetzungsvermögen wollte ich mich mit der Bemerkung retten: „Wir sollten doch immer fließend Übersetzen“. Der Prüfer bestand dennoch auf Übersetzung einer einzigen Vokabel, die ich nicht kannte. Schließlich fand ich die richtige Übersetzung und konnte auch in diesem Fach meine bisherige gute Note verteidigen.

Am zweiten Tag war nur noch der Vormittag für Prüfungen vorgesehen. Hier gab es im Fach Chemie für mich keine Unklarheiten. Danach wurden wir alle ins Prüfungszimmer gerufen und die Prüfungsnoten mitgeteilt. Alle hatten wir bestanden, allerdings zwei mit der Bemerkung, daß es „gerade so gereicht hätte“. Das ging jedoch schon fast bei der Freude, die das bestandene Abitur auslöste. Im Abschieds- und Gratulationstrubel konnten wir uns gerade noch zum Treffen verabreden.

DER „STÜRMER“

Am letzten Abiturtag standen die Mütter und Väter in der Eingangshalle der Schule, in der Hand eine Mütze, um zum bestandenen – Examen zu gratulieren. In Danzig war es Tradition, daß Abiturienten nach bestandener Prüfung rote Mützen teils als Tellermützen oder wie an St. Petri und Pauli als „Stürmer“ trugen. Auch die Abiturientinnen trugen solche Tellermützen fesch und schief auf dem Kopf. Auf den Tellern oder den kreisförmigen Scheiben der Stürmer waren entweder das Wappen der Schule oder das eigene Monogramm aufgestickt. Es war üblich, dass diese Arbeit ein bekanntes Mädchen übernahm. Dafür wurde sie dann auch als Dank dafür zum Schlußball, dem Abiball“, eingeladen.

Danzig, eine Stadt mit 250 000 Einwohnern, hatte ja mehrere Gymnasien und Lyzeen. So waren in der Abiturzeit, die etwa einen Monat lang andauerte, viele Jungen und Mädchen mit den Abiturmützen auf dem Kopf in den Gassen zu sehen. Sie wurden in der Regel zwei Wochen lang getragen und verschwanden dann in Tüten oder Kartons in der Wohnung. Seltener zierten sie auch die Wände.

Das „NS-Gedankengut“ der „Volksgemeinschaft“ vertrat sich 1937 allerdings nicht mehr mit der Zuschaustellung des bestandenen Abiturs. So wurde dagegen Sturm gelaufen. Doch die Ausstaffierung der NS-Führerschaft und der HJ mit Sternen, Goldkordeln und dergleichen störte die „Volksgemeinschaft“ nicht. O heilige Einfalt! Wir waren wohl die letzten Abiturienten mit den roten Mützen, soweit ich mich erinnerte. Beachtenswert ist, daß auf unserem Abiturbild keiner in HJ-Uniform zu sehen ist, obwohl nur drei von uns nicht in der Jugendorganisation waren, alle sind festlich zivil gekleidet. Es wurde sowieso bald unwichtig, denn am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg, an dessen Ende Deutschland in Trümmern lag.

DIE FEIERLICHKEITEN

Es war guter Brauch bei den Abiturienten, daß man sich nachmittags und an den folgenden Tagen mit der roten Mütze bei den Familienangehörigen und guten Freunden des Elternhauses vorstellte. So kam man in den Genuß diverse Geildgeschenke, die man für die kommenden Tage gut gebrauchen konnte.

Es nahte das verabredete Treffen am Hauptbahnhof am Abend. Etwa Zweidrittel von uns fanden sich ein, einige feierten in der Familie, andere wohnten zu weit in Orten der Danziger Höhe. Sie konnten nicht kommen, weil die Zugfahrten am Abend sehr früh endeten.

Nach kurzem Palaver ging es erstmal in „Mampas Guten Stuben“, deren eine große Bierstube mit runder Theke zugeordnet war. Am oberen und unteren Rand liegt je eine runde Messeingstange entlang, die obere für die Arme, die untere für die Füße. Hier tranken wir einige Biere, mit denen wir uns gegenseitig erneut gratulierten. Dann zogen wir weiter ins Stadtzentrum. Dabei begegneten wir öfters andere Abiturientengruppen. Am Staatstheater angelangt, liefen wir unserem Klassenlehrer Dr. Lindow in die Arme. Er wurde sofort umzingelt, Gesprächsfetzen

„Na Jungens, wo wollt ihr denn hin?“

„Wenn ihr wollt, können wir in „Denzers Weinkellr“ am Langen Markt Wein trinken.

Dieser Vorschlag fand Anerkennung. Schnell brachten wir den Weg dorthin im Getümmel des abendlichen Menschenverkehrs hinter uns. Im Weinkeller wurde Tische in eine Reihe zusammengestellt und an die Kopfseite setzte sich der Klassenlehrer, ein Junggeselle. Er spendierte auch die ersten Flaschen. Anschließend konsumierten wir weitere Flaschen, indem wir gruppenweise unser Geld zusammenaddierten. Die Unterhaltung wurde mit fortschreitendem Abend und längerem Weingenuß lauter und persönlicher. Schließlich erinnerte sich einer von uns, daß sowohl der Klassenlehrer als auch wir gleichzeitig Schüler der Petrischule gewesen sein, er als Primaner, wir in der Unterstufe, wahrscheinlich als Sexaner. Das ermunterte uns zu der Äußerung: Dann können wir zu Ihnen auch Du sagen.“

Und tatsächlich, unser Lehrer machte mit. „Ihr könnt Illo zu mir sagen.“ Na ja, unter uns hatten wir ihn schon lange „Illo“ genannt. Bei der Durchnahme von Schillers Wallenstein hatte er die Rolle des Generalls Illo gelesen, daher der Name! Einige von uns scheuten sich dennoch, Illo zu duzen. Für dieses Vergehen wurde eine Srafzahlung von einem Gulden abgemacht. Wir brauchten schließlich Geld für weiteren Wein.

Kurz nach Mitternacht stellte Illo fest, daß er zum Bahnhof müsse, weil der letzte Zug bald abfahren werde. Natürlich gaben wir ihm das Ehrengelb. In der Langgasse / Ecke Langer Markt zogen zwei unserer Mitabiturienten eng geärmelt mit zwei Mädchen und tief versunken an uns vorbei. Sie bemerkten uns kaum. Am Bahnhof angekommen brachten wir Illo bis an den Zug, damit er nicht verloren geht. Der Bahnbeamte ließ uns an der Spree ohne Bahnsteigkarte mitgehen.

Nachdem wir Illo verfrachtet hatten, war es mittlerweile ein Uhr morgens geworden. Der „Tag nach dem Abitur“ begann. Einige verabschiedeten sich und verschwanden in der Mitternachtsbeleuchtung. Für den Rest konnte es kein größeres Erlebnis geben als der Besuch einer Tanzbar als Mittelpunkt des Nachtlebens. Wir wußten, daß die „Germaniabar“ einen guten Rat hat. Den mußte sie auch eigentlich haben, denn sie befand sich erstens in der Heilige-Geist-Gasse und zweitens direkt neben unserer Gymnasiastengasse, der Königlichen Kapelle.

Es ging einige Stufen hoch zur Garderobe. Dort wurden uns von hilfreichen Händen die Mäntel abgenommen. Aber die Abi-Mützen gaben wir nicht her, da kannten wir kein Pardon. Im Lokal war helles Licht, in einer Ecke spielte eine Kapelle, auf der Tanzfläche bewegten sich Tanzpaare, an den Tischen unterhielten sich leise die Leute. Der befrachtete Ober führte uns zu einem Sechsertisch und übergab die Getränkekarte. Wir bekamen Bedenken ob der Preise, hatten wir doch schon reichlich Geld in „Danzigers Weinkeller“ gelassen. Es reichte nur noch für Bier.

Da saßen wir nun und nuckelten vorsichtig am Bierglas, lauschten der Musik und sahen den Tanzpaaren zu. Keiner von uns wagte es, eine Dame zum Tanz aufzufordern. Da bemerkte ich, daß am Damentisch eine Dame der Kapelle ein Zeichen gab. Daraufhin wurde „Damenwahl“ angesagt und wir alle zum Tanz aufgefordert. Auf mich kam eine hochhackige zierliche dunkelhaarige Maid zu, und schon drehten wir uns zur Musik. Nach kurzer Zeit begann die Unterhaltung mit Fragen, von welcher Schule wir wären und was die Mütze bedeutet. Als ich erklärte, daß die Mütze ein Zeichen des bestandenen Abiturs sei, nahm sie meine Tanzpartnerin mir

von meinem Kopf ab und setzte sie sich auf mit der rrlauten Bemerkung. „Nun habe ich das Abitur bestanden!“.

Ich sah, daß es einigen meiner Mitabiturienten ähnlich erging. Nach dem Tanz wurden uns die Mützen aber wieder ausgesetzt. Bei den nächsten Tänzen forderten wir dann die Damen auf. Der Ober versuchtem, uns duch Aufforderungen zu animieren wie: „Na, zur Feier einige Flaschen Sekt`?“ Wir aber blieben bei Bier, was blieb uns anderes übrig. Der Tag war anstrengend, die Müdigkeit nahm zu, noch ein Tanz, dann wurde bezahlt. Der Portier an der Tür wünschte uns eine gute Nacht mit der bissigen Bemerkung: „Die Herren sind wohl nicht nur müde, sondern auch pleite“.

Alle anderen verschwanden in der Dunkelheit, nur zwei blieben übrig Bäckermeister Sohn Gerhard Granditzke und Zollassistenten Sohn Alfons Klatt. Wir hatten plötzlich Hunger. Deshalb gingen wir durch die Heillige-Geist-Gasse in Richtung Holzmarkt zur Kutscherstube des Hotels „Deutsches Haus“. Die Stube öffnete erst abends und war bis zum nächsten Morgen für hungrige und durstige Seelen geöffnet. Nach einer terrine Erbsensuppe mit Einlage und einem Bier dazu verabschiederen wir uns voneinander.

Eine Woche später fand die feierliche Entlassungsfeier statt, Bis dahin trafen wir uns noch öfters in unserem Klassenraum. Es war Brauch, daß die Lehrerin das weiße Futter unserer Abimützen ihren Namenszug seztzten. Das ergab dann ein buntes Schriftbild von Tinte, Rotstift, Kopierstift und Grünstift. Vor der Entlassungsfeier hatten wir noch einen gemeinsamen Fototermin. Die Feier selbst verlief im üblichen Rahmen mit Musik, Reden, Zeugnisübergabe, dem Schlußchor und den beiden Nationalhymnen, dem Deutschlandlied und dem Horst-Wessel-Lied.

Zum Abschluß des Tages fanden wir uns am Abend zum „Abiball“ im Hotel „Deutsches Haus“ am Holzmarkt ein. Wir, das waren die A-Klasse mit Anfangssprache Englisch der Petrischule. Die Abiturienten der anderen Schulen feierten woanders ihren gemeinsamen Ball, weil wir uns während der Schulzeit nie besonders gut miteinander verstanden hatten. Übrigens gab es 1937 an der Oberrealschule St. Petri und Pauli zwei Abbälle. Beide wurden von der Lehrerschaft nicht besucht, außer den Klassenlehrer.

Die Zeit brachte es mit sich, daß wir uns schon kurz nach dem Abitur aus den Augen verloren. Zufällige Begegnungen waren selten.

Manfred Krutein, Ein Abend in der Machandeltreppe,
„Danziger Hauskalender“ 1990, o.S.

An diesem denkwürdigen Abend waren wie gewöhnlich alle Tische in der Machandeltreppe, einem bekannten Bierlokal in Danzig-Langfuhr, von Stammgästen besetzt, die sich an Bieren und Schnäpsen wohltaten. Das Lokal hatte seinen Namen bekommen, weil es nicht zu ebener Erde, sondern eine halbe Etage höher lag und von der Straße aus nur durch rine Außentreppe von achtzehn Stufen zugänglich war. Diese führte zu einer Plattform, von der man durch eine breite Eigangstür in die Kneipe gehen konnte. Etwa zwei Dutzend Gäste saßen an den

Tischen und an der Bar und redeten laut aufeinander ein. Eine Runde nach der anderen wurde bestellt, die Erzählungen wurden phantastischer und das Gerede lauter und lauter:

Plötzlich verstummte alles, als sich zwei junge Kerle, offensichtlich Studenten der TH, zu streiten anfangen und alle Aufmerksamkeit auf sich lenkten⁶. Sie waren kurz vorher in das Lokal gekommen, brüllten sich gegenseitig an und schienen mit den Fäusten aufeinander losgehen zu wollen. Die Gäste saßen wie gebannt und betrachteten die Szene. Bald darauf kam eine Gruppe von etwa acht Studenten herein. Sie schienen die beiden Streithähne zu kennen und brachten s fertig, die beiden Kampfahne zu trennen. Um den Frieden zu feiern, bestellten die Studenten sofort vier Runden Bier und Machandel, was die Kellner für eine Weile voll beschäftigte. Bald standen vierzig Biergläser und vierzig Schnapsgläser mit Machandel auf den Tischen der nun friedlichen Studenten. Die allgemeine Unterhaltung ging fröhlich weiter.

Plötzlich kam Unruhe und Gelächter von der Tür. „Kommt mal gucken, hier oben auf der Plattform steht ein Auto!“ rief ein kleiner krummer Mann in Mantel und Hut, der soeben das Lokal verlassen hatte und wieder zurückkam.

„Du bist besoffen Mensch“. „Nicht ganz bei Groschen! Riefen die Menschen und lachten ihn einfach aus. Der Krumme hielt die Tür ganz weit offen und schrie „Glaubt ihr mir jetzt?

Vor der offenen Tür, hoch oben auf der Plattform, stand ein zweisitziger schwarzer DKW, als wäre er gerade die Treppe heraufgefahren. „Donnerwetter!“ Alle Gäste sprangen von ihren Sitzen und eilten zur Tür. Wie kam das Auto hier nach oben vor die Tür? „Das ist mein Auto!“ schrie einer der Gäste wütend. „Ich hatte es unten auf der Straße geparkt. Wie kommt es hier rauf? Er rief dem Wirt zu: „Rufen Sie die Polizei!“

Da die Polizeiwache nicht weit entfernt lag, erschien schon nach einer Minute ein Polizist mit blank geputzen Helm. Langsam kam er die Reppe hinauf, blieb vor dem kleinen DKW auf der Plattform stehen und schüttelte verwundert Kopf und Helm. Er hörte sich das aufgeregte Gebabbel des Autobesitzers an und erklärte dann mit fester Stimme: „Wenn das Auto nicht gestohlen ist, kann die Polizei nichts tun. Das ist Sache der Feuerwehr“ Damit war die Angelegenheit für ihn erledigt, und er verließ die Kneipe mit festem Schritt.

Der Wirt rief die Feuerwehr herbei. Die Feuerwehreute stützen von ihrem roten Wagen, rollten die Schläuche heraus und schlossen sie mit geübtem Griff an den Hydranten vor dem Haus. Nach lodernden Flammen suchend schweiften ihre Blicke hin und her. „Wo ist das Feuer? Wo brennt es?“ riefen sie durcheinander.

⁶ Das Studentenleben war besonders in Langfuhr zu sehen. Beim Rektorwechsel machten die Studenten Fackelzüge. Man wird wahrheitsgemäß konstatieren müssen, dass in der Zwischenkriegszeit in Danzig keine Boheme gegeben hat und die Danziger Künstler prägten nicht das Bild der Stadt. Siehe auch: W. Rösler, Student in Danzig. Die kritische Jahre, „Westpreußen Jahrbuch“ 1992, S. 116–130.

Nach einer Weile begriffen sie, daß man sie wegen eines auf der Treppenplattform stehenden Autos gerufen hatte, und böß rollten sie ihre Schläuche wieder zusammen. „Wenn das Auto nicht brennt, jetzt es uns rutscht an“, erklärte der Feuerwehrhauptmann.

Der Autobesitzer war erbost. „Soll ich meinen Wagen erst anstecken, damit ihr was tut? Bringt ihn zurück auf die Straße!“ schrie er. Der Feuerwehrhauptmann richtete sich in seiner ganzen Würde auf. „Wenn das Auto nicht brennt, geht es uns rutscht an“ Und zu seinen Männern gewandt befahl er: „Alle Geröte verstauen! Zurpck zur Wache. In weniger als einer Minute war der rote Wagen verschwunden.

Jetzt war guter Rat teuer Wie konnte der Wagen wieder auf die Straße gebracht werden? Vorschläge wurden gemacht und wieder verworfen. Ein Gast schlug vor, Werfkräne zu holen. Ein anderer riet, einen großen Gasballon aufzutreiben und damit den DKW anzuheben „Vielleicht einen Zeppelin?“ lallte ein Drittel. Ein Trinkfest hatte eine glänzende Idee. „Könnten nicht die Studenten von der Technischen Hochschule helfen? Die haben doch immer gute Ideen“

Die waren schon längst dabei, alle möglichen Pläne zu erörtern. Nach allgemeinen Ratbeschluß erklärte ihr Wortführer. „Wenn ihr uns unsere Rechnung bezahlt, können wir helfen und das Problem lösen“ „Einverstanden“, rief der Autobesitzer, der langsam verzweifelt war. Die Kellner eilten treppauf, treppab, um die Gäste auf der Straße mit Bier und Schnaps zu bedienen. Das Geschäft blühte für den Wirt. „Wenn Ihr’s schafft, krieg ihr von mir noch ne Extrarunde spendiert“, versprach er. „Angenommen“, rief einer der Studenten, „Sobald unsere Rechnung bezahlt ist, gehen wir ans Werk“.

Der DKW- Besitzer zahlte für 40 Biere und 40 Machandel und stieg dann zu der erwartungsvollen Menge auf die Straße hinunter. Die Zehn Studenten stellten sich zu beiden Seiten des Autos auf, krempelten ihre Hemdsärmel hoch, spuckten in die Hände, packten das Auto an Trittbrett und Stoßstangen an, hoben es hoch, trugen es im Gleichschritt die Treppe hinunter und setzten es auf de Straße.

Die Menge lachte und klatschte begeistert Beifall. Ihr Gelächter ersticken fast das Geschrei des Autobesitzers: „Jetzt weiß ich auch, wie das Auto da draufgekommen ist, ihr Halunken!“

Jeder ging zurück in die Kneipe, wo alle in Hochstimmung weitertranken. Der Wirt ließ seine Extrarunde auffahren, zu der noch mancher Gast eine weitere für die Studenten spendierte.

25. Jähriges Hochschul-Jubiläum. Ein unvergeßliches Ereignis im Juli 1929, „Danziger Hauskalender“

Die Bevölkerung Danzigs säumte zu Tausenden die Straßen, um den Zug zu sehen und freudig zu begrüßen.

Frau Gedanias Einzug und Begrüßung

Kurz nach 17 Uhr gabe es bei Brabante auf der Mottlau ein seltsames Bild. Eine Danziger Kogge mit hohem Heck und hohem Schiffs-Kogge, wie ein Wikingerboot

gebaut und ornamentiert, kam in stolzer Fahrt daher, von kräftigen Ruderern getrieben. Unter einem Blumenbaldachin thronte Frau G e d a n i a. Ihr zu Füßen saßen ihre Ehrenjungfrauen in kornblumenblauen Mänteln mit aufgelöstem Haar gar minniglich anzuschauen. Festliche Herolde in den Danziger Farben sandten Fanfarengrüße vom Schiff zur Stadt, wo Tausende sich auf der Langen Brücke drängten, um die Begrüßung Gedanias am Heiligen Geist-Tor zu sehn.

Begleitet von Ruder- und Paddelbooten legte das stolze Schifff an⁷. Dann nahm Frau Gedania auf ihrem Throne, unter blumengeschmücktem Baldachin auf dem großen Festwagen Platz, der von vier schweren Pferden gezogen wurde, die lange Decken in den Danziger Farben umhüllten, Herolde schritten danben.

Der große Festzug

In der Heiligen Geistgasse und in der Breitgasse ordnete sich dann unter Absperrungshilfe der Schupo der lange bunte Zug von vier berittenen Studierenden in Wichs mit schwarz-weiß-roten Schärpen. Es folgte die Musik. Ein hübsches Reiterbild boten danach die Chargierten zu Pferde, denen der lange Zug der Fahnenabordnungen folgte. Dann came der Festwagen Gedanias.

Die verschiedenen Abteilungen schlossen sich an. „Wohnungsnot und Wissenschaft“ eröffnete. Die neun Musen winkten anmutig von einem von beflügelten Rossen gezogenen Wagen. Drei gelehrte Herren wanderten in Halskrausendahinter. Enbleme der Eelkizität zogen heran. Galvanis Frosch zuckte auf einem Wagen. Quecksilberlampe, Photoapparat, Mikroskop wanderten hinterdrein. Die „Chemie“ eröffnete ihren Zug mit drei Alchimisten. Eine Riesenretorte über Feuer grüßte von einem wagen. Dann kam die F a c h s c h a f t d e r A r c h i t e k t e n, die mit Kunst und Witz die Baugeschichte darstellten. Ägypter trugen eine Pyramide, Griechenjünglinge ein logisches Kapital. Großen Beifall fand ein Festwagen, der Danziger Archikturjuwel, de St. M a r i e n k i r c h e, in v e r g o l d e t e r N a c h b i l d u n g zeigte.

Das Rathaus fehlte nicht. Sehr lustig war die Schar der Alt-Danziger Bürgerhäuser, die vergnügte Reigen improvisierten. Das K r a n t o r schritt würdig einher. Köstlich die Helene-Lange- oder vielmehr die „L a n g e H e l e n e“ – Schule, die auf einem Kinderwagen montiert ihre lange Schleppe von mehreren Architekten tragen ließ.

Die B a u i n g e n i e u r e zeigten u.a. einen imposanten Brückenwagen, eine freischwebende Treppe, ein Schiffshebewerk. Die M a s c h i n e n b a u e r fuhren, von einem Traktor gezogen, eine richtige Schmiede mit zischender Schweißung. Die E l e k t r o t e c h n i k e r zeigten einen Funkturm, eine drollige Straßenbahn, ein elektrisches Riesen-Bügeleisen, ein Telephon, den unter Herrschaft des Radios stehenden Globus. Sehr repräsentativ nahte die S c h i f f b a u a b t e i l u n g, die ihrem Zug mit Reitern eröffnete, de als Marschälle der „heiligen Frau Latte“ einheriten. Ein Panzerschiff folgte, der Schütte-Lanz 181 ließ seinen Propeller

⁷ G. von Donop, *Der Sport an der Technischen Hochschule Danzig*, „Danziger Heimat“ 1959, S. 75–79.

schwirren. Sehr hübsch war auch die Gruppe der *Landwirtschaft* mit ihren Maschinen, ihrem fröhlichen Bauernvolk, ihrem Erntewagen mit Dorfkapelle und ein riesigen, auf ein Auto gesetzten Darstellungen der Hauptprodukte Brot und Milch. Noch viel wäre zu beschreiben, wollte man den großen Zug nach Gebühr würdigen. Gestalten aus der Studentenpoesie, mittelalterliche fahrende Schüler, romantische Biedermeierstudenten, Ritter und Narrenvolk, der von den Wasserbauernbezwungene Neptun u.a. belebten das reizende Bild durch immer neue Farben.

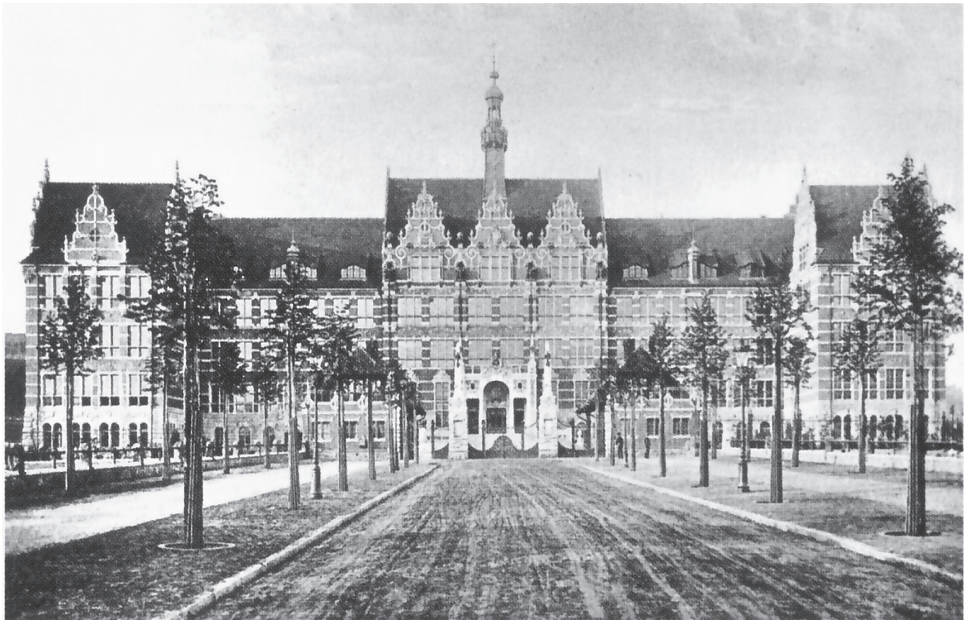


Abb. 25. Technische Hochschule

Die gebürtige Danzigerin Gertrud Bornholdt wohnte vor 1945 in Danzig. St.-Katharinen-Kirchensteig 13/14, direkt an der Katharinenkirche. Damals standen dort, wo sich heute fast nur noch Freiflächen befinden, dicht nebeneinander schlichte Wohngebäude.

Ganz in der Nähe, an der Radaune „Niedrige Seigen“ wurde die Autorin im Jahr 1932 eingeschult. Diesem Viertel in der Danziger Altstadt, so beengt es dort auch zuing, hätte man durchaus die Bezeichnung „Venedig des Nordens“ zuerkennen können, denn es war ein Spielparadis für die Kinder. Da ist es nicht verwunderlich, daß sich unsere Landsmännin noch an vieles erinnern kann. Auch daran, daß man für Linkshänderinnen noch nicht viel Verständnis aufgebracht hat⁸. *Die Redaktion.*

⁸ DNN 12 II 1921.

XII. ERINNERUNGEN VON VERTRETER DER DANZIGER ELITE

Horst Ehmke¹, Mein Elternhaus, in: Mein Elternhaus. Ein deutsches Familienalbum, hrsg. Von Rudolf Pörtner, Würzburg 1993

U m mit dem Haus anzufangen- mein Elternhaus stand in der Danziger Rechtstadt, Brotbänkengasse² 39. Geboren wurde ich vor der alten Stadt, an der Radaune.

Wenn man von der Brotbänkengasse durch die Kürschnergasse zum Langen Markt ging und sich dann nach rechts wandte, vorbei am Neptunsbrunnen, Arturshof und am Rechtstädtischen Rathaus, die Langgasse entlang durchs Langgasser Tor, am Stockturm und Hohen Tor vorbei, dann lag vor der alten Stadtgrenze mit ihren Wällen und Gräben der Heumarkt, bekannt wegen seines Kaschubenmarkts³ mit vielen kleinen Kaschubenpferden. Zum Bischofsberg⁴ hin, Teil der alten Festungsanlagen, wurde der Heumarkt durch die Radaune begrenzt, an deren Ufer herrliche Kastanien standen. Der Radaune-Kanal war im vierzehnten Jahrhundert von den deutschen Ordensrittern gebaut worden. Er führte einer Reihe von Mühlen Wasser zu, bevor er „am brausenden Wasser“ in der Mottlau floß.

Man brauchte vom Heumarkt nur über die Radaune-Brücke zu gehen, dann war man in der zum Bischofsberg steil ansteigenden „Sandgrube“. Unmittelbar jenseits der Brücke führte links eine Treppe zum Radaune-Ufer herunter. Im Hause Sandgrube⁵ 27 a wohnten meine Eltern in einer Mietwohnung. Eine Etage für die Familie, eine Etage für die Arztpraxis meines Vaters. Auf der Rückseite des Hauses fuhr die Eisenbahn. Mehr habe ich von dem Haus, in dem ich 1927 geboren wurde, nicht in Erinnerung.

Der Gegend um „Sandgrube“ und „Kaninchenberg“, „Schwarzes Meer“ und „Neugarten“ blieben wir auch nach unserem Umzug in die Rechtstadt eng verbunden. Nicht zuletzt durch die Patienten, die mein Vater in den ersten Jahren seiner ärztlichen Tätigkeit gewonnen hatte und die ihm auch nach unserem Umzug treu blieben. Auf halber Höhe der Sandgrube stand rechts die Lieksche Klinik, eine chirurgische Privatklinik, die mein Vater später übernahm. Für uns Kinder war

¹ Horst Ehmke, geboren 1927 in Danzig. Politiker. 1967 wurde er Staatssekretär im Bundesministerium für Justiz, später Bundesminister und Chef des Bundeskanzleramtes und Bundesminister für besondere Aufgaben.

² Heute ulica Chlebnicka.

³ Kaschubischer Markt. Dieser Markt existiert nicht mehr. Er befand sich in der Nähe vom Hauptbahnhof.

⁴ Heute Biskupia Górka.

⁵ Heute ulica Księdza Rogaczewskiego.

die Ecke Sandgrube/Kanninchenberg⁶ wichtiger, wo die Großtanten Agnes und Martha wohnten. Oben in der Sandgrube, kurz bevor sie auf den Bischofsberg stieß, lag zur rechten Hand das Elternhaus meines Vaters, das die Bäckerei meines Großvaters beherbergte. Hier wurden nicht nur die Großeltern, Onkel und Tante, zwei Vettern und eine Cousine besucht, hier wurde auch Zwischenstation gemacht auf dem Weg zum Bischofsberg. Und zum Bischofsberg ging es oft: im Frühling zum Veilchensammeln für Mutter und Großmutter (in einer weißen Brötchentüte), im Sommer zum Verstecken- und zum Fußballspielen, im Herbst zum Drachensteigen, im Winter zum Rodeln.

Im Jahre 1930 kaufte mein Vater das Haus in der Brotbänkengasse: ein Patrie-
zierhaus aus dem Jahre 1541, das hundert Jahre später mit einer Barockfassade versehen worden war. Es war eines der für Danzig typischen schmalen, aber tiefen Giebelhäuser: neun Meter Straßenfront, vierundfünfzig Meter tief, zunächst das alte Vorderhaus, dann ein Korridortrakt, der einen kleinen Hof freiließ, dann ein Hinterhaus in der Breite des Vorderhauses. Mein Vater ließ das Vorderhaus restaurieren und renovieren. Es wurde unter Denkmalschutz gestellt. Für meine Eltern war der Erwerb dieses Hauses und der Umzug „in die Stadt“ ein großer und kühner Schritt. Meinen zwei Schwestern und mir, zwei weitere Geschwister waren gestorben, bescherte er ein wunderschönes Zuhause.

Zur alten Barocktür führten vier Stufen hinauf. Man trat in eine große fiesenbelegte Diele, die nur durch die Fenster neben der Eingangstür Licht erhielt. Ihre Wände waren zwischen dunklen Holzpaneelen mit Delfter Kacheln geschmückt, die die biblische Geschichte illustrierten. Eine Mitteltreppe führte zu einer Empore, an die sich ein großes Zimmer, das Sprechzimmer meines Vaters, anschloß. Rechts führte eine Holztreppe zur „Hängediele“ hinauf, eine von der Straßenfront nur bis zur Höhe der Empore reichende niedrige Halbetage, typisch für alte Danziger Bürgerhäuser. Sie beherbergte das Herrenzimmer. Im darüber liegenden Stock gliederte sich das Haus in zwei große, durch breite Korridore des Treppenhauses verbundene Räume. Der vordere „Salon“ war ein eleganter Rokokoraum mit einer gemalten Stuckdecke, einer Seidentapete und Pitchpine-Parkett. Als Prunkstück des Raumes präsentierte sich ein großer und dennoch zierlicher Meißner Ofen. Dies war das Reich meiner Mutter. Hier wurde musiziert, und hier stand der Weihnachtbaum. Glastüren führten das Licht von der Straßenseite in den Korridor, der aber auch durch das Oberlicht des Treppenhauses erhellt wurde. In diesem Korridor stand ein wunderbarer Danziger Barockschränk.

Der hintere Raum war zum Flur hin ebenfalls mit Glastür, zum Hof und Hinterhaus aber mit Buntfenstern versehen. Auf meinem Lieblingsfenster stand ein Patrie-
zier mit einem Bierkrug in der erhobenen Hand, darunter der Vers „Trinken ist das Allerbest“ schon vor tausend Jahr gewest“. Das Schummrige des Raumes wurde durch eine dunkle, bis zur halben Höhe des Raumes reichende Holztäfelung, der sich eine geprägte braune Ledertapete anschloß, verstärkt. Auf den Holzpaneelen stand altes Zinn. Ein Kachelofen in der Ecke konnte es mit der eleganten Meißner

⁶ Heute Ecke ulica Księdza Rogaczewskiego und ulica Biskupia Górka.

Konkurrenz im „Salon“ in keiner Weise aufnehmen. Da in ihm aber die Bratäpfel gebacken wurden, kam ihm praktisch eine weit größere Bedeutung zu.

Der dritte Stock gliederte sich wie der zweite, war aber modern eingerichtet. Das Badezimmer zwängte sich in den Korridortrakt ein. Über diesem Stock befand sich der vordere und hintere Boden, verbunden durch eine Brücke, „Kommandobrücke“ genannt. Der Vorderboden war gepflastert. Es ist mir weniger wegen der Wäsche, die dort getrocknet wurde, in Erinnerung geblieben als durch die Hasen, Gänse, Enten und Zinkeimer voller Flußkrebse oder Kapfen, die sich dort vor allem um die Weihnachtszeit als Geschenke der Patienten „vom Lande“ ansammelten und von meiner Mutter im Familien- und Freundeskreis verteilt wurden.

Auf dem Flachdach des Hinterhauses ließ mein Vater einen Dachgarten bauen. Von ihm aus konnte man inmitten von Pflanzen und Blumen direkt auf die Marienkirche sehen. Vor unserer Haustür stand eine große, bis zum Dachboden reichende Linde. Sie wurde im Sommer an heißen Tagen gegossen, zu Neujahr aber- immer lag dann Schnee auf ihr- mit bunten Papierschlängen beworfen oder richtiger: geschmückt. Die Brotbänkengasse, die bei St.Marien die Jopengasse ablöst und am „Englischen Haus“ vorbeit zur Mottlau läuft, wird vom Brotbänkentor abgeschlossen. Mir aber öffnete das Tor den Zugang zur Mottlau, zum Fischmarkt und zur Speicherinsel. Sie wurden mein zweites „Aktionszentrum“ neben Sandgrube und Bischofsberg. Das dritte sollte später die Volksschule St. Petri auf der „Lastadie“ und noch ein wenig später das in der Nähe gelegene Städtische Gymnasium am „Winterplatz“ werden.

Doch nun vom Haus zu den Eltern. Mein Vater Paul war also Arzt, der erste Akademiker in einer Handwerkerfamilie. Er wurde 1893 in Danzig geboren. Sein Vater August stammte aus Suleyken in Masuren. Die üppig blühende Familiensage wollte wissen, daß er das uneheliche Kind des Dorfschmiedes sei, und sprach der Urgroßmutter magische Qualität als Hebamme und Helferin bei der Aussaat und dem Pflanzen von Bäumen zu. Daher führte die Familie ihren „grünen Daumen“ auf diese Urgroßmutter zurück.

Meine neun Jahre ältere Schwester Anneliese, die sich nach einem Berufsleben als Pflanzenzüchterin in ihrem Ruhestand heute der Familienforschung widmet, bestreitet diese Saga in pietätloser Weise rundherum- bis auf die Tatsache, daß unser Großvater als uneheliches Kind zur Welt gekommen war.

Er ging als junger Mann mittellos nach Berlin und lernte Bäcker: eine schwere Zeit für ihn, über die er später selten gesprochen hat. In Berlin lernte er Großmutter Maria kennen, eine geborene Otto, die in Varzin/Pommern geboren war, „unter den Augen Bismarcks“. Ihr Vater, ein Fleischermeister, starb früh. Großmutter ging nach Berlin, arbeitete in einer Bäckerei und traf dort den Großvater. Nach ihrer Heirat zogen sie nach Danzig und machten mit Hilfe eines Onkels die Bäckerei in der Sandgrube auf. Oma schmiß den Laden. Opa wurde Innungsmeister, zuständig für die Lehrlingsausbildung, und schließlich Mitbegründer der genossenschaftlich organisierten „Germania“-Brotfabrik. Er war die Gutmütigkeit selbst, Oma hielt streng die Familie und das Geschäft zusammen und

neigte, nebenbei bemerkt, zur Frömmelei. Mein Vater hatte einen jüngeren Bruder, Hermann, der später die Bäckerei übernahm.

Mit Hilfe der schon erwähnten Großtanten vom Kaninchenberg konnte mein Vater das Gymnasium besuchen. Anschließend ging er ins Tübinger Stift. Großmutter Maria wünschte, daß er Theologe werde. Er wechselte aber bald- nachdem er in Tübingen als „Einjähriger“ gedient hatte- zum Medizinstudium über. Zunächst studierte er in Freiburg, dann, verbunden mit Lazarettaufenthalten während des Ersten Weltkrieges, in Kiel, Greifswald und Königsberg. Er war 1914 zu den „Moabiter Veilchen“ eingezogen worden und beendete den Krieg als Feldhilfsarzt bei den Königsberger Pionieren. In Berlin lernte er meine Mutter kennen und heiratete sie im zweiten Kriegsjahr.

Meine Mutter Hedwig, geborene Hafften, stammte aus Mecklenburg. Sie war 1886 in Ludwigslust geboren. Ihr Vater, Karl Hafften, war Kaufmann und hieß in Ludwigslust nur „der Herr Baron“. Angeblich hatte ein adliger Vorfahre in zweiter Ehe eine „Ausgeberin“ (Wirtschaftlerin) geheiratet und war bürgerlich geworden. Seine Frau, Großmutter Berta, geborene Wilke, war an der mecklenburgisch-pommerschen Grenze in Damgarten geboren. Ihr Vater war Friseur. Ihr vornehmer Ehemann ließ „Berting“ vor der Hochzeit eine besondere Ausbildung angedeihen. Von ihr hat meine Mutter, die auch auf eine Privatschule geschickt wurde, nicht nur strahlende blaue Augen und schöne Hände geerbt, sondern auch ihr Interesse für Kunst, Musik und Literatur. Es wurde durch häufige Besuche der damals angesehenen Schweriner Oper vertieft.

Großvater Hafften betrieb ein Ausstattungsgeschäft und war Hoflieferant. Großmutter leitete die Arbeitsstube und betreute die „gehobenen“ Kunden, Haushalt und Kinder- meine Mutter war die älteste von fünf Kindern- betreute ihre ältere Schwester Mieke, von meiner Mutter zärtlich „min Muhming“ genannt. Im Übrigen drehte sich in Ludwigslust offenbar alles um dem Großherzog, der dort seine Sommerresidenz hatte, und um die großherzorzoglichen Dragoner. Noch im biblischen Alter, als sie ihre Familienangehörigen schon lange durcheinander warf, erzählte meine Mutter mit strahlenden Augen ihre Jugendgeschichten aus Ludwigslust.

Dieser Idylle bereitete der Erste Weltkrieg ein abruptes Ende. Das Geschäft meines Großvaters überlebte die dem Krieg folgende Inflation nicht. Mit dem Wusche meiner Mutter, Direktrice zu werden, war es aus. Sie ging als Erzieherin nach Berlin und fand neben ihrer Arbeit genügend Zeit, eifrig Museen, Theater und Vorträge zu besuchen. Als Gesellschafterin einer Nichte von Gropius kam sie später in Europa herum. Während des Krieges lernte sie in Berlin meinen Vater kennen, heiratete ihn, zog nach Danzig unter das strenge Regiment von Großmutter Maria, bekam 1918 ihr erste Kind und wartete darauf, daß mein Vater „aus dem Felde“ heimkommen würde. Wa er tat. Unter kräftiger Mithilfe meiner Mutter baute er in der Sandgrube eine ärztliche Allgemeinpraxis auf.

Die Gegend um die Sandgrube herum war keine vornehme Gegend. Es wohnten durchweg einfache Leute dort wie die Familie meines Vaters, die in dieser Gegend allerdings schon zu den Wohlhabenden zählte. Der berufliche Erfolg meines Vaters

beruhte neben seinen ärztlichen Qualitäten wohl auch auf seiner Fähigkeit, mit einfachen Leuten selbstverständlich umzugehen. Viele Jahre machte mein Vater alle Krankenbesuche zu Fuß. „Sandgrube“ rauf und „Schwarzes Meer“ runter. Erst 1925 konnte er sich ein Auto leisten- einen Ford. Später fuhren wir Kinder oft mit „Besuche machen“. Nie werde ich die an Verehrung grenzende Anhänglichkeit dieser Patienten an meinen Vater, aber auch an die „Frau Doktor“ vergessen.

Als mein Vater Vertrauensarzt der Schichau-Werft wurde, war es dasselbe. Ich erinnere mich zum Beispiel, daß eines Nachts- mein Vater hatte Nachtdienst, war aber bei Freunden- ein Werftarbeiter uns Kinder aus dem Bett klingelte. Er hatte die Finger der linken Hand in einer stark blutenden Halswunde vergraben und fragte als erstes: „Jungchen, isses deep?“. Es war tief. Eine Messerwunde, allerdings eine von Danziger Art: Bei Fremden konnte es in Danzig in einer Schlägerei schon mal vorkommen, daß mit dem Messer zugestochen wurde. Landsleuten aber wurde schlimmstenfalls mit dem in der flachen Hand gehaltenen Messer „eins übergezogen“. Mein telefonisch herbeigerufener Vater stoppte den Protest des Werftarbeiters, der sich die Wunde nicht nähen lassen wollte, mit einem Blick und flunkerte am nächsten Tag, der Mann habe genug Alkohol in sich gehabt, daß sowohl eine Desinfizierung der Wunde als auch eine Narkose beim Nähen überflüssig gewesen sei.

Auf der Basis der Allgemeinpraxis baute mein Vater später eine psychoanalytische Praxis auf, in engem Austausch mit Steckel und Marcinkowski. Die Erweiterung der Praxis vergrößerte nicht nur den Interessen-, sondern auch den Freundes- und Bekanntenkreis meiner Eltern. Das galt noch einmal, als sich mein Vater- relativ spät in seinem beruflichen Werdegang- zum Facharzt für Chirurgie ausbilden ließ und die Lieksche Klinik übernahm. Gleichzeitig war er in der ärztlichen Berufsvereinigung und im Krankenkassenvorstand tätig. Später wurde er auch Vorsitzender der 1743 gegründeten „Naturforschenden Gesellschaft“, deren Ehrenmitglied Generalfeldmarschall von Mackensen⁷ war. Im Haus dieser Gesellschaft, an der Mottlau neben dem Frauentor befand sich die Sternwarte, in die ich als Sohn des Vorsitzenden auch hinein durfte. Die Gesellschaft war über Danzig hinaus durch ihre Vortragsveranstaltungen und Sammlungen bekannt.

So setzte sich denn auch der Freundeskreis meiner Eltern zusammen: mein Vater war „zuständig“ für die Medizin und die Naturwissenschaften im allgemeinen; meine Mutter „zuständig“ für den weiten musischen Bereich und für das schöne Patrizierhaus, das sie zu einem den Freunden offenstehenden Haus mit einfachem, aber vorzüglichem Essen und Trinken machte. Neben Ärzten und Wissenschaftlern verkehrten auch viele Künstler bei uns, zum Beispiel der Maler Bruno Paetsch⁸, mein Patenonkel, der Stadtbaurat und Denkmalpfleger Erich Volmar⁹ und

⁷ August Mackensen (1849–1945). Generalfeldmarschall.

⁸ Bruno Paetsch (1891–1976). Der Danziger Maler.

⁹ Erich Volmar (1887–1975). Gemeinsam mit Richard Kuhnke entwarf er und baute in den Jahren 1924–1927 Kasino Hotel. Erich Vollmar war der letzte Konservator der Altertümer in Danzig. „Er war in Danzig geboren und kannte wortwörtlich alle Danziger Baudenkmäler ... Er selbst hatte

Professor Willi Drost, Kunsthistoriker an der Technischen Hochschule in Langfuhr. Kein Wunder, daß meine ein Jahr ältere Schwester Ruth später Kunsthistorikerin wurde.

Es war ein bürgerlich-liberaler Kreis, dessen Atmosphäre zusätzlich durch die Tatsache geprägt wurde, daß mein Vater durch einen Kriegskameraden Freimaurer geworden war und Anfang der zwanziger Jahre in Danzig mit jüngeren Brüdern die Loge „Feste Burg im Osten“ gegründet hatte.

Parteilpolitisch war mein Vater weder organisiert noch aktiv. Ich weiß auch nicht sicher, was er jeweils gewählt hat, solange es noch etwas zu wählen gab. Da ich bei der Machtübernahme der Nazis erst sechs Jahre alt war, kann ich auch die „Politik“ meines Vaters in Berufsvereinigung, Krankenkasse und als Vertrauensarzt der Werft nicht beurteilen. Ich weiß nur so viel, daß er als tüchtiger, verständiger Mann Ansehen genoß. Die Liberalität meines Elternhauses kann ich nur anhand meines eigenen Erfahrungsbereiches zu beurteilen suchen.

In kirchlicher Hinsicht waren wir liberale Protestanten. Die Familie ging an hohen Feiertagen zum Gottesdienst in die Marienkirche. Mit uns Kindern wurde vor dem Schlafengehen gebetet. Wir wurden auch konfirmiert. Für eine engere kirchliche Bindung ließ die Freimaurerei meines Vaters keinen Platz trotz einer mehr gefühlsmäßigen Bindung meiner Mutter an die christliche Überlieferung.

Die Erziehung von uns Kindern war so „liberal“, daß manche Freunde meinen, sie habe überhaupt nicht stattgefunden. Jedenfalls war das Interesse meiner Eltern für unsere Schularbeiten gering. Meine Eltern, vor allem mein Vater, hatten für ihre Hausaufgaben zu Hause auch keine Hilfe gehabt. Ohrfeigen gab es selten, die Flagelei mußte schon sehr groß gewesen sein. Als meine Vater eines Tages „Bumm's Lehrbuch der Geburtshilfe“ vermißte, das ich als Pionier des Sexualkundeunterrichts gegen ein geringes Entgelt an Mitschüler meiner Gymnasialklasse ausgeliehen hatte, gab es nur einen strengen Verweis. Auch in den erbitterten Kleinkrieg zwischen meiner Schwester Ruth und mir wurde kaum eingegriffen.

Weit wichtiger als die Aufsicht über Schularbeiten war die Beschäftigung der Eltern, vor allem der Mutter, mit uns Kindern. Wir musizierten, meist allerdings getrennt, da meine Teilnahme die Qualität gemeinsamer Darbietungen zu beeinträchtigen pflegte. Meine Mutter, gelegentlich auch meine „große Schwester“ lasen uns vor. Fritz Reuter¹⁰, von meiner Mutter in Mecklenburger Platt gelesen, erfreute sich bei uns besonderer Beliebtheit. In der Familie wurde aber weder Platt noch „Missingsch“, sondern Hochdeutsch gesprochen. Abends nach dem Essen wurde oft gespielt, zum Beispiel „Mensch ärgerte dich nicht“, „Halma“ oder „Idioten-Bridge“ (Romme). Fernsehen gab es noch nicht, einen Plattenspieler besaßen wir

zusammen mit dem ehemaligen Direktor des Städtischen Museums, Willi Drost, im Krieg die Einrichtungen vieler wichtiger Bauten gerettet, die demontiert werden konnten“ (W. Gruszkowski, *„Die Ruinen waren deprimierend und noch dazu unkten die Pessimisten, dass sich das alles gar nicht aufbauen lasse“*... (in:) *Danzig – Gdansk. 1945. Erinnerungen nach 50 Jahren*, Gdańsk 1997, S. 370–373).

¹⁰ Fritz Reuter (1810–1874.) Schriftsteller.

nicht, ab Radiokonzerten hatten wir Kinder noch kein Interesse. Wir gingen aber häufig ins Theater und ins Konzert. Später kam der Kinobesuch hinzu, der dann allerdings heftig. Mein Vater war selten mit von der Partie, er mußte oft bis in die Nacht hinein Besuche machen, ging seinen ehren-amtlichen Aufgaben nach oder war in der „Loge“. Kam er aber, bevor wir im Bett waren, fanden lange Klönschnacks über alles mögliche statt, und wir durften auch schon mal Machandel probieren.

Im Sommer fuhren wir, wann immer wir nur konnten, an die Ostsee nach Heubude zum Baden. Wochentags mit der Straßenbahn, an den Wochenenden oft mit meinem Vater und mit dem Auto, inzwischen ein „Terraplane“, den er von einem Patienten erstanden hatte. Im Frühling oder Herbst wurden Ausflüge in den Wald nach Jäschkental oder Strauchmühle unternommen, auch nach Praust¹¹ oder Tiegenhof, gelegentlich zur Marienburg oder nach Elbing¹².

Dazu kam der Sport. Ich spielte Fußball im Verein „Preußen 04“, ging boxen und reiten. Im Winter liefen meine Schwester Ruth und ich eifrig Ski. Mangels Bergen kam nur Langlauf in Betracht. Wir fuhren mit der Straßenbahn vom Kohlenmarkt nach Langfuhr und konnten an der Endhaltestelle gleich die Skier anschnallen. Oft lag so viel Schnee, daß wir bei der Rückkehr- von der Haltestelle am Kohlenmarkt mußten wir unsere Skier nur durch die Zeughaus-Passage tragen- bis vor die Haustür in der Brotbänkengasse laufen konnten. Eislaufen auf der Eisbahn in Langfuhr war für uns eine geringere Attraktion. Hoch im Kurs stand dagegen gelegentliches Schlittschuhwandern mit meinem Vater auf der zugefrorenen Mottlau nach Krampitz¹³.

Auch die großen Ferien verbrachten wir meistens am Strand in Heubude. Manchmal gingen wir in eine Pension auf der Frischen Nehrung. Dort konnte man im Walde Blutreizker, am Strande aber Bernstein finden. Eine „große Reise“ haben unsere Eltern mit uns nur einmal gemacht, 1937 ins Allgäu.

Zur Liberalität meiner Eltern gehörte, daß wir Kinder unsere Freunde selbstverständlich nach Hause mitbringen durften. Mein wichtigster Freund war „Hotte“ Zaremba. Er war das jüngste Kind einer zwölköpfigen katholischen Arbeiterfamilie und wohnte in der Frauengasse dicht an der Marienkirche. Von der Brotbänkengasse war das nur ein Sprung durch die Pfaffengasse¹⁴. Er war klein, rothaarig, sommerprossig und pffiffig. Fast alle für das Leben wesentlichen Dinge: Höhlen in den „Kabuffchen“ unseres alten Hauses bauen, auf dem Fischmarkt Sprotten klauen, in den Heubuder Dünen nach Liebespaare „luwen“ und auf der Mottlau im Sommer „Kahnschen“ und im Winter „Schollchen“Fahren (strengstens verboten!), alles das lernte ich von ihm.

Unsere große Nummer war aber die Schlüsselnummer. Hotte brachte eines Tages von wer weiß woher ein großes Schlüsselbund an. Wir kamen auf den verrückten Gedanken, damit nicht verschlossene Türen auf-, sondern offene Türen

¹¹ Heute Pruszcz Gdański.

¹² Heute Elbląg.

¹³ Heute Krępiec.

¹⁴ Heute ulica Chmielna.

zuzuschließen. Beim Ausstattungsgeschäft gegenüber, in dem ich die ersten Seidenstrümpfe meines Lebens gekauft hatte, für meine Mutter zu Ostern, fingen wir an. Dann kam der Friseur im Nachbarhaus an die Reihe, bei dem man die „Berliner Illustrierte“ betrachten konnte. Dann die Kneipe ein Haus weiter, der „Dynamit-Keller“. Der Erfolg war jeweils verblüffend. So ging es wochenlang. Schließlich flogen wir auf, als wir kurz vor der Pause die Tür unserer Schule zuschließen wollten. Es gab einen Haufen Ärger. Zu Hause file die Strafe aber, offenbar angesichts der Originalität des Einfalls, ziemlich glimlich aus.

Einen Nachteil hatte diese Freundschaft allerdings auch- einwandfrei Hochdeutsch habe ich seitdem nicht wieder gesprochen. Daß der schöne Danziger Wappenspruch „nec temere nec timide“ – er prangte bei uns im Treppenhaus- auf Danzigsch „nec temeere nec temiede“ ausgesprochen wurde mit Betonung auf der gedehnten Silbe, mochte ja noch angehen. Als aber meine Tante Erna aus Berlin, eine Schwester meiner Mutter, Hotte Zarembo eines Tages rufen hörte: „Hau m Gissert doch mit m Ampert voor m Glumsert“ was in Hochdeutsch etwa heißt: „Hau dem Hund doch mit dem Ast auf den Kopf“ fühlte sie sich in den Ferner Osten versetzt.

Wie stand es mit dem Hauspersonal? Wir hatten eine kaschubische Küchenhilfe, Cäcilie, meine Mutter kochte selbst, und ein polnischens Kindermädchen, Isabella. Sie wurden, soweit ich das erlebt habe und beurteilen kann, fair behandelt. Isa- schwarzhaarig, klein und sehr hübsch- war meine erste Liebe, eine Tatsache, mit der ich häufig aufgezogen wurde. Andererseits will es mir rückblickend unglaublich erscheinen, in welcher kleinen Kammer die beiden „Mädchen“ in unserem großen Haus gewohnt haben.

Sicher, das ist ein halbes Jahrhundert her. Und dennoch: Bei aller Toleranz war die Tatsache, daß es eine deutsche, protestantische, bürgerliche Oberschicht und dementsprechend auch eine Unterschicht gab, ein Stück unseres familiären Selbstverständnisses. Die nationale Grenze, Deutsche und Polen hatten Zeit genug gehabt, um Danzig zu streiten, wurde hier nicht nur sozial, sondern auch konfessionell untermauert. So hieß bei uns die „Königliche Kapelle“ im Schatten von St.Marien nicht „die katholische Kirche“, sondern schlicht „die polnische Kirche“.

Das nationale Element vor allem bewirkte auch, daß Hitler in Danzig Zustimmung gewann. Die demokratische Opposition, im Kern aus Sozialdemokraten und Zentrum bestehend, hat sich nach dem Wahlsieg der NSDAP im Mai 1933 unter den Bedingungen des Freistaates mit Bravour geschlagen. Hitlers Forderung, Danzig müsse „heim ins Reich“ kommen, fand aber auch bei vielen Zustimmung, die nicht zu seinen Gefolgsleuten gehörten. Mein Vater zum Beispiel wollte mit den Nazis nichts zu tun haben, die Nazis mit ihm als bekanntem Freimaurer auch nicht. Die jüdischen Kollegen und „Brüder“ aus dem Freundskreis meines Vaters verließen Danzig, solange noch Zeit war. Obwohl meine Eltern vor uns Kindern kaum über Entwicklung mit Sorge und Bitterheit verfolgt wurde. Andererseits war mein Vater von Herkunft und Kriegserlebnis ein „national gesinnter Mann“, wie man damals sagte. Auch er war gegen Versailles und wollte, daß Danzig zurück zum Reich kam. So war sein Urteil über Hitler gespalten.

Meine Mutter sah die Dinge einfacher. Sie hatte Hitler einmal erlebt und fand ihn „entsetzlich vulgär“. Sie wollte mit Leuten, die Freunde von uns drangsalierten, nichts zu tun haben. Das Mutterkreuz lehnte sie ab: ihre Kinder habe sie für ihren Mann bekommen. Weder sie noch mein Vater waren „in der Partei“ oder einer ihrer Organisationen. Das führte meinen Eltern gegenüber gelegentlich zu Sticheleien oder auch Gehässigkeiten. Insgesamt aber bestand ihnen gegenüber eine teils kritische, teils respektive Distanz.

Wir Kinder waren in der „Hitlerjugend“. Meine ältere Schwester war als Mitglied der „Bündischen Jugend“ in die HJ „überführt“ worden. Meine jüngere Schwester war in der „Spielschar“. Ich ging mit zehn Jahren zu den „Pimpfen“, bei denen ich dann ein „Fähnlein“ anführte. Konflikte brachte das zu Hause nicht. Mein Interesse galt in jenem Alter den Geländespielen und den Zeltlagern, nicht der politischen Ideologie. Und meine Eltern hielten es offensichtlich nach wie vor für falsch, mit uns Kindern über Politik zu sprechen.

In der nationalsozialistischen Propaganda in Danzig stand bis 1939 die „Heimkehr ins Reich“ im Vordergrund. Mit ihr kam der Krieg. Der Kriegsausbruch am Morgen des 1. September 1939 wurden wir durch Kanonendonner geweckt wurde zu Haus mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Meine Mutter war über den Ausbruch des Krieges entsetzt, egal, wer ihn gewinnen würde. Im Grunde ihres Herzens war sie wohl von Anfang an überzeugt, daß Deutschland den Krieg verlieren würde. Bei meinem Vater trat die Gewißheit erst Jahre später ein.

Ihr ging eine schlimmere Erkenntnis voraus: 1942 berichtete ein Offizier einem kleinen Kreis in unserem Hause über Judenerschießung im Osten. Das Entsetzen meines Vaters stürzte ihn in Zweifel, welcher Kriegsausgang überhaupt wünschenswert sei. Der Vorgang führte- ich war inzwischen fünfzehn Jahre alt- zu dem ersten politischen Gespräch meines Vaters mit mir. Es hatte unter anderem zur Folge, daß ich mich anschließend in der HJ aufs Segelfliegen beschränkte. Dem folgten bald die Zeit als Flakhelfer, der Arbeitsdienst, die Wehrmacht, die sowjetische Gefangenschaft.

Unser Haus in der Brotbänkengasse wurde bei der Einnahme Danzigs durch die Rote Armee von einem Blindgänger getroffen, der beim späteren Brand der Stadt explodierte. Freunde, die aus dem Schutt wenigstens ein Erinnerungsstück retten wollten, konnten keines finden. Es war alles kaputt. Meine Mutter floh rechtzeitig aus Danzig. Mein Vater folgte im letzten Augenblick über Hela, nachdem das in seiner Klinik einquartierte Lazarett evakuiert worden war. Im mecklenburgischen Boitzenburg, wo der Bruder meiner Mutter wohnte, trafen sie sich wieder. Als auch ich dort aus sowjetischer Gefangenschaft eingetroffen war, setzten wir uns eines Nachts auf einem Elbkahn nach Westen ab. Meine Schwestern lebten bereits dort.

In den folgenden Jahren scheiterte der Versuch meines Vaters, in Hannover eine Klinik oder ein Krankenhaus zu übernehmen. Er mußte sich auf Allgemeinpraxis beschränken. Später wurde er Postarzt. Diese für ihn beruflich unbefriedigende Situation glied er durch seine wiederaufgenommene Freimaertätigkeit aus. Zuerst in der Loge „Zum weißen Pferd“ in Hannover, dann auch in der „Vereinigten

Großloge von Deutschland”, deren Großmeister er wurde. Meine Mutter ertrug das Flüchtlingsschicksal mit der Kerzengeradheit, die sie ihr Leben lang gezeigt hatte. Sie war dankbar, daß wir alle noch am Leben waren.

Der Lebensabend meiner Eltern wurde von Krankheiten überschattet. Unter hohen Birken sind sie in Hannover begraben.

Ulrich Sahm¹⁵, „Diplomaten taugen nichts“. Aus dem Leben eines Staatsdiener. Mit einem Vorwort von Karl Dietrich Bracher, Düsseldorf 1995. S. 13–17, 20

Als ich aus meinen Kindheitsträumen erwachte und Menschen und Dinge in meiner Umgebung zu erfassen begann, fand ich mich in Danzig. Wir wohnten in einem stattlichen landhausartigen Wohngebäude Am Hansaplatz 15, das kurz vor dem Ersten Weltkrieg als Dienstwohnung für den Regierungspräsidenten gebaut worden war. Es hatte weitläufige Empfangsräume mit einem großen Festsaal weiß mit goldenen Stühlen im Erdgeschoß und gemütliche Wohn- und Schlafzimmer im ersten Stock. Meine Kindheitszeit wäre ganz unbeschwert gewesen, wenn sie nicht durch ein Beinleiden und zahlreiche Krankenhausaufenthalte beeinträchtigt gewesen wäre. Ich war mit einem Klumpfuß geboren, der mit einer erheblichen Wachstumsstörung des linken Beins verbunden war. Seit meiner frühesten Kindheit wurde durch mehrere Operationen versucht, mich einigermaßen gehfähig zu machen. Doch blieb das Bein schwach und verkürzt, und ich musste ständig eine Beinschiene tragen. Zum Ausgleich wurde ich von Eltern, manchmal zum Ärger meiner drei älteren Geschwister, sehr verwöhnt. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass ich ein weniger fröhliches Kinder- und Jugendleben geführt hätte als meine Freunde. Außer dem Baden in der Ostsee hatte ich keine sportlichen Interessen. Und zu jeder Operation bekam ich einen neuen Band der Werke von Karl May geschenkt, worauf ich mich schon immer freute. In jenen Jahren, als ich manchmal wochenlang nicht gehen konnte, habe ich mir wohl die Neigung erworben, meine Zeit am Schreibtisch sitzend zu verbringen, eine Neigung, der ich mein Leben lang treu geblieben bin. Die Schule absolvierte ich ohne große Mühe und mit gleichmäßigen Fortschritten.

Mein Vater Heinrich Sahm¹⁶ war Präsident des Senats ... Jeden Morgen ging Vater ins „Amt“, wie er das Senatsgebäude nannte, und jeder Tag war von seinen dienstlichen Aufgaben und Erlebnissen bestimmt. Bei Tisch oder in freien Stunden wurde im Familienkreis viel über die politische Umwelt gesprochen, wobei die außenpolitischen Fragen im Vordergrund standen.

Vaters stattliche Figur von 1,97 m Größe erleichterte den Karikaturisten ihre Arbeit und führte zu Bezeichnungen wie „Der Lange Heinrich“ für den großen Kran

¹⁵ Ulrich Sahm (1917–2005). Diplomat. In den Jahren 1972–1977 Botschafter in Moskau.

¹⁶ Heinrich Sahm (1877–1939). In den Jahren 1920–1930 Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig.



Abb. 26. Heinrich Sahn

der Schichau-Werft und „Langsa(h)m“. Mit seiner meist ernsten Miene und von Falte „karierten“ Stirn unter schwarzen, leicht gewellten Haaren wirkte er auf viele Menschen schwer zugänglich, auf meine kindlichen Freunde sogar manchmal furchterregend. Tatsächlich war er aber von einer gutmütigen, gelegentlich heiteren Gelassenheit. Für mich besaß er eine Autorität, die ich ohne jeden Vorbehalt akzeptierte, da sie von einer umfassenden Güte, einer reinen Seele und Verständnis für die Schwächen und Neigungen eines Kindes durchzogen war. Eher schweigsam als redselig, wusste er auf meine Fragen und Wünsche doch stets eine Antwort, die befriedigend und klärend, aber auch abschließend war. Wenn ich an seiner Hand ging, war für mich die Welt in Ordnung.

Er hatte sich seinen Lebensweg aus eigener Kraft gebahnt ... Er blieb innerlich der preußische Beamte, der glaubte, außerhalb, ja über dem Streit der Parteien und Ideologien stehen zu sollen, um ohne Interessenkonflikt dem Wohl des ganzen Gemeinwesens dienen zu können. Es war eine für die Weimarer Republik typische Persönlichkeit, die nach 1918 zwar nicht der Monarchie nachtrauerte, aber bei konservativer Grundhaltung und sozialer Verpflichtung kein inneres Verhältnis zur parlamentarischen Demokratie gewann, obwohl er deren Spielregeln beherrschte und korrekt befolgte. So ist er nicht eigentlich ein Demokrat gewesen. ... Er sah seine Aufgabe im Dienst wie in der Familie darin, durch seine Lebensführung und Pflichtauffassung Vorbild zu leben.

Im täglichen Leben war natürlich unsere Mutter für uns vier Kinder- ich war der Jüngste- bestimmend, da Vater auf dem Höhepunkt seines beruflichen Lebens stehend sich wenig um unsere Erziehung und Alltagssorgen kümmern konnte- und es auch nicht zu tun brauchte. Mutter hatte Haushalt und Kinder fest in ihrer kundigen Hand. Meine älteste Schwester Marianne¹⁷, die mir um 10 Jahre voraus war, stand ihr frühzeitig bei der Sorge um die Kleineren zur Seite. Unser Bruder Detlef¹⁸, sieben Jahre älter als ich, führte sein Leben in ziemlichem Abstand von mir. Nur mit meiner 3½ Jahre älteren Schwester Gundel¹⁹ verbinden mich gemeinsame Kindheitserinnerung.

¹⁷ Marianne Sahn war mit Ulrich-Wilhelm Graf Schwerin von Schwanenfeld (1902–1944) verheiratet. Ihr Mann wurde nach dem 20. Juli 1944 in Berlin-Plütensee hingerichtet.

¹⁸ Detlev Sahn (1910 – gestorben während des 2. Weltkrieges).

¹⁹ Gundel Sahn (1921– ?).

Über Mutters Art uns zu erziehen, habe ich mir als Kind keine bewussten Gedanken gemacht. Ich nahm das Leben wie es kam, und fand es recht so. Dabei ging es keineswegs zimperlich zu; manche schnelle Ohrfeige wirkte überzeugender als lange Aussprachen. Unsere Lebensführung war bescheiden und Sparsamkeit eine selbstverständliche Tugend. Die kleinen Pflichten für Haus und Schule waren ohne Gegenrede zu erfüllen, wozu auch die Betreuung einer armen alten Frau gehörte, der Gundel und ich regelmäßig warmes Essen in ein nicht fern gelegenes Altersheim zu bringen hatten, was wir nicht gerne taten, da es dort immer so schlecht roch. Heute würde man Mutters Erziehungsmethoden wohl autoritär nennen, doch im Ergebnis wurden wir Kinder alle zu durchaus selbständig denkenden und unabhängig handelnden Menschen. Sie liebte uns sehr und konnte sehr weich und mütterlich sein

1883 in Weidenau bei Siegen geboren, wuchs sie in Bünde (Westfalen) und Stettin auf. Sie stammte aus einer bürgerlichen Familie in der es Amtsmänner und Pastoren, Bürgermeister und Richter gegeben hatte, ... Aus einer Mischung von Erfahrung, Phantasie und Schweung gestaltete sie eine der Stellung ihres Mannes angemessene Repräsentation. Sie besaß ein sicheres Gefühl für Stil und Geselligkeit und verschaffte damit ihrem Mann die gesellschaftliche Umwelt, die seiner Aufgabe entsprach und diese zugleich erleichterte. Sie war ihm im Hinblick auf Lebensführung und Menschenkenntnis überlegen.

...Vor dem Hintergrund der Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum, wie man damals gerne nannte, besaßen wir aber einen kräftigen Schuß Danziger Patriotismus. Ich liebte das Wappen und die Flagge mit der goldenen Krone über zwei weißen Kreutzen auf rotem Feld. Wir hatten mit dem Gulden eine eigene Währung, die Danziger Polizei, „Schupo“ genannt, in hellgrünen Uniformen mit Tschaako sorgte für Ordnung. Und es gab sogar eine „National“-Hymne: „Kennst Du die Stadt am Bernsteinstrand ...“, die allerdings niemand kannte (die Hymne)²⁰.

Etwa ab meinem 10. Lebensjahr verfolgte ich das Geschehen in Danzig.

Das Gemälde war von dem Danziger Maler Fritz Pfuhe²¹ gemalt worden, den mein Vater besonders schätzte. Die Eltern waren überhaupt sehr kunstverständlich. Sonntags, nach dem Gottesdienst in der Marienkirche, gingen sie gerne mit uns Kindern in das Danziger Kunstmuseum und lehrten uns, zu sehen, Stile zu erkennen und Gutes von weniger Gutem zu unterscheiden. Unsere Wohnung war auch mit Kunstwerken geschmückt, die die Eltern gesammelt hatten, vor allem gotische Figuren. Mit Pechstein²² war mein Vater befreundet, von Otto Dix²³ ließ er sich 1928 für das Danziger Kunstmuseum malen, von Graf Luckner²⁴ und Leo von König wurden Porträts, von Gruson

²⁰ Paul Enderling (1880–1938). Aus seiner Feder stammt der Text zur Danziger Hymne.

²¹ Fritz Pfuhe (1878–1969). Maler.

²² Max Pechstein (1881–1955). Maler und Graphiker. Trat 1906 der Künftlervereinigung „Brücke“ bei.

²³ Otto Dix (1891–1969). Maler und Graphiker. 1931 wurde er zum Mitglied der Preußischen Akademie der Künste ernannt.

²⁴ Felix Luckner von Graf (1881–1966). Schriftsteller.

Unser Staat war so klein, dass man ihn in wenigen Stunden erfassen konnte: bei Deutschland war fern, aber es war für uns doch das eigentliche Vaterland, von dem wir vor dem Hintergrund der Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum, wie man das damals gerne nannte,

AUCH NACH UNSEREM FORTZUG AUS DANZIG

In Genf wurden die Danziger Interessen meist von den Engländer unterstützt, während die Polen des französischen Rückhalts sicher sein konnten. In Danzig führte dies zu einer ausgesprochenen Sympathie für Großbritannien, das als Seemacht der Hafenstadt Danzig ohnehin nahestand. Diese als Kind unbewußt aufgenommene positive Einstellung habe ich noch in meinem späterem Leben gespürt.

Der erste Nazi, dem ich begegnete, war ein Mitschüler im Städtischen Gymnasium in Danzig, der 1930 durch Sitzenbleibe in der Quarta blieb, in die ich gerade versetzt worden war

XIV. MEIN ZUHAUSE

Jutta-Karla Wiens, Eine kleine Erinnerung (nicht nur) für ehemalige Langgarter, „Danziger Hauskalender“ 2006

Meine Eltern, Konditormeister Karl Schulz und seine Frau Gertrud, gründeten 1911 einen Konditorei- und Cafe-Betrieb mit eigener Marzipan-Herstellung auf Langgarten Nr. 27. Hier wurde ich am 15. Januar 1920 geboren, meine älteren Geschwister waren Horst und Hildegard. Die Konditorei lag genau gegenüber der Barbara Kirchen, in der ich getauft, konfirmiert und getraut worden bin. Hinter der Kirche lag die Mädchenschule Langgarten, ich hatte also für die Volksschuljahre keinen langen Schulweg. Das änderte sich dann, als ich zum Dr. Scherler-Weinlig-Lyzeum zum Poggepful eingeschult wurde. Langgarten Nr. 1 war das Kaffee- und Tee-Geschäft „Ebner“, da roch es schon auf der Straße nach frisch gemahlenem Kaffee Nr. 4 wohnte unser Zahnarzt Dr. Zimmer. Etwas weiter dann das Textilwaren-Geschäft Lawrenz, oft genug mußte ich dort als Schulumädel Knöpfe und Nähzeug einkaufen gehen. Und dann Hotel und Gaststätte „Jakob Daniels“, auch ein Freund meiner Eltern. Er hat uns geholfen, am 22. März 1945 ein Flüchtlinsschiff in Neufahrwasser zu erreichen. Er selbst hat ein grausiges Ende beim Einmarsch der Russen gefunden. Im Haus Nr. 14 war eine Nebenstelle der Danziger Sparkasse und dort wohnte auch der allseits beliebte Oberstudiendirektor Dr Carl Bechler¹ mit seiner Familie Nr. 20 dann die bekannte „Fleischerei Pieper“, wohin meine Mutter mich oft mit Einkaufszettel schickte. Und gleich neben uns, Nr. 26 das kleine Kolonialwarengeschäft von Frau Hedwig Wischnewski, die sich später auf Wiesing umbenennen ließ. Ein wichtiger etwas dunkler Tante-Emma-Laden, zu dem ich als Kind zu gerne ging. Nun kommt Nr. 27, unser kleines Cafe, nicht mehr als 60 Sitzplätze, im Sommer kamen dann fünf Tische im Vorgarten dazu.

Es gab Gänse- und Marzipan-Verwürfelungen Rosenmontags-Feiern und Bockbierfeste.. Die Hochzeiten von meiner Schwester und mir wurden dort fröhlich gefeiert. Viele uns liebgewordene Stammgäste hielten meiner Mutter und meinem Bruder die Treue, als 1931 mein Vater verstarb. Meine tapfere Mutter führte das Geschäft mit meinem Bruder weiter, der in der Konditorei „Brunies“² auf dem Langen Markt seine Ausbildung zum Konditoren-Gesellen mit späterer Meisterprüfung absolvierte

¹ Carl Bechtler (1886–1945). Vielseitig begabt: Direktor der Verkehrszentrale, Theaterkritiker, spielte eine große Rolle im Sportleben Danzigs.

² Siehe: P. Kreisel, *Eine Erinnerung an das Café Brunies*, „Unser Danzig“ 1975, Nr. 5, S. 14.

In den Jahren 1936/1937 wurden die beiden Räume durch Bauarbeiten etwas umgeändert und renoviert. Meine Schwester machte eine Ausbildung als „Gewerbe-Gehilfin“, so war sie perfekt im Kuchenverkauf „über die Straße“ und konnte meine Mutter in Vielem entlasten. Als sie 1939 heiratete, trat unser sehr liebrndwertes Fräulein Inge diese Nachfolge an. Ich liebte diesen ganzen Konditoreibetrieb heiß und innig. Am Heiligenabend war ich immer sehr stolz, wenn ich die letzten Marzipanbestellungen an Kunden in nähere Umgebung austrahlen durfte. Da konnte ich dann bei akken die schon fertig geschmückten Weihnachtsbäume der Familien bewundern und bekam so manches 1 Guldenstück in die Hand gedrückt. Gleich neben uns war das Blumengeschäft „Eduard Bluhm“, eine sehr liebe junge Familie, zu der wir einen herzlichen Kontakt hatten. Und dann darf ich unseren Hinterhof-Komplex nicht vergessen deb man durch einen langen Torweg erreichte. Der große Hof war ein herrlicher Spielplatz für alle Kinder, die dort wohnten. Meine engsten Spiegelfährtinnen waren Dorchchen und Tuti Wohlert, die Töchter unserer Portiers/Frau Hertha Wohlert, eine große, blonde Frau, die überall für Ordnung sorgte.

Im nächten Haus Nr. 28 wohnte unser langjähriger Hausarzt Dr. Borowski. Ich kann mich noch gut an seinen Wartezimmer erinnern. Er hat meine Röteln, Windpokken und Mittelohrentzündungen immer liebevoll betreut, Nr 30 dann Konditormeister Gringel, ein schönes Konditor- und Backwarengeschäft, die ganze Familie war uns bekannt. Dann kam der Eingang zur „Scala“, ein tolles Variete-Lokal. Dessen Inhaber war zu meiner Zeit Familie Bansmann. Vater und Söhne hielten auch Ifter Einkehr bei uns zu einer Tasse Kaffee und Zeitunglesen,

Nr. 32 beherbergte den Friseurladen von Horst Pech. Außerdem wohnte dort Schneidermeister Treptow, der einen sehr gut aussehenden Sohn hatte, der später als Leutnant sein junges Leben lassen mußte. Beim Sattlermeister Ratzke konnte ich niemals vorbei gehen, ohne längere Zeit das Schaufenster zu genießen. Dort stand ein wunderschönes, fast naturgroßes, mit echtem Fell bezogenes Pferd, gesattelt und gezäumt mit den edelsten Lederartikel, die hier hergestellt wurden. Und dann erinnere ich mich an die „Berliner Wasch- und Plätt-Anstalt“ von Frau Justine Nehring, dorthin mußte ich immer die weißen Schürzen meiner Mutter und die Konditorjacken meines Vater bringen. Und Nr. 38 der Friseurladen von Eugen Müller, der uns die damals so anstrengenden Dauerwellen verpaßte. Seine Frau kam auch manchmal zu uns nach Hause und machte meiner Mutter schöne Wellen mit der Brennschere ins Haar, wenn sie keine Zeit hatte, zum Friseur zu gehen. Dann erfuhren wir auch gleich alles, was so an Neuigkeiten in unserer Straße passiert war. In Nr. 42 muß auch Walter Nickel, Kolonialwaren und Feinkost, erwähnt werden, ein sehr schönes Geschäft. Etwas weiter war die Fleischerei Kühnel, da schickte mich meine Mutter hin, wenn sie besonders guten gekochten Schinken brauchte. Nun reichte die rechte Straßenseite noch bis Haus Nr. 64, dann kam das „Langgarter Tor“, und dann ging es auf der anderen Straßenseite weiter.

Gleich an der Ecke das Zigarrengeschäft von Johannes Süßmann, seine hübsche Tochter Sonja war lange meine beste Freudin. Wir haben mehrere schöne unbeschwerte Jahre zusammen verbracht, sind gemeinsam mit unseren Puppen-

wagen stolz über Langgarten gefahren. Als die ersten Trainingsanzüge für heranwachsende Mädchen in Mode kamen, erhielt Sonja einen mit roten Strickbündchen von ihren Eltern zum Geburtstag, und meine Mutter beglückte mich dann mit dem gleichen Stück mit hellblauen Bündchen. Was waren wir stolz, als wir damit gemeinsam auf der Straße „auftraten“! Herr Süßmann war ein jüdischer Weißrusse, seine Frau war Christin, beide waren sehr liebenswerte, hilfsbereite Menschen. Sie waren vielen Anfechtungen ausgesetzt, als die Judenverfolgungen immer stärker wurden. Glücklicherweise schaffte Familie Süßmann noch den Fluchtweg nach Amerika.

Nun sind mir noch viele Familien und Geschäftsleute der anderen Straßenseite in Erinnerung geblieben. Da war die Rosanki Familie mit Gaststätte und Kolonialwaren, sie besaßen auch mehrere Häuser. Dann die Gaststätte Kal Korsnack, auch gute Freunde von uns. Nr. 87 wohnte Familie Schurig, ihre Tochter war eine Freundin meiner Schwester. Dann kam das St. Barbara-Hospital. Dorthin schickte mich meine Mutter immer am Nachmittag des 24. 12. mit zwei liebevoll mit Süßigkeiten und kuchengefüllten Päckchen für zwei besonders bedürftige Witwen, die mich dann beim Empfang meistens vor Rührung in den Arm nahmen, was mir ein bißchen peinlich war. Aber ich war auch stolz darauf, im Namen meiner Mutter etwas Gutes getan zu haben. Dann gab es das Postamt II auf Langgarten, eine kleine Filiale nur aber wir konnten hier Pakete und Päckchen abgeben, Briefmarken kaufen und auch Ferngespräche anmelden. Auf dieser Seite gab es auch einen kleinen Park, in dem Musikdirektor Stieberitz einige Male ein kleines Sonntagskonzert gab, Die ganze Stieberitz-Familie war uns sehr vertraut. Herr Stieberitz ließ meinem Vater zu seinem Geburtstag öfters von einigen seiner Musiker am Morgen ein Ständchen bringen, was uns Kinder mächtig beeindruckte. Als ich in der St. Barbara Kirche getraut wurde, hatte Herr Stieberitz (Onkel Ernst) einige der Musiker auf die Empore beordert und zu unserer großen Überraschung erklang ganz wunderschön das „Larg“ von Händel. Welch schöne Erinnerung!

Nun aber weiter auf Langgarten, da befand sich neben der Kirche der Eingang zur Barbara Gasse, gleich an der Ecke das Kolonialwaren- und Feinkostgeschäft von Arthur Kresin. Dann kam eine Reihe schöner vier bis fünfstöckiger Wohnhäuser, Ich erinnere mich an das kleine Schreib- und Papierwaren Geschäft, das einem älteren Ehepaar gehörte und in dem wir unsere Hefte, Zeichenblöcke usw. kaufen.

Und dann natürlich die lange Front der Firma „Großbäckerei und Zwiebackfabrik Wilhelm Ausländer“. Der Betreiber hatte die Häuser Nr. 101 bis 104 belegt. Anschließend das von uns Heranwachsenden heiß geliebte kleine Kino „Capitol“. Mein Bruder war ein begeisterter Besucher, am liebsten sah er sich am selben Tag gleich zwei Filme an. Ich kam erst viel später in diese Genüsse, ich war ja acht Jahre jünger als er. Aber meine Mutter erlaubte mir ab und zu, am Sonntag um 14.00 Uhr zur Kindervorstellung zu gehen. Und als ich dann endlich in das Alter kam, auch Liebesfilme anzusehen, da gab es kein Halten mehr und ich wurde ein Kino-Fan.

Nun komme ich auf Langgarten noch zu der Stern Drogerie. Inhaber Günther Schubert, die als Geschäft wohl den Abschluß bildete. Es folgten noch etwa vier Wohnhäuser, dann rechts deinbigend begann die Straße „Schäfferei“. Die Verbin-

dung von der Niederstadt zu Rechtstadt bildete die Milchkannenbrücke mit ihrem großen Turm und dem kleineren Turm im Volksmund hieß.

Ich erinnere mich auch noch an die Zeit, als in der Mitte der Straße eine grüne Allee existierte und dort der Wochenmarkt abgehalten wurde. Später und dort der Wochenmarkt abgehalten wurde. Später verschwand die schöne Allee, es wurden Schienen gelegt und der Fortschritt bescherte uns die schnelle Straßenbahnlinie ins Ostseebad Heubude, direkt bis zum vielgeliebten Strand

Nun bin ich am Ende mit dem Bericht über meine Heimat Langgarten und wünsche, daß es noch ein paar Langgarten gibt, denen meine Erinnerungen Freude bereitet haben.

Heinz Foß, Vom Fischereiunternehmer zum Karussellbesitzer. Meine Reise durch den Freistaat Danzig mit der Schaustellerfamilie Erna und Albert Foß, „Unser Danzig“ 2007, Nr. 10, S. 22–24

Nach der Entlassung vom Militär im Jahr 1918 hatte mein Vater Albert Foß die Tochter von Emilie und Moritz Thiele in Pasewalk geheiratet. Sie besaßen ein Gemischtwarengeschäft (Kolonial-, Manufaktur- und Kurzwaren) bis 1940. Der Erwerb (Beruf) meines Großvaters Martin Foß war Fischer und Eigner, so lautete die Eintragung in der Heiratsurkunde.

Mein Vater hatte allmählich ein Fischereiunternehmen „aufgebaut“, wie man heute sagen würde. Er hatte mehrere Zuggarne, die jeweils von einem Altfischer geführt wurden. Zu jeder Besetzung gehörten sechs bis acht Mann. Der Altfischer musste sich mit den Witterungsverhältnissen gut auskennen, denn er trug für seine Leute die Verantwortung. Weil mein Vater gelernter Zimmermann war, hat er die Kähne selbst gebaut. Mit einem Partner hat er zudem noch Stellnetze gesetzt.

An einem Morgen im Jahr 1924 nach der Rückkehr vom Netzaussetzen erlitt mein Vater mit seinem Partner einen Seeunfall. Bei schwerem Seegang schlugen die Wellen den Kahn so voll Wasser, dass er kenterte. Ein anderer Fischer (Wilhelm Zielke) hatte von der Seedüne aus dem Unfall beobachtet und ist mit seinen Söhnen zur Hilfe geeilt. Nach der glücklichen Bergung haben die Söhne meinen Vater und seinen Partner, der getragen werden musste, über die Hochdüne zum Haus meiner Großeltern gebracht. Den Partner hatte es so böse erwischt, dass er danach viele Jahre Rente bezog.

Außer der Fischerei haben meine Eltern auch einen Fischhandel betrieben, der hauptsächlich von meiner Mutter geführt wurde. Nach Feierabend am Strand brachten die Fischer ihre Fänge zu uns ins Haus. Meine Mutter nahm die Fische ab und zahlte einen Abschlag nach den Tagespreisen aus. Die Restzahlung erfolgte am nächsten Abend. Die Fische mussten dann sortiert und in Kisten verpackt werden. Früh am Morgen ging es in aller Eile nach Danzig zum Großhändler, das war immerhin 23 Kilometer von Pasewalk entfernt.

Ende der zwanziger Jahre kam die große Fischflaute. Mitschuldig daran waren die Kutter mit ihren Grundschleppnetzen, die einen großen Teil der Brut zerstörten.

Dann kamen auch noch die Genossenschaften auf den Markt, und der freie Handel wurde blockiert. Es gab keinen Preiswettbewerb mehr. Meine Eltern beschlossen daraufhin, ihren Beruf zu wechseln.

Der schlechte Wirtschaftslage bewog im Herbst 1929 meine Eltern dazu, ein Karussell zu kaufen. Die notwendige gründliche Überholung führte mein Vater als gelernter Zimmermann zusammen mit Freuden in den Wintermonaten selbst durch. Die Bestückung bestand aus 12 Pferden, zwei Gondeln, zwei Wagen, zwei russischen Schlitten und zwei Kreiseln. Es war ein sogenanntes „Bodenkarussell“ für die ganze Familie.

Die Elektrifizierung im Freistaatgebiet war damals noch nicht durchgeführt, so musste das Karussell mit einem Pferd angetrieben werden. Mein Vater kaufte dazu zwei wunderbare Pferde, sie wurden von Pferdekennern bewundert. In den Wintermonaten wurde mit ihnen in der Forstwirtschaft in Pasewalk gearbeitet.

Auch die Orgel wurde in den Wintermonaten von einem Orgelbauer aus Danzig überholt. Es mussten die Flöten und die Tastatur gangbar gemacht werden. Die Walze wurde nach Berlin geschickt und mit 12 neuen modernen Liedern beschlagen, denn die alten aus der Kaiserzeit waren nicht mehr zeitgemäß.

Zu Ostern 1930 wurde das Karussell in unserem Heimatort Pasewark das erste Mal aufgebaut, und am zweiten Feiertag war die Eröffnung. Es war nach der vielen schweren Arbeit für die ganze Familie ein toller Tag.

Meine Schwester und ich wollten den ganzen Tag nur Karussell fahren. Einige Jungen aus meiner Klasse kamen zu mir und baten mich meinem Vater zu fragen, ob er sie nicht einmal umsonst mitfahren dürften. Das schlug mein Vater natürlich nicht ab. Die Mädchen hätten mich wohl auch gern gefragt, aber sie waren wohl zu schüchtern dazu. Für meine Mutter war dieser Tag aber sehr traurig, denn er wurde überschattet von dem Tod unserer siebenjährigen Schwester, die im März an Diphtherie gestorben war.

Solch ein Karussell war für die Pasewarker natürlich etwas Neues, sie waren aber sehr darüber, dass so etwas von einem Pasewarker „auf die Beine gestellt worden war“. Vor allem die jungen Burschen wollten vor allem einmal an der Orgel drehen, was sie unter der Aufsicht des Orgeldrehers, der „alter Hans“ genannt wurde, auch durften.

Nun ging für unsere Eltern die Reise aus Pasewark los. Wir Kinder blieben den Sommer über bei den Großeltern. Die nächste Ortschaft war Steegen, am Himmelfahrtstag waren wir in Bodenwinkel. An diesem Tag fahren die Fischer traditionsgemäß nicht auf das Frische Haff hinaus zum Fischen. Vor Pfingsten und kurz danach waren wir in Stutthof, denn in so einem großen Dorf ist immer mit vielen Besuchern zu rechnen. Ein Karussell war zu damaliger Zeit immer eine kleine Sensation für große und kleine Leute.

Es ging weiter zum Frühjahrsmarkt nach Tiegenhof und zum Jahrmarktstag nach Neuteich. Dann wurde alles auf die Groß-Bahn verladen, und es ging zum Johannisfest auf die Jäschentalerwiese³ in Langfuhr, anschließend zum Ferberweg. Dort standen wir zusammen mit anderen Schaustellern bis Ende Juli.

³ Heute ulica Jaškowa Dolina.

Nun begann die Dominikzeit, die auf dem Gelände an der Breitenbachbrücke stattfand. Am 5. August wurde der „Danziger Dominik“ durch die großen Glocken der Marienkirche eingeläutet. Die meisten Schausteller kamen aus dem Reich mit ihren großen Fahrgeschäften.

Für uns Kinder war das ein schlechter Tag, denn jetzt waren die Ferien zu Ende, und es begann wieder die Schule mit fünf Stunden Unterricht und mit einer Sechsstage-Woche.



Abb. 27. Das Familienbad

Nach Beendigung des „Dominiks“ standen wir mitten in der Sommerzeit, und es wurden jetzt noch auf der Danziger Höhe die Ortschaften Praust, Langenau, Schönwarling und Hohenstein angefahren.

Einmal sind meine Eltern auch noch bis Sobbowitz⁴ gefahren. Es war aber sehr schwer, für diese Strecke einen Fuhrhalter zu finden, da diese ziemliche Steigerung aufwies.

In Hohenstein⁵ haben wir dann wieder auf die Groß-Bahn verladen, und die Reise ging wieder nach Tiegenhof zum Herbstmarkt, der Anfang Oktober wieder an einem Wochentag stattfand. Es war ein Tag für größere Einkäufe und für die Landleute ein Feiertag. Auch jetzt wurde der Sonntag vor und nach dem Markttag für uns genutzt.

⁴ Heute Sobowic.

⁵ Heute Pszczółki.

Von Tiegenhof ging es nun wieder nach Neuteich. Hier waren die Saisonarbeiterinnen spitze. Vor den Würfelbuden war reges Treiben angesagt, jeder wollte mit Würfeln viele Gewinne mit nach Hause nehmen.

Fünf Jahre später, also 1935, kam mein Vater hier in Neuteich auf den Gedanken, ein Kettenkarussell zu kaufen oder zu bauen.

Nach Neuteich ging es wieder die alte Tour stationsweise rückwärts Bodenkamp, Stutthof, Steegen, Pasewark noch einmal aufgebaut. Für gewöhnlich war am zweiten Sonntag im November die Tour beendet. Wir Kinder haben uns natürlich sehr gefreut, wieder mit den Eltern zusammen zu sein.

Im Winter 1935/1936 hat mein Vater nun das zweite Karussell mit dem Mühlenbauer und dessen Sohn, der Tischler war, gebaut. Es war der größte und höchste Kettenflieger, den es im Freistaat Danzig gab.

Für den Bau des Karussells wurden sämtliche Zeichnungen und die statistischen Berechnungen von der Danziger Werft angefertigt.

Bis Ostern war alles fertig gestellt, und wir starteten nun in Pasewark mit zwei Karussellen. Das war schon ein schöner Sprung nach vorn. Die Würfel- und die Schießbude wurden auf zwölf Meter Länge vergrößert. Die Würfelbude wurde von meiner Mutter und die Schießbude von meiner Tante besetzt. Auf den Märkten wurden noch Hilfen angenommen.

Zu meiner Mutter möchte ich noch sagen, sie war mit Leib und Seele Schaustellerfrau. Sie kannte alle Kaufleute in den einzelnen Orten genau so gut wie die Hausfrauen aus ihrem Ort. Für meine Mutter war es immer wichtig, am Montag die Kaufleute aufzusuchen und mit Kleingeld zu versorgen, denn vielerorts gab es keine Banken. Dafür waren die Geschäfte sehr dankbar.

Im Winter 1936/37 baute mein Vater wieder ein Karussell, und zwar eine Berg- und Talbahn. Das war für uns natürlich der Hammer. Es wurde ein Karussell für alt und jung und für die Großen und Kleinen, für Verliebte und die, die es werden wollten.

Der Hit war natürlich die Musik, die von den Musikhaus Trossert aus Danzig als Lautsprecher mit Verstärkeranlage geliefert wurde. Gebaut wurde sie von Techn. Ing. Herrn Lau aus Zoppot. Sein Hobby war damals Motorradfahren, und das nutzte er, um uns zu besuchen. Ganz gleich, wo wir standen, er kam, um sich die Musik anzuhören. Hatte er dann eine kleine technische Schwäche festgestellt, hat er sie sofort beseitigt.

Mein Spaß war immer, wenn ich in Danzig war, zu Trossert zu gehen und eine oder auch zwei Platten mit nach Hause zu nehmen. Die ganze Familie war von der Musik begeistert, und die Gäste auf dem Platz haben es uns auch immer gedankt. Es war eben eine Anlage. Die einmalig von Herrn Lau für uns gebaut worden war.

Den Kunstmaler, Herrn Bergmann aus Danzig, möchte ich nicht vergessen, der für unser Karussell sämtliche Bilder gemalt hat.

Ostern 1937 war auch dieses Karussell fertiggestellt.

Nun konnte die Reise wieder beginnen. Die Stromversorgung war nun soweit fortgeschritten, dass fast jeder Ort über ein Strom-Netz verfügte.

Dieses Karussell wurde nun mit einem E-Motor angetrieben, und außerdem waren hier ca. 300 Brennstellen vorhanden. Es war aber in der Hinsicht doch

noch nicht alles so 100 Prozent. Zum Kreisparteitag in Platenhof wurde mein Vater gefragt, ob er nicht das Karussell auf dem Gelände des Gastwirts, Herrn Epp, aufbauen wolle. Mein Vater hat den zuständigen Herrn dann zugesagt- aber das dicke Ende kam: Herr in Platenhof gab es nur Gleichstrom-Motor. Bei der Probefahrt am Tage war dann auch alles in Ordnung. Nur unsere Musik und Verstärkeranlage musste umgestellt werden. Aber dann am Abend, als die Beleuchtung mit eingeschaltet wurde, daß Platenhof im Dunkeln. Unsere Beleuchtung wurde nun soweit wie möglich von meinem Vater reduziert, was den jungen Leuten nicht unangenehm war.

Nun noch zum Reiseplan, den ich schon mehrmals erwähnt habe- in diesem Jahr (1938) kamen noch die Orte Ohra-Bischofsberg⁶, Schönbaum⁷ und Schiewenhorst⁸ dazu.

Dann 1939, ein Jahr, das schon von Anfang an ziemlich gespannt war- Die Zeitungen brachten Meldun, die für uns neu und unverständlich waren, Als wir in Danzig auf dem Dominik waren, haben wir festgestellt, dass die jungen Männer an den Schießbuden überwiegend nach ihrem Dialekt Ost-Märker waren, die zum so genannten Sängerfest in Danziger Kasernen untergebracht waren.

Am 1. September 1939 haben wir dann den Überfall ohne Begeisterung erlebt.

Ich komme nun zum Schluß. Es war für mich eine Herausforderung, so einen Bericht zu verfassen. Nur durch die vielen Anregungen habe ich nun die Zeit beschrieben, so wie ich sie in den großen Ferien gesehen und erlebt habe. Durch diese Zeit habe ich den Freistaat, besonders das „Große Werder“, kennengelernt. Die Städte, Dörfer und Menschen haben mich während des Krieges und danach in der russischen Gefangenschaft stets begleiten.

Meine Mutter verstarb 1941, einen Tag vor meinem 20. Geburtstag, und mein Vater wenige Jahre nach meiner Heimkehr aus der Gefangenschaft.

Im Nachhinein muß ich sagen, war ich doch kein großer Freund von dem unruhigen Schaustellerleben. Ich war mehr für die Ansässigkeit, und das hat sich auch nach meiner Gefangenschaft Ende 1949 gezeigt.

1953 habe ich meine ehemalige Nachbarin aus Pasewark, Liselotte Fischer, geheiratet. Und somit haben wir auch schon vor einigen Jahren die goldene Hochzeit erlebt.

Ich bin sehr dankbar für diese private, geschäftliche und geschäftige Zeit.

Georg Szarafinski, Jugendjahre eines Mottlauspuickers aus der Abegg-Gasse, „Unser Danzig“ 2001, Nr. 6, S. 27–29

Unter den vielen niederstädtischen Straßen, welche Namen verdienstvolle Danziger Bürger tragen, ist eine unscheinbare Gasse zu erwähnen, die den Thornschen

⁶ Heute Orunia – Biskupia Górka.

⁷ Heute Drewnica.

⁸ Heute Świbno.

Weg mit der Steinschleuse verbindet. Es ist die Abegg-Gasse, deren Bezeichnung an die Gestalt und Tätigkeit des Arztes und Direktors des Hebammeninstituts Sandgrube erinnert, dessen Anteil an vielen Stiftungen und wirtschaftlichen Unternehmen sehr hoch bewertet wurde. In einer Denkschrift aus dem Jahre 1898, verfasst von Ludwig Pinkus, heißt es wörtlich: „Würden wir unsern verehrten Geheimrat Abegg mit Röntgenstrahlen durchleuchten, so würden wir ein goldenes Herz entdecken“. Der Initiative Dr. Heinrich Abegg's verdankte die Stadt u.a. den Bau von 18 Arbeiterhäusern. Seine Tätigkeit ist durch die im Jahre 18 Arbeiterhäusern. Seine Tätigkeit ist durch die im Jahre 1878 erfolgte Benennung der Gasse entsprechend gewürdigt worden.

Die zukünftige Gasse war 1796 erwähnt worden als ein namenloser Feldweg auf einem entwässerten Sumpfgebiet, das als Viehweide und zur Holzlagerung benutzt wurde. Nach dem Bau der Arbeitersiedlung erfolgte erst zur Jahreswende des 19./20. Jahrhunderts die Errichtung einiger dreistöckiger Wohnhäuser (Nr. 1 bis 5 b) in Richtung Thornscher Weg. Die enge beiderseitige Verbauung der Siedlungshäuser ermöglichte eine bessere nachbarliche Zusammenarbeit ihrer Einwohner im Gegensatz zum nördlichen Abschnitt der Gasse, dessen Vorteil in dem freien Ausblick zur Mottlau und weiter Umgebung zu suchen ist.

Nach dieser notwendigen Einleitung besteht die Frage, wer von den Einwohnern der Abegg-Gasse aus der Freistaatszeit in meiner Erinnerung verblieben ist und am Verlauf meiner Jugendjahre beteiligt war. Vorerst möchte ich den Apotheker Knochenhauer, Ecke Thornscher Weg, erwähnen, dessen gepflegter kleiner Blumengarten an der Mottlau stets meine Bewunderung auslöste. Im nächsten Hause unter der Nummer 2 wohnte der graubärtige Lehrer und Organist Otto Konopatzki, dessen ebenfalls musikbegabte Tochter als Klavierpädagoginnen bekannt waren. Seine Grabstätte in der Langfuhrer Hauptstraße⁹ ist eingeebnet und nur durch das Vorhanden sein großer Baumbestände gekennzeichnet. Eine der Töchter war mir als Cilli Konopatzki-Linke bekannt. Sie verblieb nach Kriegsende mit ihrer Mutter in Danzig, bemächtigte sich der polnischen Sprache und war an der hiesigen Oper angestellt, um nach ihrem plötzlichen Hinscheiden in Silberhammer die ewige Ruhe zu finden. Sie spielte ausgezeichnet Klavier und Cembalo, wohnte am Jäschkentaler Weg, wo ich Gelegenheit hatte, das hohe Niveau ihrer Musik persönlich bewundern zu können.

Das Haus Nr. 3 an der sogenannten Bäckerecke bewohnte der ehemalige Zugführer Johannes Porsch, der einen Abschnitt der Mottlau mietete, um dort Fischfang zu betreiben. Ich nahm öfters Teil an seiner Arbeit und beobachtet dabei die verzweifelten Bewegungen der armen eingefangenen Hechte, Aale, Barsche und Scheie, die dann den Einwohnern zum Kauf angeboten wurden. Sein Sohn Siegfried gehörte zur Schar meiner Spielkameraden. Das nächste Haus bewohnte der Uhrmacher Leppak (Nr. 4) und 5 a die Familie Gerunde, deren Sohn Hans mir besonders als mein bester Freund in Erinnerung verbleibt. Das nächste Haus wird mir unvergesslich bleiben, da ich dort im Verlauf von 25 Jahren täglich vom dritten

⁹ Heute ulica Grunwaldzka.

Stock die träge fließende Mottlau, den fernen Bischofsberg und den mächtigen Marienturm in Augenschein nehmen durfte.

Jetzt ist Zeit zu klären, unter welchen Umständen der Verfasser dieses Artikels in diesem Hause gelandet ist, um dort ohne Unterbrechung seine Jugendjahre zu verleben. Mein Vater Joseph, von Beruf Buchhalter, stammte aus Kulm/W, aus einer kinderreichen Familie. Nach der Umsiedlung aus Putzig 1910 wohnte meine Familie in den Gassen Rähm¹⁰, Hertastraße¹¹ und letztens, Langgarten. In der Herta Straße (Langfuhr) ertönte mein erstes Geschrei in Gegenwart der Hebamme Katharina Borbe, und in den nächsten Jahren hat meine nunmehr zehnköpfige Familie beträchtlich zur Vergrößerung der städtischen Einwohnerzahl beigetragen. Der plötzliche schwerwiegende Tod meiner Mutter zwang Vater 1915 zur vorläufigen Unterbringung der sechs kleinen Kinder in den Waisenhäusern des Borromäerordens, drei Mädels in der Weidengasse und die drei Knaben in Altschottland¹².

In der Abegg-Gasse unter der Nr. 5 b wohnte das kinderlose polnische Ehepaar Valeska und August Czechowski, der seit Ende des 19. Jahrhunderts in der Danziger Gewehrfabrik als Meister beschäftigt war. Valeska begann in derselben Zeit ihrer Arbeit im Paramentenzimmer der Borromäerschwestern. Sie war eine künstlerisch begabte Stickerin von Fahnen, Ornaten, Stolen und Gemälden. Ihre Erzeugnisse bewunderte der erste Danziger Bischof Graf Rourke¹³. Noch heute ist in der Olivaer Kathedrale der altertümliche Baldachin erhalten, der von ihr 1926 erneuert wurde. Sie war freundlicher und gutmütiger Gesinnung, von vielen verehrt und geliebt. Dem Ehepaar war meine Familie bekannt, und daher beschloß Valeska, eine der Halbwaisen zwecks vorläufiger Versorgung und Pflege zu übernehmen. Nach Zustimmung des Vaters erfolgte ihrerseits die Auswahl unter den sechs Kindern. Sie fand Gefallen am kleinsten blondlockigen zweijährigen Knaben, und auf diese Weise schenke mir die Versehung 25 Jahre meines schönsten Lebensabschnitts. Ich verblieb bei der bald verwitweten Valeska als Pflegesohn, weil mein Vater durch seine Trunksucht nicht imstande war, seine Kinderschar zu ernähren. Die neue unüberlegte Ehe mit der ältlichen Stiefmutter erwies sich als ein für die Kinder tragisches Mißverständnis. Sie verließen das Haus halbwüchsig ohne Schulbildung und waren gezwungen auf eigene Faust den Kampf um das tägliche Brot aufzunehmen.

Ich dagegen verlebte meine Kinderjahre unter der liebevollen und unvergesslichen Obhut meiner Pflegemutter. Sie förderte meine angeborene Musikalität. Klaus Nikolaus beschenkte mich zur Weihnachtszeit dank ihrer Fürsprache nacheinander zunächst mit einer Mundharmonika, dann Akkordzither, Gitarre, Mandoline, Geige und schließlich Harmonium, auf dem mit der Organist Augustinus Hanke aus Ignatiuskirche Unterricht erteilte. Im Gegensatz zu meinen Geschwistern erhielt ich eine gediegene Schulbildung, worauf meine Mutter großen Wert

¹⁰ Heute ulica Sukiennicza.

¹¹ Heute ulica Konrada Wallenroda.

¹² Heute Stare Szkoty.

¹³ Eduard O'Rourke (1876–1943). In den Jahren 1925–1937 Danziger Bischof.

legte. Ich begann mit der Volksschule, Kapelenschule Hundegasse und landete schließlich 1922 im Gymnasium am Weißen Turm. Meine Mutter kannte eine Unmenge von Volksliedern, die sie mir täglich vorsang. Komisch anzuhören war meine Kinderstimme, wenn ich mitsang; „Hänschen klein, ging allein“ oder „Ein Vogel wollte Hochzeit machen“.

Als alleinstehende Witwe war sie gezwungen, mich zur Arbeitsstätte im Paramentenzimmer des Klosters, mitzunehmen. Dort verhätschelten mich die zwei dort angestellten Damen: Marta Schanz, Maria Mundlaff und die liebe Schwester Quirina. Ich pflegte ungezwungen in die Zimmer des Krankenhauses hineinzuschauen, beobachtete mit Vorliebe die Aquarien mit den Goldfischen auf dem Wege zu Fräulein Franziska, die ich unbedingt besuchen musste, da sie als Verwalterin der Küchenvorräte nie vergaß, den kleinen Lausbuden mit kleinen Leckerbissen zu erfreuen.

Im Hause Aegg-Gasse Nr. 5 b wohnten eine Zeitlang folgende Familien und Personen: Witwe Brose, Familie Kulcenty (Parterre), Nadgrabski (der Mann ertrank in Heubude), Oberpostschaffner Bachorek, dessen Sohn ein Briefmarkengeschäft besaß, und später der Hauseigentümer Panzlau (1. Etage), die mit uns befreundete siebenköpfige Familie Ohl, Witwe Hein mit zwei Töchtern, später Ehepaar Witzke (2. Etage), Ehepaar Czechowski von 1903 als älteste Bewohner und Otto Schlawinski, ein biederer befreundeter Nachbar, dessen ältere Tochter Lieschen schwerkrank niemals ihr Zimmer verlassen konnte. Ich pflegte sie viele Male mit einen Veilchenstrauß zu erfreuen, dessen Blüten damals am Fuße des Bischofsberges zu finden waren (auch jetzt noch vorkommen). Ihre Schwester Mische spielte Klavier, und hinter der gemeinsamen Wand ertönte stets dieselbe Melodie. „Lang ist es her ...“ – wahrscheinlich hatte sie nichts mehr erlernt. Das war die 3. Etage. Im Hause lebten die Einwohner miteinander allgemein auf freundschaftlichem Fuße, für mich war keine Tür verschlossen bis zum Beginn der sich steigernden politischen Demonstrationen und widrigen Zustände, welche letzten Endes nach Beendigung des unseligen Krieges zur Vernichtung unserer Stadt und zum unbeschreiblichen Elend der Einwohner führte.

Im nächsten Parterrehaus wohnte die Familie Wallerandt, deren zwei Mädels stets in eleganter Kleidung und Frisur einherstolzten und daher nicht teilnahmen an unseren nicht immer reinlichen Kinderspielen. Das nächste Haus Nr. 7 entstand in einer Zeit, als die Gasse ein Feldweg war. Es war ein herrschaftliches Prachthaus mit einem schönen Garten und Wasserkunst. Zu meiner Zeit ist von der Pracht nicht übrig geblieben, während des letzten Krieges war dort die Ortsgruppe untergebracht. Das Haus und die 18 Gebäude der Stiftung sind nach Brand von der Erdoberfläche verschwunden. Im nächsten Parterregebäude (Nr. 8 noch erhalten) wohnte der lungenkranke Erich Thiel, welcher später als Teilnehmer der Roten Front nach einer Demonstration ermordet in der Mottlau aufgefunden wurde. Sein Vater ertrank auf dem Rückwege nach einem Trinkgelage. Im benachbarten Holzhaus wohnte ein ausgedienter Seemann, der die merkwürdige Gewohnheit hatte, Seemannslieder vorzutragen, was er jedoch wassertretend unbedingt in der nahem Mottlau tun musste tun musste. Jedesmal händeringend und im Laufschrift erschien dann zum Ergötzen der Zuschauer

seine „bessere Eehälfte“ und versuchte ohne Erfolg, den musikalisch beschäftigten Sänger nach Hause zu lotsen.

Gegenüber wohnte in einer Laube ein gewissere Zeidler und im benachbarten Stiftshaus wohnte mein guter Spielgenosse Heinz Mandelkau. Daneben wohnte früher der Schriftsteller Richard Dehmel¹⁴ während seines Studiums im Städt. Gymnasium. In den Häusern an der Mottlau unter Nr. 15 a der Katastertechniker Richard Tilsner, den ich öfters gerne besuchte, welcher aus dem Rheinlande stammte und aus dem Stegreif mich und seine Familienmitglieder durch kleine Sketche und Witze zu belustigen pflegte. Unter Nr. 18 a hatte Frau Knoblauch einen kleinen Laden mit Lebensmitteln, die bei den Kindern beliebt war für die spendierten Glasbonbons und Kandiszucker (Zahnbeißer-Proletenkonfekt.)

In lebhafter Erinnerung verblieb das Treiben der jugendlichen Einwohner, ihre gemeinsame spielerische Gestaltung des täglichen Lebens. Für die Kleinsten bestand der Spielplatz mit seinem Sandkasten, wo Kuchen „gebacken“ wurde und auf den Sitzbänken die wachsamten Mütter mit kritischem Blick ihre Sprösslinge zu beobachten pflegten. Dieser jetzt vernachlässigte Platz mit seinem damaligen Baumbestand ist weiterhin erhalten. In der Gasse wohnte zeitweise als russischer Flüchtling die Jüdin Mischurowski, deren Tochter Vera gehbehindert war. Großer Beliebtheit freute sich bei der älteren Jugend das Versteck- und Ritterräuberspiel, das Abzählen (eine meine Minke Pinke usw.), das Reifschenspringen, Pönschen und Klippchenspiel. Mit großer Spannung wurden leere Geldbörsen auf einem dünnen Faden unter Kellerfenstern ausgelegt, um die danach greifender Finder unter plötzlicher Entfernung des ausgelegten Gegenstandes und schadenfrohen. Eines Tages beobachtete ich zwei kleine Spitzbuben aus ärmlicher Familie, die Bastion Wolf aus dem Zaun mehrere dort lagernde Flaschen entnahmen, um sie dann dem Eigentümer ohne mit der Wimper zu zucken zum Kauf anzubieten. Das kommt auch gelegentlich bei Kindern vor, die namentlich aus ärmlichen Familien stammen.

Im Sommer wurden zum Ärger der Eigentümer ihre Obstbäume und Beerensträucher pflichtgemäß von uns Jungen „heimgesucht“.

Den größten Anreiz zu unserer spielerischen Tätigkeit bildeten die umliegenden Gewässer, die Mottlau und der Umfluter. Das waren unsere kostenlosen Badeanstalten, in denen wir gleichzeitig den Fischfang, Kahnfahren und Eislaufen betreiben durften. Dort verlebten wir sorgenfreie Tage in einer gesundheitlich günstig gelegenen Umgebung. Der Fischfang erfolgte auf unterschiedliche Weise mit Benutzung von Angeln oder Keschern, den ich auf besondere Art mit einer Schlinge betrieben habe. Vor der Steinschleuse am Ende der zwei spitzen Mauern (nur eine ist noch erhalten) befinden sich noch heute zwei kleine künstliche Inseln. Sie waren mit hohem Unkraut bewachsen. Zur linken Insel gelangte ich oft barfuß entlang der Mauer und lenkte meine Schritte zu einer dort bestehenden unterirdischen Kammer, wo ich mich einige Zeit aufhielt, um dabei die Gestalt von Robinson auf einer einsamen Insel nachzuahmen. Am Anfang des Freistaates lagerten auf dem Umfluter bewegliche Holzbalken, auf denen wir Fische angelten, was gefährlich

¹⁴ Richard Dehmel (1863–1920). Schriftsteller.

und nicht erlaubt war. Zur Laichzeit wurden mit Keschern die Ansammlungen der Fische eingefangen, was streng verboten war. Die Fische waren in dieser Zeit sehr abgemagert und daher fast wertlos.

Im Sommer herrschte auf der Mottlau reger Betrieb. Der Bootverleih an der Aschbrücke vermietete den Einwohnern seinen beträchtlichen Bestand an Ruder und Paddelbooten, und am Wochenende oder während der Feiertage war der Fluß mit Fahrzeugen verschiedener Art belegt, in den der Gesang unter Begleitung verschiedener Musikinstrumente (bevorzugt war das Schifferklavier) zur fröhlichen ungezwungenen und gemütlichen Stimmung der Bootsgesellschaft wesentlich beitrug.

Die Abegg-Gasse ist heute verödet, die Arbeiterstiftung besteht nicht mehr. Es war einmal und kommt nicht wieder!

Ralph Wiese, Danziger Originale, „Danziger Hauskalender“ 2007, S. 14–15

Originale sind immer etwas Besonderes, sie sind Menschengruppen, die durch außergewöhnliche Eigenarten- schrulliges Benehmen verbunden mit tragikkomischen Verhaltensweisen- auffallen und dabei oftmals ihrer Umwelt ein Lächeln abnötigen. Wie in vielen anderen Städten, so gab es auch in der Hansestadt Danzig Originale- Pennbrüder, Vagabunden und Trippelbrüder- Für die diese Bezeichnung sicherlich zutrifft.

Beschäftigen wir uns zunächst einmal mit dem wohl bekanntesten Danziger Original, dem „Schuckernen Bruno“, der in gestreifter Hose, geschnittenem Herenschloßrock und eleganten weißen Handschuhen den Stock über dem Arm tragend durch Danzig stolzierte. Er gab sich stets als Gentelman, wußte was sich gehörte und erschien bei Hochzeiten, Kindstauen und Begräbnissen, um seine Dienste anzubieten. So stand er oft bei familiären Anlässen vor Kirchentüren und öffnete mit großer Würde den Schlag zur Hochzeitskutsche, wobei der sich stets zum Vergnügen der Anwesenden verbeugte. Wenn jemand zu Grabe getragen wurde, trauerte er mit den Leidtragenden, sowohl sein Teilanhnme nicht erbeten war; diesem seltsamen und harmlosen Menschen konnte man einfach nicht böse sein. Oftmals betätigte er sich am Langen Markt Ecke Melzergasse an der Seite eines Verkehrspolizisten, wobei er, wie dieser, eifrig und dienstbeflissen seine Arme schwenkte, um seine Pflicht zu erfüllen.

Wohl jeder kannte „Paulchen vonne Krantorfähr“, wie man ihn allgemein nannte, einen Mann von gedrungener Statur, einem etwas „plattgedrückten Kopf“, immer sehr bescheiden und mit sanften Gemüt behaftet. Jedoch nicht auf den Mund gefallen und schlagfertig, wenn es darauf ankam. Meistens angeheitert, mit buschigem Augenbrauen, roten Bäckchen, einem mächtigen Schnauzbart und einer Knollennase versehen, erregte er das Interesse seiner Mitbürger. Über alles liebte er seine Fähre und den Machandel, so war er immer etwas angedunt, wenn er die Menschen über die Mottlau zog.

Dann gab es „Hermann, den Pfeifer“, einen großen hageren Typ, der wie der „schuckerne Bruno“ einen Cut trug, der jedoch ungepflegt und immer etwas abgegriffen aussah. Auch er, der vielleicht nach dem Ersten Weltkrieg seine berufliche Existenz verloren hatte, war als Musikant rettungslos dem Alkohol verfallen. Sein Wirkungskreis bezog sich vorwiegend auf die Hinterhöfe der Niederstadt, wo er mit seiner Querflöte in großartiger Mimik täglich ein, zwei Ständchen darbot und damit den lächelnden Hausfrauen und den vielen vor Begeisterung kreisenden Kindern sein ganzes komödiantisches Talent zeigte.

Einige Ältere werden vielleicht noch von dem „langen Mierau“ gehört haben, der vor dem Ersten Weltkrieg als Vagabund und Bettler in Heubude lebte. Er war ein gewaltiger und Robuster Bursche, der Zeit seines Lebens nichts von der Arbeit hielt. Fast seine gesamte Kleidung, mehrere Westen und Jacketts, trug er übereinander, ließ sich oftmals von Holzarbeitern zu einem Machandel einladen und betätigte sich auch oft als „Vielfraß“, indem er gewaltige Mengen von Knackwurst vertilgte. Oft unterhielt er eine ganze Gesellschaft, gab jedoch die erbetenen Dittchen für den Konsum von Alkohol aus. Er fand ein tragisches Ende, vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde er in Bürgerwiesen von mehreren betrunkenen Fleischergesellen erschlagen.

Bekannt waren in Danzig auch die „Mottlauspucker“, ebenfalls unverfälschte Originale, die sich oftmals stundenlang an der Langen Brücke aufhielten, unentwegt in Grüppchen oder einzeln am Geländer standen, dabei priemten und philosophierten, wobei sie den Priemsaft in die Mottlau spuckten, was ihnen somit den Beinamen Mottlauspucker gab. Ihr Hauptinteresse galt den Schiffen auf der Mottlau und dem regen Leben auf der Speicherinsel, um herauszufinden, ob es für sie irgendein „Schauchen“ gab, d.h. die Gelegenheit, zufällig etwas zu verdienen, daher die Bezeichnung Gelegenheitsarbeiter. Die Mottlauspucker öiefen der Arbeit nicht nach, wurden aber aktiv, sobald der Familienunterhalt es erforderte. Nicht selten ließen sie sich den eigenen Verdienst in Form von Bier und scharfen Sachen in der nächsten Kneipe oder destille selbst zuteil werden. Sie unterschieden sich äußerlich vom Normalbürger dadurch, dass sie einen sprießenden Stoppelbart, eine ins Genick geschobene Schlägermütze und einen auffälligen Schal um den Hals trugen. Außerdem kleideten sie sich mit offen getragenen Jacken und arg zerknitterten Hosen, in deren Taschen sich selten Taschentücher, dafür eine Pfeife, Priem und oftmals ein Fläschchen mit weißem oder gelben Inhalt, keine Brause, befanden.

Als letztes möchte ich auf den Danziger „Mochum“ hinweisen, einen Typ, der den meisten Danzigern ebenfalls bekannt war. Mochums waren in ihren Stadtteilen gemeinsam als Kinder aufgewachsen entstammten größtenteils dem Milieu der unteren Arbeiterklasse, aber teilweise auch aus wohlsituierten Familien, und hatten ihre eigene Lebens- und Weltanschauung. Sie bemerkten immer nur die krassen Unterschiede zwischen Armen und Reichen, fühlten sich ungerecht behandelt, verachteten Staat und Gesellschaft und betrachteten die Schule als notwendiges Übel. Ihre geringen Fähigkeiten erlaubten es nicht, sich mit ihrer Umwelt angemessen auseinanderzusetzen, daher fanden sie einen Ausgleich in ihrer persönlichen körperlichen Kraft. Streitereien und Auseinandersetzungen, die teilweise

auch in Messerstechereien ausarteten, wurden nur in ihren eigenen Kreisen ausgetragen. Mochums trugen traditionsgemäß möglichst breite Hosen, die über die Schuchspitzen hinausreichten, dazu Herrenschuhe mit hohen Absätzen, Schlips und Kragen lehnten sie ab. Ferner waren sie mit blauen Tuchjacken und offenen Hemden, den Matrosen ähnlich, bekleidet. Als Kopfbedeckung diente eine schief auf dem Ohr sitzende Schirmmütze. Ihre gebückte Haltung beim Gehen und der wiegende Gang, sonst nur Matrosen zu eigen, waren im Volksmund als „mochumscher Gang“ bekannt. Ihre Freudinnen suchten sie oft unter leichten Mädchen. Diese waren Stolz, einen mutigen Freund als Beschützer zu haben. In Stehbierhallen und billigen Kneipen trafen sie sich am häufigsten, denn ein richtiger Mochum musste auch beim Trinken standhaft sein.

Es gab noch manch andere Person oder Personengruppe, die man zu den Danziger Originalen zählen kann. Vielleicht bietet sich die Gelegenheit, in der nächsten Ausgabe des Danziger Hauskalenders über diese zu berichten.

Alfred Kasanowski, „Gedanken an Danzig laufen mir immer nach“, „Unser Danzig“ 1995, Nr. 2, S. 29–31

„Ach, Miezekind, kommen Sie mich doch mal mit Ihren Buben besuchen“. Diesen Satz hörten wir beide, mein Bruder Günter und ich, aus dem Mund einer vornehmen alten Dame, als wir mit unserer Mutter von Dr. Swierzewsky im Brunshoferweg¹⁵ in Langfuhr kamen. Als die freundliche Dame in die Hauptstraße abgebogen war, sagte Mutter stolz zu uns: „Das war Frau Professor Ostwald, bei der ich als Mädchen in Stellung war. Sie nannte mich Mieze“. Damit war dann auch geklärt, warum unsere Mutter nicht Marianne, sondern plötzlich „Mieze“ hieß.

Ein paar Tage später war es dann soweit. „Miezekind“ kreuzte mit „ihren Buben“, beide in gestreiften Matrosenblusen, bei Professor in der Villa in der Hauptstraße in Langfuhr auf. Nie werden wir diesen Tag vergessen. Ein Paradies öffnete seine Pforten für uns. Frau Professor überschüttete uns mit Süßigkeiten. Sie ließ uns auf dem Klavier klimpern, schenkte meinem Bruder eine Ziehharmonika und mir eine Geige. Schokolade kannten wir schon, weil wir mal zu Weihnachten jeder eine halbe Tafel auf dem bunten Teller hatten. Beladen mit unseren Geschenken zogen wir los. Mutter trug eine prächtige Petroleumlampe im Arm. Das gute Stück von Frau Professor war für die Jahre bis zur Vertreibung 1945 der absolute Glanzpunkt in unserer Wohnstube in der Kleingartenkolonie „Erntedank“. Harmonika und Geige hielten nicht so lange.

In der Laubenkolonie wohnten wir, weil unsere Eltern die Miete in der Pestalozzistraße¹⁶ nicht bezahlen konnten, seitdem Vater arbeitslos war. Mit fünf Personen und 19 Gulden Stempelgeld in der Woche kann man nicht 32 Gulden Miete im Monat zahlen, das ging einfach nicht.

¹⁵ Heute ulica Waryńskiego.

¹⁶ Heute ulica Pestalozziego.

Vater war Bauarbeiter, Onkel Paul Zimmermann, Onkel Bruno Maurer, alle drei arbeitslos, sie bauten unser neues Heim mit Steinen aus einem Abriß, die nichts kosteten. Nur das Holz musste gekauft werden. Der Holzhändler in Langfuhr, Boris Mundlak hieß er, verkaufte das Holz ohne einen Pfennig Anzahlung. Als die Laubenbauer in „Erntedank“ dann in ihren Lauben wohnten, kam Mundlak jede Woche, wenn es Stempelgeld gegeben hatte, mit dem Fahrrad und kassierte 50 Pfennig von jedem, dem er Holz verkauft hatte. Manchmal wurde er dann dafür von seinen Kunden in unflätigster Weise beschimpft. „Blutsauger“ und „schorwiger Jude“ bekam er zu hören. Er entschuldigte sich dann beiden Beleidigern, kassierte seinen halben Gulden, oft bekam er nichts, schwang sich auf sein Fahrrad und fuhr weiter. Er wusste, wie ungerecht und bitter die Not und Armut die Menschen machen konnten.

Nach dem Umzug kamen mein Bruder und ich in eine andere Schule. Wir gingen nicht mehr über die Straße in die nagelneue Pestalozzischule, unser Schulweg ging jetzt über Wiesen und Sandkuhlen zur Ostseestraße¹⁷ bis zur Knabenschule Neuschottland¹⁸. In einer guten halben Stunde war der Weg zu schaffen. Nur der Nachhauseweg dauerte oft über eine Stunde. Wenn wir zu Hause unseren Schultornister in die Ecke gestellt hatten, schickte Vater uns mit dem kleinen zweirädrigen Handwagen fast täglich nach Sand aus der Sandkuhle, die zwischen den Laubenkolonien „Ostseeperle“ und „Frühlingslust“ lag. Vater hatte stets Verwendung für den weißen Schluffsand. Er mauerte und baute immer etwas. Unser Handwagen hatte nie viel Pausen, er war lebensnotwendig. Sein häufigster Weg war zum Müllberg bei Lauental. Von dort hatten wir auch unseren stabilen, großen gusseisernen Ofen. Koks und anderes Brennmaterial lieferte uns der Müllberg in ausreichender Menge. Im Winter brachten wir damit den Eisenofen in der Laube oft zum Glühen. Trotzdem wurde es nur mäßig warm. Wenn wir um den Ofen saßen, hatten wir rote Gesichter von der Hitze, aber der Rücken blieb kalt.

35 Quadratmeter groß war unsere Laube auf der 500 Quadratmeter umfassenden Parzelle. Vater hielt immer ungefähr 50 Kanninchen, ein Dutzend Hühner und ein paar Enten, weil am Ende unserer Parzelle ein Graben floß, der mit Entenflott bedeckt war. Wir wohnten nicht nur auf der Parzelle, wir lebten auch von ihr, von den Gartenfrüchten und vom Kleinvieh. Gewiß, wir hatten keinen elektronischen Strom, wir hielten keine Zeitung, das Wasser holten wir aus der Pumpe im Kleingärtnerweg, aber wir lebten besser als in der Pestalozzistraße.

Onkel Hans, der uns gegenüber wohnte, hatte einen Detektor mit Kopfhörern, über den ich an einer Ohrmuschel des Kopfhörers z.B. den Boxweltmeisterschaftskampf Max Schmeling¹⁹ in Amerika mithören konnte. Er kratzte zwar gewaltig in dem Apparat, aber der Kampf war ja nur kurz.

Wenn ich nicht mit Vater und dem Handwagen auf den Müllberg musste, streifte ich am liebsten am Hafen in Neufahrwasser und bei Legan und an der

¹⁷ Heute ulica Hallera.

¹⁸ Heute Nowe Szkoty.

¹⁹ Max Schmeling (1905–2005). Weltmeister im Schwergewicht (1930–1932).

Margarinefabrik AMADA herum. Hier wurde ein Rohstoff zur Margarineherstellung verladen, der für mich zum Zahlungsmittel wurde, mit dem ich mir einige Wünsche erfüllen konnte. Kokosnußfleisch, genannt Kopra, getrocknetes und zerkleinertes Markt der Kokosnuß war meist das Ziel meiner Ausflüge. Einen ziemlich großen Beutel zu füllen. Manchmal mußte ich mich auch mit Stücken begnügen, die schon ein paar Tage an der Umladestelle herumlagen und schon ein wenig ranzig rochen. Dann schmeckten sie etwas nach Seife. Aber meistens gelang es, gut getrocknete Stücke in meinem Beutel zu bunkern. Auf dem Schulhof hatte ich den Beutel in den Pausen immer am Mann. Ein Taschenmesser, ein Kompaß und vor allen Dingen Hefte zum Lesen tauschte ich ein. Schmöcker wie „Rolf Torrings Abenteuer“, „Jörn Farrow“, „John Kling“ und andere Räuberpistolen wie „Frank Allan, der Rächer der Enterbten“ konnte ich jetzt lesen.

Manchmal, wenn Vater als Arbeitsloser neben bei eine Schicht als Hafenarbeiter bekam, er also zum Hafen „auf Schauchen“ ging, holte ich ihn von der Schicht ab oder wir verabredeten eine Zeit, an der ich dann an einer bestimmten Stelle am Hafenzaun war. Er reichte mir dann seine große Zweiliter-905 Kaffeflasche, eine Sonderanfertigung aus Blech, durch den Zaun. Sie war immer mit lockeren Sachen aus dem Verladegut gefüllt, z.B. Honig, Kaffeebohnen, Kakaopulver, Zucker, was gerade verladen wurde. Einmal war die Flasche voller gelber Eidotter. Zu Hause gab es eine Woche lang jeden Tag Rührei.

Absolute Höhenpunkte in unserem Kleingärtnerdasein waren immer die Laubenfeste Ende des Sommeres. Lampionumzüge, Tanz im Freien, Sackhüpfen, Eierlaufen und viele andere Belustigungen gaben dem Fest seinen unverwechselbaren Charakter. Unsere Tante Anna braute zu diesen Festen immer dunkles Bier, von dem wir Kinder einen Schluck abbekamen. Selbstgemachter Fruchtwein hatte bei den Erwachsenen auch seine Wirkung Tiegenhöfer Machandel 00 konnten sich nur wenige leisten. Aber alle waren fröhlich und sagen „mein Danziger Land, mein Heimatland...“.

In „Erntedank“ gab es ein paar Leute, die Arbeit hatten und trotzdem hier wohnten. Da war z.B. der Kaufmann Staginnus, bei dem man auf „Anschreiben“ einkaufen konnte, bis es Stempelgeld gab. Der Vater meines Freundes Rudi Amberger war Straßenbahnschaffner, die hatten in ihrer Laube elektrischen Strom und sogar ein Radio.

Als ich 1937 im Alter von 14 Jahren aus der achten Klasse der Knabenschule Neuschottland in Danzig-Langfuhr entlassen wurde, mußte ich schon nach ein paar Wochen „aufs Land“ als Landhelfer zum Kühe hüten. Ohne „Landjahr“ gab es keine Lehrstelle. Die Mindestzeit von sechs Monaten diente ich bei Bauer Zube in Jetau²⁰ (Danziger Höhe) ab. Zube hatte neben der Landwirtschaft eine Gaststätte, den „Birkenkrug“.

Zuvor hatte mich das Arbeitsamt Danzig nach Oberhütte bei Mariensee zu einem Bauern vermittelt. Ich fuhr auch hin. Nach einigen Tagen kam Vater mich mit dem Fahrrad besuchen. Als er sah, daß ich im Viehstall und einer stinkenden Sauerkohltonne vor meinem Strohsack schlafen mußte, setzte er mich kurzerhand auf

²⁰ Heute Jagatowo.

den Rahmen seines Fahrrades, und nach ein paar „freundlichen“ Worten an meinen Arbeitgeber fuhr er mit mir 28 Kilometer nach Langfuhr in unsere Laubenkolonie.

Ein paar Tage später fuhr mich ein Auto des Arbeitsamtes zu Zube. Dort mußte ich zwar auch auf dem unausgebauten Dachboden neben der Räucherammer schlafen, aber es gab eine Waschschüssel und einigermaßen sauberes Bettzeug. 15 Gulden mußte Zube mir im Monat zahlen. Die Verpflegung war nicht üppig, aber ausreichend. 12 Kühe, einen Bullen und einige Stück Jungvieh hatte ich zu hüten. Dem Bauern mußte ich melden, wann der Bulle welche Kuh besprungen hatte. Morgens um fünf Uhr war der Stall auszumisten und um sechs Uhr war ich schon auf der Weide. Jeden Tag strich ich mir auf dem Kalender an. Auf den Tag genau, nach sechs Monaten, packte ich meine Sachen und ab ging es nach „Erntedank“.

Jetzt begann die Suche nach einer Lehrstelle. Es war fast aussichtslos. Aber als meine Eltern schon aufgeben wollten, kam unsere Gartennachbarin Elisabeth Dombrowski, Stadtverordnete im Senat der Freien Stadt Danzig, Fraktion KPD, und nahm mich in die Druckerei Gebrüder Krawczik in der Hundegasse, eine Firma, die für die Kommunistische Partei druckte. Hier bekam ich eine Lehrstelle als schrifsetzerlehrling. Aber die Freude dauerte nicht lange. Nach etwa sechs Wochen Lehrzeit wurde die Druckerei geschlossen. Warum, das erfuhr ich nie genau, aber unsere Nachbarin schimpfte gemeinsam mit meinen Eltern darüber, daß die Nazis sich jetzt auch in Danzig breit machten, wie sie es in Deutschland schon seit 1933 taten. Das war sicher die Ursache für die Schließung der KPD-Druckerei. Ich wurde zum Glück von der Handwerkskammer in eine andere Druckerei zum Weiterlernen vermittelt. So kam ich in die Buchdruckerei Rudolf Witt, Danzig, Hopfengasse²¹, und er lernte zusammen mit meinem Freund Werner Draws aus Ohra den ehrsamten Beruf eines Schrifsetzers, auf den wir beide sehr stolz waren. Unser Lehrmeister, der Schrifsetzermeister Otto Alexius Wurm, setzte sein ganzes Können ein, um aus uns würdige Jünger Gutenbergs zu machen „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“, pflegte er zu sagen. Wir beide machten ihm das Leben auch nicht immer leicht. Er war sehr streng, aber ein hervorragender Fachmann mit einem guten Ruf in der Zunft.

Als Werner Draws und ich uns nach Jahrzehnten in Mecklenburg wiederfanden, er lebte in Güstrow und ich in Wismar und später in Rostock, hatten wir beide immer tage- und nächtelang Gesprächsstoff über unsere herrliche Lehrzeit in der Hopfengasse gegenüber dem Krantor.

Als ich 1941 den letzten Bleibuchstaben, das letzte kleine „e“, mit leisem Klick in den Setzkasten fallen ließ, um die „Uniform des Führer“ anzuziehen, ahnte ich nicht, daß ich meinen Arbeitsplatz in der Hopfengasse, die Laubenkolonie „Erntedank“, mein geliebtes Danzig allenfalls nur noch als Besucher sehen könne. Heute, nach über 56 Jahren, denke ich als alter Mann öfter und intensiver als in den vergangenen Jahren an den Strand in Brösen, an die Laubenkolonie „Erntedank“, an meine Schule in Neuschottland und an meine Lehrzeit in der Druckerei auf der

²¹ Heute ulica Chmielna.

Speicherinsel. „Junge, träume nicht“, höre ich Meister Wurm sagen, „steckt deine Nase in den Setzkasten“. Als ich Soldat wurde, sagte er zum Abschied: „Wenn Du aus Deinem Schriftsetzereiberuf heraus bist, wird das kleine „e“ Dir immer nachlaufen“. Wie stolz war ich auf diese seine Worte, heute weiß ich, wie recht er hatte. Nicht nur das kleine „e“, auch die Gedanken an Danzig, meine geliebte Heimatstadt, werden mir bis an mein Lebensende nachlaufen.

York Wosegien, So war's. – So wird's nie wieder sein- Freistaat-Jugenderinnerungen und Abschied auf Hela Reede!, „Danziger Hauskalender“ 1998, S. 120–122

Aufgewachsen in einem Geschäftselternhaus, Vater hatte ein internationales See-Assekuranz und Havariegeschäft mit 12 Mitarbeitern, dazu Honorarkonsul für ein südamerikanisches Land! Das Bürohaus lag in der Breitgasse, neben dem „Danziger Lachs“. Dort wurden oft mit Kapitänen und Reedereiagenten erfolgreiche Geschäftsschlüsse gefiert, die Schiffe müssen ja schließlich „schwimmen“!

Wir wohnten in Zoppot in einem Haus am Strand, alles war vorhanden vom Dienstmädchen bis zum Schäferhund „Imo“ und ein schickes Auto, damals nicht selbstverständlich wie heute.

Die erfolgreichen Geschäftsjahre dauerten bis in die 30er Jahre hinein. Durch die breite Einflussnahme der Nazis in Danzig ging das internationale Transportgeschäft sehr zurück, zumal viele Firmen mit jüdischen Inhabern sich zurückzogen. Zusätzlich negativ bemerkbar machte sich der rasante Ausbau des polnischen Hafens Gdingen, als Konkurrenz zu Danzig.

Die Goldene 20er und 30er Jahre“ waren bald vorbei, wie Vater erzählte.

Dieser war Feinschmecker; an den Geschäften von „Fast“ in Danzig sowie „Lackner“ in Zoppot konnte er nicht, ohne zu kaufen, vorbei gehen. Man aß im „Warmen Bodenbug“, und ich denke an die schönsten Kalbsschnitzel mit Ei und Sardellen im „Bieberstein“.

Wir Jungen gingen gern ins Automatenrestaurant „Löwenschloß“ in der Langgasse und zogen ins Negerküsse für ein Dittchen. Wie viele Male waren wir in den „Mix“-Läden, die mein Vater auch versichert hatte. Die Inhaber Kawalki machten tolle Schokolade, Marzipan und Konfekte, berühmt in aller Welt. Und dann das Eis von „Toscani“, man musste es probieren und blieb dabei! Nach der Schule für ein Dittchen „Punschbomben“ von der Bäckerei „Ausländer“. Ich schmecke sie noch heute, so gut waren sie.

Wir Jungen spielten gerne Fußball in Zoppot auf einer Wiese an der Beethovenstraße, zusammen mit Lollek und Bollek, den Polenkindern, gegen andere Straßenmannschaften, auch gegen eine jüdische Jugend, die als Emigranten aus dem Osten in einem großen Haus wohnten. Mein Vater war großer Anhänger von „Preußen-Danzig“, „der“ Verein in Danzig. Ich habe viele Spiele gesehen, wir fuhren mit dem Auto oft auf den „Bischofsberg“ zum Preußenplatz.

Die Idole waren damals: Torwar Steffen, Dribbelkünstler Rebelowski sowie Verteidiger Janz und Stollenberg. Weitere größere Vereine „BUEV“ mit Torwart

–Piper, scharfschütze Winter und Stürmer C. Prohl, „Minister“ genannt. Der Klub „Gedania Danzig“ war ein polnischer Verein, auch mit guten Spielern.

Oft war mein Vater mit dem bekannten Sportredakteur „Erich Rohde“ von den „Danziger Neuesten Nachrichten“ zusammen. Alles war damals noch Sport aus Begeisterung, ohne den Millionärsagen von heute.

Vater war auch Mitglied im Zoppoter Reiterverein. Ich habe viele Renntage auf der landschaftlich schönsten Renntage Europas, mit Blick auf die Danziger Bucht und dahin ziehenden Schiffen, auf der Mitgliedertribüne miterlebt.

Ich sehe den Danziger Kinokönig und Besitzer des Kasinohotels sowie Rennstallbesitzer „Willi Kuschel“²² im eleganten, hellen Anzug mit umgehängten großen Fernglas, seine Pferde mit seinen Stalljockeys Fromman und Piotrowski in den Sattelplatz führen.

Ich sehe Graf Lehdorf-Preyl immer mit englischen Bowler. Alle großen Jockeys und Ställe waren vertreten: Otto Schmidt, Gerhard Streit, von Mitzlaff, Graf zu Solms, mit dem mein Vater sehr befreundet war. Dann die internationalen Reit- und Springturniere mit der Kavallerieschule Hannover und der polnischen Kavallerieschule Graudenz, alles Elitereiter und –pferde.

Als wir älter waren, auf das Gymnasium in Zoppot und Oliva kamen begeisterten wir uns für die aufkommende Swingmusik und Lateinamerikanischen Rhythmen. Damalige Radiowerbung vom Landessender Danzig: Sie hörten Schallplatten aus dem Musikhaus „Trossert Kohlenmarkt“. Unser größter Plattenladen in Danzig, hier haben wir und unsere Eltern viel gekauft. Vater schwärmte von „Bernhard Ette“ und „Marek Weber“, ich von „Teddy Stauffer und „Nat Gonella“

Der HJ mussten wir zwangsläufig beitreten und Schwierigkeiten in der Schule zu vermeiden, nachdem „Die braunen“ überall den Ton angaben.

Unsere Swingclique in Zoppot hatte den Erkennungspfeiff „Bei mir bist du schön“ von Andrew Sisters. Waren wir auf der Gasse, so hieß unsere Seestraße unter uns, und es erklang dieser Pfeiff, wussten wir, unsere Clique ist in der Nähe. Unser Treffpunkt war das „AS“, sprich Cafe Astoria, Ecke Süd- und Seestraße, im oberen Raum. Im Sommer pilgerten wir oft, siehe Kalender 1996, zur „kalten Platte“ vor dem Kasinohotel. Dort spielte 1938/39 das bekannte Berliner Tanzorchester „Hilden-Arnold“ mit der Sängerin „Helga Wille“ die neusten Swingtitel aus England und Amerika. Im bevorzugten Nordbad spielen wir auf dem Koffergrammophon die Swingmusik von Jack Hylton, Ambrose, Harry Roy und den „Rumba Tambah“ von den „Lecuna Cuban Boys“. Die HJ-Streifen sahen das gar nicht gerne und versuchten, diese nicht deutsche Musik zu unterbinden. Aber wir waren ja noch „Freistaat“

Nicht vergessen in meinem Gedächtnis ein beeindruckendes Auto, das wir in Zoppot bewunderten, ein „Mercedes SSK Coupe“ mit verchromten Kompressorrohren an der Seite, ein Auto wie im Film. Es gehörte dem Daniger Zuckerkönig „Pikuritz“, der in Zoppot in einer tollen Villa wohnte.

²² Willy Kuschel.

Und wer erinnert sich noch an unsere Plattenjockey vom Kurgarten, Herrn Schimanski, mit der Ansage: „Hier ist die Großlautsprecheranlage des Kurgartens Zoppot“. Wir machten mit ihm noch 1941 mit unseren „Heißen Platten“ einen Abend im Kurgarten. Unvergessen die vielen Zoppoter Veranstaltungen, wie „Großer Donneerstag“ mit Feuerwerk und Blumencorso, Pferderennen, internationale Tanzturniere, Wettschwimmen, Rennbootfahren, Segelwoche, Waldoper, Ruderregatta, Spielkasino, Modenschauen, Funkbälle, Karneval von Zoppototien etc. Ein wirklich unvergleichbares Weltbad, unser ehemaliges Zoppot.

Am 1. September 1939 wurden wir von Hitler „befreit“ und sechs Jahre später, 1945, wurden wir sprichtwörtlich von allem „befreit“, was wir besaßen, einschließlich, unserer Heimat. In der Kriegszeit verschwand natürlich das internationale Leben, braune Funktionäre hatten das Sagen. Wir Jungen mussten marschieren und singen und warten auf die Einberufung.

Das Leben war hier noch halbwegs normal, im Kurgarten spielte die bekannte Kapelle „Traversa-Schoener jetzt vom Reichssender Danzig, auf der Kalten Platte spielte im Sommer „Hans Busch“ aus Berlin Unterhaltungsmusik, denn tanzen war ja verboten.

Unser Kinokönig Willy Kuschel eröffnete in Danzig das Kino „Tobispalast“ mit dem sehr schicken „Palastcafé“ in der oberen Etage. Hier fuhren wir noch öfter hin, weil noch gute Kapellen spielten wie: „Juan Llossa und „Mario Weber“. Tanzstunden wurden noch genommen bei der Danziger Tanzschule „Fuchs“. Beim dem Ball gab es die bekannten „Heißgetränke“, nur privat feierten wir noch nach „Heißer Musik“ mit Machandel und Pflaume.

Dann kam bald der Einberufungsbefehl, 1942 zur Kriegsmarine. ...

Eva-Maria Franke, Mein Zuhause, „Unser Danzig 1995, Nr. 4, S. 30

Mein Zuhause war die Hundegasse, das letzte Haus am Kuhtor. Im Kuhtor befand sich eine Jugendbücherei. Wie stolz war ich, als ich endlich nach meinem zehnten Geburtstag mit dort Bücher leihen durfte. Von da ab wurde ich ständig Kunde dort und las mich durch sämtliche Jugend- und Märchenbücher. Vom Balkon, der auf der Wasserseite lag, ging mein blick auf die Kuhbrücke, die Mottlau und die herrliche Speicherinsel²³ mit den wunderschönen Fachwerkhäusern. Stets saßen geduldige Angler auf den Holzplanken der Speicherinsel und warteten auf ihre Beute.

Auch wir Kinder haben dort viel gespielt, denn kein Fahrzeug konnte unser Spiel stören. Nahten große Handelsschiffe, so ertönten ihre Sirenen dreimal und schon erschienen die Brückenmänner. Die kleinen steinernen Brückenhäuschen zu beiden Seite der Kuhbrücke²⁴ wurden geöffnet, und per Hand mit einer Kurbel wurde auf beiden Seiten langsam die Brücke geöffnet. Wie oft habe ich als Kind mit die Kurbel drehen dürfen, denn die Brückenmänner kannten mich schon.

²³ Heute Wyspa Spichrzów.

²⁴ Heute Most Krowi.

Jeden Tag verrichtete ein Schaufelbagger auf der Mottlau seine Arbeit, um die Fahrrinne für die durchkommenden Schiffe freizuhalten. Kurz vor dem letzten Krieg nahm ein großes Handelsschiff mit großem Krach fast einen Teil eines kleinen Brückenhäuschen mit. Da wurde die Brücke für ein Jahr gesperrt, und eine neue, vollautomatische Brücke wurde gebaut.

Wir Kinder sahen zu, wie von den Speichern aus dicken Rohren Weizen, Roggen und anderes Handelsgut in die Leiber der Schiffe floß. Auf der Kuhbrücke waren vor dem Krieg noch viele Pferdefuhrwerke zu sehen. Leider glitten die armen Tiere oft auf dem glatten, eisenbeschlagenen Boden in der Mitte der Brücke aus. Dann legte der Kutscher eine Decke vor seine Pferde, damit sie wieder aufstehen konnten. Im Winter bahnte ein Eisbrecher den Schiffen einen Weg durch die Mottlau. Das gab immer ein lautes Krachen, wenn der Eisbrecher auf die dicke Eisdecke auffuhr und sie dann durchbrach.

Sommer wie Winter erschien tagtäglich an der Ecke Hundegasse/Röpergasse²⁵ der Zeitungsmann. Er kam mit einem Klappstuhl und einem Wäschekorb voller Zeitungen. Diese wurden am Innenrand des Korbes mit Wäscheklammern befestigt. Ab und zu ging er in die Wirtschaft „Bigott“, um sich von innen zu erwärmen. Im Winter erschien er dick verhummt und schlug von Zeit zu Zeit zur eigenen Erwärmung die Arme übereinander um seinen Leib.

Auch um die Hundegasse und Speicherinsel gibt es eine Geschichte. In der Hansestadt wohnten in der Hundegasse die Hundewächter mit ihren scharfen Hunden, welche nachts auf der Speicherinsel freigelassen wurden, um diese vor Dieben zu schützen, das war jedermann bekannt. Einmal macht sich ein Spielmann mit seiner Geige müde von einer Hochzeit kommend, auf welcher er aufgespielt hatte, auf den Heimweg. Um diese abzukürzen, betrat er die Speicherinsel in der dunklen Nacht. An die Hunde dachte er in seiner Müdigkeit nicht. Mit einmal leuchteten ihm aus der Dunkelheit rote Augen entgegen, ein Schreck fuhr ihm in die Glieder: die Bluthunde! In seine Not nahm er seine Geige und spielte. Und siehe da, die Hunde umringten ihn, aber sie taten ihm nichts, sie lauschten seinem Spiel. Er spielte verzweifelt bis zum Morgengrauen. Da wurden die Hunde zurückgerufen und er war erlöst. Langsam löste er sich aus seiner Erstarrung und dankte Gott für seine Rettung.

Hildegard Semmler, Rund ums Krantor..., „Danziger Hauskalender“ 1994, o.S.

Meine Kindheit und meine Jugend spielte sich „rund ums Krantor“ und an der Mottlau ab. Vom Fischmarkt²⁶ auf der Langenbrücke entlang und den dahinter liegenden Gassen bis zum „Grünen Tor“, das war „unser Revier“.

Die Langebrücke ist eigentlich gar keine Brücke, sondern ein Kai, der ursprünglich aus Holzbohlen bestand. An der Landseite standen damals schon Häuser mit

²⁵ Heute Ecke ulic Ogarnej und Powroźniczej.

²⁶ Heute Targ Rybny.

Geschäften und mit Wohnungen in zwei oder drei Stockwerken. Die meisten dieser Häuser waren sehr schmal und hatten nur zwei Fenster auf die Frontseite, wie auch die Häuser in den Straßen, die auf die Langebrücke führten, zwar wunderschöne Beischläge, aber selten drei Fenster und mehr aufwiesen.

Zwischen der Langenbrücke und der gegenüberliegenden Speicherinsel fließt nach wie vor die hier ziemlich breite Mottlau. Von alten Bildern weiß ich, dass auf der Mottlau Segelboote und Kähne Getreide und andere Güter die Weichsel abwärts bis zu den Speichern brachten. Floßähnliche Kähne, die vorne und hinter spitz zuliefen und nur eine schmale Bordkante hatten, kamen von Polen mit Weizen und Roggen beladen, und die Bootsleute, die eigenartige Ruder handhabten, nannte man „Schimkys“, das waren sehr raue aber gutmütige Gesellen, die für einen geringen Lohn arbeiteten. Die Fahrzeuge waren schlecht zusammengezimmert und wurden nach dem Entladen zerhauen und das Holz verkauft.

Zu meiner Zeit jedoch war die Mottlau rege befahren von großen Frachtdampfern, die an der Speicherinsel be- oder entladen wurden, von Schleppern und Passagierdampfern. An der Heimatflagge der großen Frachtschiffe konnten wir Kinder schon erkennen, in welches Land sie gehörten. Dänemark, Norwegen, Schweden, Litauen usw., das waren für uns schon Begriffe, noch bevor wir das Land im Atlas bezeichnen konnten.

War auf der Mottlau nichts interessantes zu sehen, wandten wir uns den Geschäften mit ihren Auslagen zu. Der Inhaber eines Schuhgeschäftes war der alte Herr Khagan, der mit seiner Tochter in unserer Straße wohnte. Herr Khagan hatte weiße Haare, einen gepflegten langen weißen Bart und war Jude und unser bester Freund. In seinem Geschäft verkaufte er Schuhe, und man konnte mit ihm um den Preis handeln. Für uns Kinder war er aber insofern interessant, weil er stets Bonbons bei sich hatte und ich von ihm sogar einmal ein Stück Matzen erhielt. Ich kann mich aber an ein Geschäft erinnern, auch ein jüdischer Inhaber, der die Leute sehr übers Ohr haute. Meistens ging die Landbevölkerung beim ihm einkaufen. In den anderen Geschäften könnte man Seife, Andenken und Textilien bekommen,

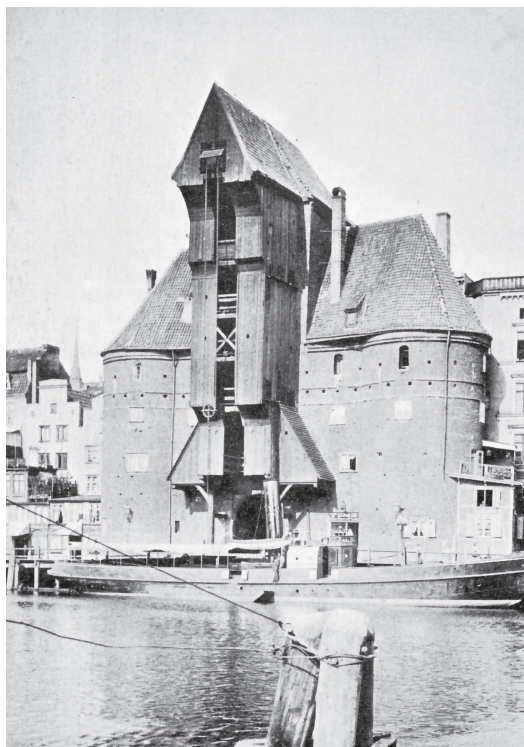


Abb. 28. Das mächtige Krantor



Abb. 29. Lange Gasse, 1939

und zwei Geschäfte verkauften Bernsteinketten, Broschen und Armbänder aus Bernstein. In den Schaufenstern wurden Segelboote und Koggen, die aus Bernstein angefertigt waren, angeboten. Ein Kästchen und eine Tischuhr aus Bernstein hatten es mir besonders angetan. In späteren Jahren kaufte ich in einem dieser Läden einen Bernsteinelefanten.

Zwischen den Läden waren Restaurants, „Zum grünen Gewölbe“, „Zur Jägerhütte“, und wie sie alle hießen. Im Innern sah man Hechte, natürlich präpariert, eine Seejungfrau im Netz und andere seltene Meerestiere von den Wänden und der Decke baumeln. Natürlich sind wir hin und wieder auch hier reingegangen, wurden aber genauso prompt wieder an die Luft befördert.

Die Hauptattraktion jedoch war das Krantor am Eingang zur Breitgasse. Im Innern befanden sich zwei große Treträder aus Holz, die früher von Gefangenen bewegt wurden. Später waren sie mit Motorantrieb versehen. Etwas seitlich vom Krantor wurde von „Paulchen“ an einem Stahlseil eine Prahmfähre quer über die Mottlau gezogen. Dieses Stahlseil lief hinten und vorne über je eine Rolle. „Paulchen“ hatte einen Ledergurt über der Schulter, an dem eine Kette hing. Diese Kette warf er mit Schwung über das Seil, die Kette kringelte sich und fand Halt an einem Fünfmarkstück großen Eisenteller. Während Paulchen so manchem Kilometer auf seiner Fähre zurücklegte und auch dabei den Fahrpreis von 2 Pfennig kassierte, achtete er auf den Schiffsverkehr, denn er musste das Seil kappen, damit die Dampfer nicht an das Seil gerieten und ein Unglück geschah.

Rechts unten im Krantor hatte ein Klempner sein Geschäft. Er verkaufte auch Zylinder für Petroleumlampen. Ich kann mich erinnern, dass wir in unserer Wohnung zuerst Gaslicht hatten und im Keller eine Petroleumlampe. Eines Tages machte es „klick“, als ich meinem Vater leuchtete, und der Zylinder war gesprungen. Ich wusste, wo ich einen Ersatz bekam, und raste los zum Krantor. Ich raste auch aus dem Geschäft mit dem Zylinder in der Hand, prallte mit einer Frau zusammen, und da machte es nicht nur „klick“, sondern auch „Klack“, und mein Zylinder lag in tausend Scherben auf dem Pflaster. „Wie sag ich’s meinem Vater?“ Ich muß wohl so losgeheult haben, in Anbebracht der Senge, die mir bevorstand, dass der

Klempnermeister Mitleid mit mir hatte. Ich bekam einen neuen Zylinder und bin damit ganz, ganz vorsichtig und behutsam nach Hause geschlichen.

Auch wir Kinder hatten damals Probleme, über die wir heutzutage nur noch lächeln können. Viel war damals wohl vom Geld abhängig, das wir als Kinder ja nicht hatten. Wie gerne wäre ich immer hin und zurück mit der Krantorfähre gefahren, um den großen Frachtdampfern ganz nahezu sei, aber hatten wir die nötigen 2 Pfennig?

Das Krantor mit der Fähre war und blieb aber unser Anziehungspunkt. An einem kalten Wintertag musste ich für meine Mutter aus der Getreidehandlung am Häkertor²⁷ „Viktoria-Erbsen“ holen. Schnell mal mit der Tüte in der Hand durch das Häkertor zum Krantor und auf die treibenden Eisschollen in der Mottlau sehen, das müsste doch noch gehen. Die Möwen umkreisten schreiend das Krantor und hatten sicher Hunger. Meines Vaters Tauben fraßen Mais und Erbsen. Ob wohl die Möwen...? Wenigstens ein paar Erbsen müssten dran glauben, ging es mir durch den Kopf. Als ich am Krantor ankam, war meine Tüte vom Schnee durchweicht, die Möwen umschwirrten mich, und die „Viktoria-Erbsen“ weichten in der Mottlau.

Trotz der Senge, die ich daraufhin kriegte, war die Kindheit ausgefüllt mit glücklichen Tagen. In sonniger Ferne, im verklärenden, alles verschönenden Glanz liegen sie. Gerne denke ich daran zurück. Was dem Bayern seine Alpen, dem Kölner sein Dom, ist für mich die Langebrücke mit dem Krantor bis zum heutigen Tag geblieben. Entfernt von der Mottlau und den Schiffen werde ich die Sehnsucht niemals mehr los. Kein Bauwerk der Welt, kein anderer Fluß, etwa die Donau oder die Elbe, auch nicht der Rhein, vermag mir Ersatz für das, was ich unwiederbringlich verloren habe, bieten.

Aber es sind nicht nur fröhliche Erinnerungen an die Langbrücke. Die schmerzlichen Erlebnisse, als die Speicherinsel brannte, wir um unser Leben liefen und ein feuriger Regen in Form von brennenden Getreidekörner auf uns herabfiel, als wir die unglaublichen Schrecken und die unglaublichen Grausamkeiten erlitten, sind im Laufe der Jahrzehnte etwas abgestumpft. Ich mag nur die schönen Jahre in mir nachwirken lassen, seitdem ich nach meiner Vertreibung aus „diesem Paradies“ als Gastarbeiterin“ hier im Westen Fuß fassen musste.

Der Bayer konnte nach dem Krieg seine Alpen behalten, der Kölner ist nach wie vor stolz auf seinen Dom und möchte sogar zu Fuß nach Kölle gehen. Wenn ich an meine Langebrücke und mein Krantor denke, sehe ich dort jetzt andere Menschen, und manches Mal frage ich mich, wo sich wohl „unsere“ Schutzengel 1945 aufhielten. Man spricht immer wieder von Gerechtigkeit und Menschlichkeit, doch wenn wir von unserem Schicksal zu sprechen wagen, begegnen wir nur einem Kopfschütteln und sind die ewig Gestrigen.

²⁷ Heute Brama Straganiarska.

ABBILDUNGEN

1. Marienkirche	12
2. Blick vom Kurgarten auf den Seesteg	15
3. Die Waldoper, eine Aufführung der „Meistersinger von Nürnberg“	19
4. Gustav Fuchs	20
5. Auto-Omnibus	23
6. Jopengasse	24
7. Senatsgebäude	38
8. Volkstagsgebäude	39
9. Der Sternewart in der Frauengasse	44
10. Zehntausend Mark Danziger Notgeldschein	62
11. Alt Danziger Wein- und Bierstuben. W. Bodenburg und Speisewagen	68
12. Blick auf die Lange Brücke mit Krantor	69
13. Der Ratsweinkeller unter dem Artushof	71
14. Eröffnung der Straßenbahn zum Heubuder Strand am 1. Juli 1927	81
15. Das Staatstheater auf dem Holzmarkt	89
16. Zeppelin über Danzig	92
17. Das Gebäude der „Danziger Neueste Nachrichten“ in der Breitgasse	99
18. Adolf Hitler mit Albert Forster bei der Besichtigung Danzig.	109
19. Der Seestege in Zoppot	125
20. Heisse Musik vor dem Kasino-Hotel	126
21. Segelboote kreuzen vor dem Zoppoter Seesteg	127
22. Das Kurhaus mit Kurgarten und Beginn des Seestegs	132
23. Pestalozzi Schule in Langfuhr	134
24. St. Johann, Abiturklasse 1937	138
25. Technische Hochschule	145
26. Heinrich Sahn	156
27. Das Familienbad	164
28. Das mächtige Krantor	181
29. Lange Gasse, 1939.	182

Die im Buch verwandten Aufnahmen stammten aus der Zeitschriften „Unser Danzig“ und dem „Danziger Hauskalender“ sowie aus den Privatsammlung von Hans Fuchs und Marek Andrzejewski.

Tabelle

1. Die Kraftfahrzeuge in der Freien Stadt Danzig nach dem Stande vom 18. Mai 1928	22
--	----